SCOTT ANDREW SELBY GREG CAMPBELL

LUPENREIN

Zwei Jahre Planung,
ein Hochsicherheitstresor,
Diamanten im Wert von 500 Mio. Euro

Die wahre Geschichte des größten Diamantenraubes aller Zeiten

riva

SCOTT ANDREW SELBY UND GREG CAMPBELL

LUPENREIN

Die wahre Geschichte des größten Diamantenraubes aller Zeiten

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://d-nb.de abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:
lupenrein@rivaverlag.de

© der deutschen Ausgabe 2011 by riva Verlag, ein Imprint der
FinanzBuch Verlag GmbH, München,
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

© 2010 by Scott Andrew Selby und Greg Campbell

Die englische Originalausgabe erschien 2010 bei Sterling Publishing Co., Inc. unter dem Titel *Flawless: Inside the largest diamond heist in history.*

Diese Ausgabe wurde nach Vereinbarung mit Sterling Publishing Co., Inc., 387 Park Ave. S., New York, NY 10016, publiziert.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Martin Bauer, München
Redaktion: Nicole Luzar, Betzenstein
Umschlaggestaltung: Geviert – Büro für Kommunikationsdesign, München
Umschlagabbildung: Corbis Corporation
Satz: HJR, Jürgen Echter, Landsberg am Lech
eBook-Produktion: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-86248-138-5

Weitere Infos zum Thema

www.rivaverlag.de
Gern übersenden wir Ihnen unser aktuelles Verlagsprogramm.

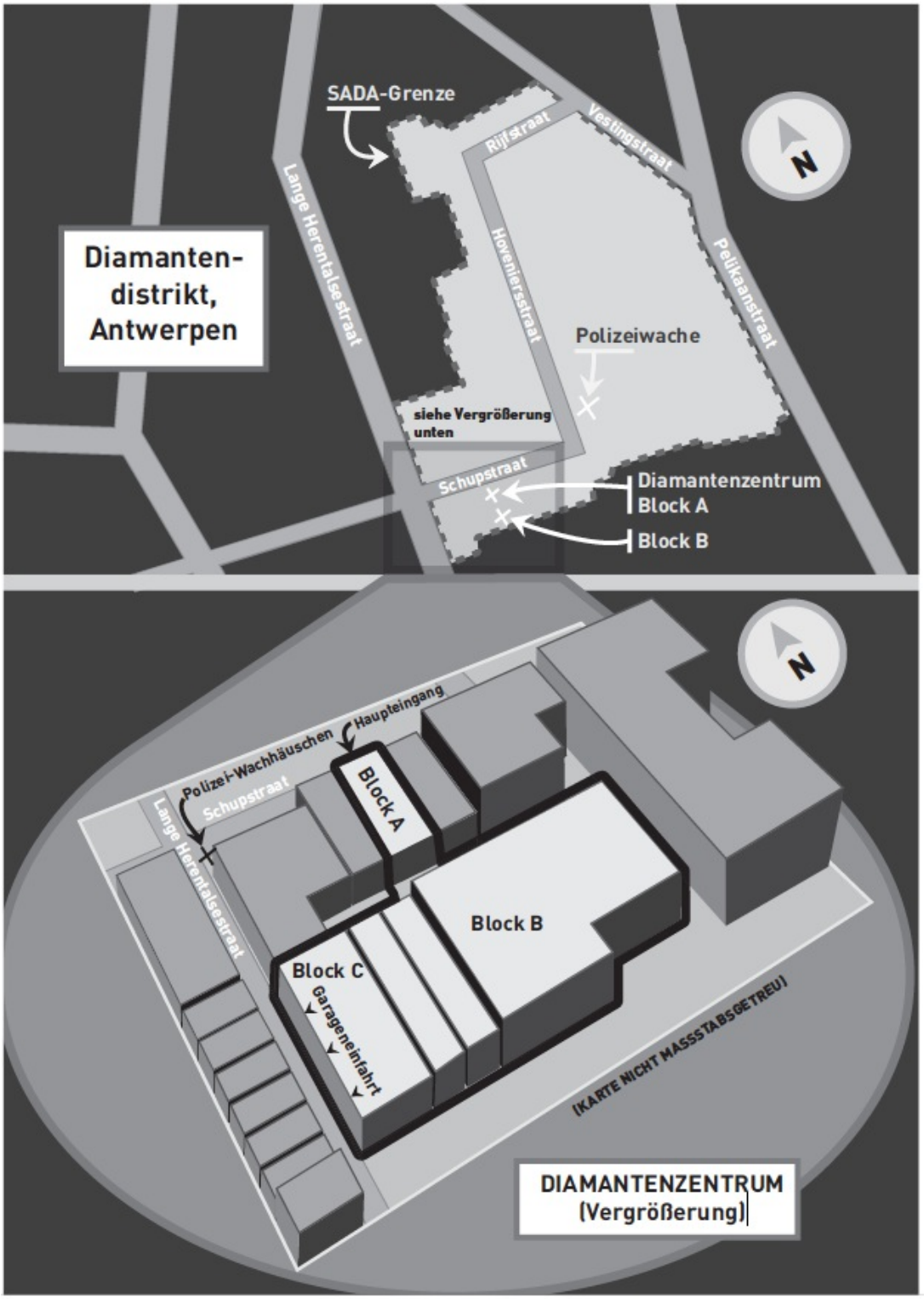
Schweden gewidmet, dem Land der wilden Erdbeeren und der Dalarhästar.

Scott Andrew Selby

Für Rebecca und Turner

Greg Campbell

Karte des Diamantendistrikts



2. Untergeschoss, Block B,
Schupstraat 9-11
Werkstatt
Treppe
Vor-
raum
Aufzüge
Lager-
raum
Lagerraum
(Schlüssel)
LIPS-Tür
Tresor-
raum

Seien wir nicht zu anspruchsvoll. Alte, gebrauchte Diamanten sind allemal besser als gar keine.

Mark Twain

ANMERKUNG DER AUTOREN

Die Recherche zum Antwerpener Diamantencoup von 2003 gestaltete sich außerordentlich schwierig. Vor allem weil das belgische Justizsystem nicht besonders auskunftsfreudig ist. Gerichts- und Ermittlungsakten sowie weitere Unterlagen sind in den meisten Fällen nicht zugänglich. Den ermittelnden Polizisten ist es sogar gesetzlich verboten, ihre Fälle mit Journalisten zu besprechen. Dieser Fall ist der einzige, bei dem den Ermittlern erlaubt wurde, von den sonst gültigen Regeln abzuweichen.

Die hier geschilderte Geschichte setzten wir aus den Mitteilungen verschiedenster Quellen in mehreren Ländern zusammen. Wichtigen Dokumenten mussten wir manchmal weit hinterherreisen. Manchmal kamen wir uns vor wie auf einer Schnitzeljagd. Mit einigen Schlüsselpersonen sprachen wir an den unterschiedlichsten Orten: in heruntergekommenen öff entlichen Parks, Kneipen, ultramodernen Gefängnissen und noblen Diamantenbüros. Das Schreiben dieses Buches erinnerte stark an das Zusammensetzen eines Puzzles – nur dass man die Teile in ganz Europa zusammensuchen musste. Manchmal waren sie an den unmöglichsten Orten versteckt … Am Ende ergab sich nicht nur eine spektakuläre Geschichte über den Coup des Jahrhunderts, sondern auch eine breite Palette von sich widersprechenden Details, Theorien und Meinungen.

Die meisten Fakten über den Coup sind eindeutig und unstrittig. Manche allerdings nicht. Selbst die Ermittler stimmen nicht vollständig darin überein, wie der Coup genau ablief. Wir haben versucht, das Verbrechen so genau wie möglich wiederzugeben.

Dabei setzten wir auf Logik, Schlussfolgerungen, gesunden Menschenverstand und die Triangulation von Fakten aus verlässlichen Quellen. Wo der genaue Ablauf umstritten ist, vermerken wir das im Text oder im Anhang.
Der Amsterdamer Diamantencoup hat Staunen erregt – und die Fantasie erhitzt. Denn noch immer sind einige Details des Raubs ungeklärt. Irgendwie passt das zu diesem Fall. Nur eine kleine Gruppe von Männern könnte alle Spekulationen beenden. Einer von ihnen schilderte seine Version der Ereignisse, die aber nicht vollständig oder glaubwürdig war. Die anderen schwiegen.

Scott Andrew Selby und Greg Campbell
Oktober 2009

PROLOG

Ali Baba hatte einen dunkeln und finstern Ort erwartet, aber wie groß war sein Erstaunen, als er das Innere des Felsens sehr hell, weit und geräumig und von Menschenhänden zu einem hohen Gewölbe ausgehöhlt sah … Er erblickte hier große Mundvorräte, Ballen von köstlichen Kaufmannswaren, Seidenstoffen und Brokat, besonders auch wertvolle Teppiche, haufenweise aufgetürmt; was ihn aber am meisten anzog, war eine Masse geprägtes Gold und Silber, das teils in Haufen aufgeschüttet, teils in ledernen Säcken oder Beuteln immer einer nach dem anderen dalag… Mit dem Silbergelde gab er sich nicht lange ab, sondern machte sich nur an das gemünzte Gold und besonders an das, was in den Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er tragen und seinen drei Eseln, die sich indes zerstreut hatten, aufladen konnte.

Geschichten aus 1001 Nacht

Der weiß gekachtelte Boden des Tresorraums war mit Diamanten, Perlen, Smaragden, Rubinen, Gold und Silber übersät. Samtbeschlagene Schatullen, Zigarrenkistchen aus Karton und Metallkästchen mit Hakenverschluss lagen geleert zwischen glitzernden Edelsteinen verschiedenster Farben, Schliffe, Reinheit und Gewicht. Man sah alte Familienerbstücke, goldverzierte Schatzbriefe, eine Rolex und einen Ziegelstein aus purem Gold,

an dem man sich die Zehen schmerzhaft stoßen konnte. Einzelne Steine kullerten und hüpften herum, während die Ermittler sich durch die Überbleibsel arbeiteten. Ihr erstauntes Japsen, ihre anerkennenden Pfiffe hallten von den Wänden der hell erleuchteten unterirdischen Kammer wider. Patrick Peys überlegte: Wenn er all das hier einsammelte und in einen der leeren und weggeworfenen Behälter schaufelte, würde das für einen Lebensabend in Luxus reichen – und zwar nicht nur für ihn, sondern für seine fünf anwesenden Kollegen aus der Spezialabteilung für Diamantenraub.

Wie alle anderen auch, die an jenem Montag, dem 17. Februar 2003 in den untersten Stock des Antwerpener Diamantenzentrums geeilt waren, benötigte Peys ein wenig Zeit, das Ausmaß dessen zu begreifen, was er dort sah. Er hatte wahrlich schon wagemutige Raubversuche im hochgesicherten Diamantendistrikt Antwerpens erlebt. Aber etwas Vergleichbares war ihm noch nie untergekommen.

Egal, welchen Maßstab man anlegte: Der im zweiten Untergeschoss gelegene Tresorraum war eine schier uneinnehmbare Bastion, einer der sichersten Orte im ganzen – ohnehin bestens bewachten – Diamantendistrikt Amsterdams. Die stählern blitzenden Wände von (jetzt geplünderten) Schließfächern befanden sich in einem Raum, der mit Bewegungsmeldern, einem Lichtsensor und einem Infrarot-Hitzedetektor ausgerüstet war. Alle Schließfächer waren nur mit einem Schlüssel und einem Code aus drei Buchstaben zu öffnen, den nur der Nutzer kannte. Dennoch stand jetzt mehr als die Hälfte von ihnen offen. Welchen Wert die daraus gestohlenen Schätze hatten, ließ sich zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht beziffern.

Der Raum selbst war von einer 30 Zentimeter starken, doppelt verriegelten, bombensicheren Stahltür verschlossen, die mit einem magnetischen Alarm gesichert war. Eine weitere

Stahlgittertür ließ sich nur vom Kontrollraum im Haupttrakt aus öffnen. Doch an jenem Morgen standen beide Türen weit offen, und zwar unbeschädigt.

Doch diese physischen Barrieren bildeten nur die letzte Verteidigungslinie in der Sicherung des Tresors. Über das Wochenende, an dem der Coup stattgefunden hatte, war das Gebäude mit schweren Rolltoren aus Metall verriegelt gewesen, dahinter lagen am Haupteingang verschlossene Glastüren. An den Garagenzufahrten befanden sich hinter den Rolltoren noch massive Schranken aus Metall. Über allen Eingängen hingen Überwachungskameras, ebenso in Gängen, Aufzügen und im Vorraum zum Tresor. Das Gebäude selbst stand in einem der bestbewachten Quadratkilometer dieser Erde, innerhalb des von Versicherungsleuten als SADA (Secure Antwerp Diamond Area) bezeichneten Diamantendistrikts – ein drei Blocks langer Canyon von Gebäuden aus Glas und Beton. Dieser ganze Bereich war so gut vor Dieben geschützt wie Fort Knox. An beiden Enden der Straße gab es Straßensperren, die Fahrzeuge an der Einfahrt (oder der Flucht) hinderten. Überall hingen Überwachungskameras, deren Bilder rund um die Uhr von einer hoch motivierten, bewaffneten Polizeieinheit kontrolliert wurden, deren einzige Aufgabe darin bestand, Diebstähle zu verhindern. Nur zwölf Meter vor dem Haupteingang des Diamantenzentrums stand ein eigenes Polizei-Wachhäuschen. In der anderen Richtung befand sich um die nächste Ecke ein ganzes Polizeirevier.

Im Hauptkorridor des Diamantenzentrums, zwei Stockwerke über dem Tresorraum, herrschte unter den Schließfachbesitzern helle Panik, während sie den Vertretern ihrer Versicherung oder der Polizei den Inhalt ihrer Safes beschrieben. Einem Händler war allein eine ganze Million Dollar Bargeld gestohlen worden. Eine Frau, die den Inhalt ihres Schließfachs von ihrem Mann geerbt hatte, fand sich plötzlich völlig mittellos. Die großen

Edelsteine und unersetzlichen Erbstücke, die ihr Mann ihr hinterlassen hatte, hätten ihren Lebensabend finanzieren sollen. Jetzt waren sie weg. Die Schließfachkunden hatten ihre Reichtümer, ihre privaten Schätze hier in den Tresor gebracht, weil sie – vernünftigerweise – annahmen, hier wären sie sicherer als in jeder Bank.

Peys sah auf die achtlos verstreuten Überreste am Boden. Was da an Werten zwischen seinen Füßen herumkullerte, war nur das, was die Diebe verschmäht hatten. Sie hatten mehr erbeutet, als sie davontragen konnten.

Peys staunte ergriffen über das Ausmaß des Coups. Irgendjemand hatte alle Sicherheitsmaßnahmen überwunden und ein gewaltiges Vermögen an Diamanten, Juwelen, Edelmetallen und Bargeld davongetragen, ohne jede Gewalt und ohne Alarm auszulösen. Peys sprach es nicht laut aus – zumindest vorerst nicht –, aber die Fähigkeiten, einen solchen Coup durchzuziehen, nötigte ihm Respekt ab.

Sein nächster Gedanke war düsterer: Wer auch immer hinter diesem perfekt wirkenden Raub steckte, würde verdammt schwer zu finden sein.

1. KAPITEL

DAS TROJANISCHE PFERD

Geld ist nicht alles. Es gibt auch noch Diamanten.

Sprichwort

Mit einem Lächeln und einem freundlichen »Merci beaucoup« setzte Leonardo Notarbartolo den größten Diamantencoup der Geschichte in Gang. Es war ein kalter, grauer Herbsttag des Jahres 2000 und die Gebäudemanagerin Julie Boost hatte ihm gerade alle Gewalt über das Gebäude übertragen, das er auszurauben plante.

Boost war zufrieden, einen neuen Mieter für eines der Büros im Diamantenzentrum gefunden zu haben, dem größten Büroturm im geschichtsträchtigen Diamantendistrikt Antwerpens. Der blauäugige Italiener verfügte über entwaffnenden Charme. Er gab an, er wolle ein Büro in der Welthauptstadt des Diamantenhandels eröffnen, um für seine Läden in Turin und sein Designatelier in Valenza einkaufen zu können. Boost hielt ihn für einen Allerweltsmieter.

In Wirklichkeit plante Notarbartolo nicht, auch nur einen einzigen Stein in Antwerpen zu kaufen. Er hoffte, so viele zu stehlen, wie er nur tragen könnte.

Notarbartolo hatte sich auf eine eingehende Befragung durch das Gebäudemanagement vorbereitet. Er hatte sich offiziell

aussehende Dokumente verschafft und eine Hochglanzbroschüre für seine bescheidene Ladenkette in Turin dabei. In seinem Aktenkoffer trug er einige Arbeitsproben seiner Schmuckdesigner in Valenza – glänzende Armbänder, Halsketten und Ringe, alles von ihm selbst entworfen. Er erklärte, seine Geschäfte in Turin liefen so gut, insbesondere mit selbst gemachtem Schmuck, dass der logische nächste Schritt sei, ein Büro in Antwerpen zu eröffnen, wo 80 Prozent aller weltweit gehandelten Diamanten den Besitzer wechseln. Jeder ernsthafte Diamantenhändler kam nach Antwerpen – folglich auch jeder ernsthafte Juwelendieb.

Sollte Notarbartolo während des ersten Gesprächs mit Boost ihren Verdacht erregt haben, hat er ihn wohl mit seinen schärfsten Waffen besiegt: seinem Charme und seinem guten Aussehen. Der 48-jährige Notarbartolo sah ansprechend aus, auch wenn er einige Pfunde zu viel mit sich herumtrug und sein Haar sich lichtete. Mit seinem bestrickenden Lächeln und seiner scheinbar offenen Art weckte er auch in völlig Fremden ein Gefühl von Wärme. Selbst einem Unbekannten konnte er das Gefühl geben, ein alter, teurer Freund zu sein. Notarbartolo hatte die Fähigkeit perfektioniert, Zweifel beim Gegenüber gar nicht erst aufkommen zu lassen. Gleichzeitig gelang ihm aber auch – was ebenso wichtig war –, dass Menschen ihn im Handumdrehen vergaßen. Er war einnehmend – aber nur genau so einnehmend, wie gerade nötig. Er vermied, einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Für seine Zwecke war es dienlicher, wenn man ihn gleich wieder vergaß. Und genau wegen dieses Talents hatte er diese Rolle übernommen.

Auf einem Rundgang durch das Gebäude pries Boost dessen Vorzüge: Die Miete sei mit rund 400 Euro im Monat günstig, dank der Lage mitten im Diamantendistrikt könne man alle nur denkbaren Geschäfte mit wenigen Schritten erledigen. Im Haus selbst arbeiteten drei Edelsteinschätzer und eine ganze Reihe

von Schleifern. Außerdem befanden sich Zubehörläden im Haus, die von der Lupe bis zum Diamantschleifer alles führten, die nationale Import/Export-Agentur und natürlich die Großhändler. Jedes Jahr bewegten sie in Belgien geschliffene und rohe Diamanten im Wert von mehreren zig Milliarden Euro. Im Verlauf eines durchschnittlichen Geschäftstages wechselten Steine im Gewicht von 200 000 Karat den Eigentümer, was einem Gegenwert von etwa 140 Millionen Euro entsprach. Ab einer gewissen Größe lief jeder Stein, der je aus der Erde gebuddelt wurde, irgendwann einmal über die drei Straßen des Diamantendistrikts. Und ein guter Teil dieser Steine – Hunderte Millionen Euro wert – wanderte durch die Büros im Diamantenzentrum.

Boost war eine steife, zierliche Frau, ihre blonden Haare trug sie in einer fast schon retro-mäßigen Lockenfrisur. Während sie die Vorzüge des Gebäudes aufzählte, spielte sie mit ihrer Brille, die an einer langen Goldkette um ihren Hals hing. Sie erzählte Notarbartolo natürlich nichts Neues, auch die günstige Miete interessierte ihn nicht. Notarbartolo war zwar tatsächlich Juwelier, aber das diente nur als Tarnung für seine wahre Berufung: Notarbartolo hatte sich in Italien längst einen Ruf als Dieb erworben. Jetzt plante er den kühnsten Coup seiner aufregenden Karriere. Bei der Tour durch das Gebäude interessierten ihn eher die Sicherheitsmaßnahmen als die praktische Nähe zu den verschiedenen Unternehmen aus der Branche.

Die offenkundigste Sicherung bestand im Videoüberwachungssystem des Gebäudes. Man hatte keinen Versuch unternommen, die in den Gängen aufgehängten Kameras zu verstecken. Ganz im Gegenteil sollten sie Mietern und Besuchern das Gefühl geben, ständig beobachtet zu werden. Notarbartolo hatte im Vorbeigehen schon einen Blick in den Videokontrollraum geworfen, konnte aber auf die Schnelle nicht feststellen, welches System dort benutzt wurde. Speicherte man die

Aufnahmen auf Festplatten oder auf Videobändern? Notarbartolo musste das unbedingt wissen – und dank seines frisch erworbenen Zugangs zum Gebäude würde er das auch herausfinden.

Boost und Notarbartolo nahmen den Aufzug in den fünften Stock. Boost klimperte mit den Schlüsseln in ihrer Hand. Sie bogen in einen schmalen Gang, von dem rechts und links Türen abgingen. Dahinter lagen die einzelnen Büros. Weil jeder Mieter eigene Vorlieben bei der Videoüberwachung hatte, hingen über den Türen die verschiedensten Kameramodelle wie riesige Inseketen. Diese Kameras erlaubten den Mietern, zu sehen, wer da an ihre Tür klopfte, bevor sie ihn einließen.

Boost schloss Nummer 516 auf, eines der wenigen Büros ohne Kamera, lud Notarbartolo mit einer Handbewegung ein, hineinzugehen, und zeigte ihm die karge Einrichtung: Schreibtisch, Arbeitsplatte, Aktenschränke und einige Stühle. An der Decke hingen Neonlampen, wie in den Gängen, am Boden lag grauer Industrieteppich. Der Blick ging hinaus auf einen Kiesweg und unkrautbestandene Parkplätze an der Rückseite des Gebäudes. Die Büros auf der anderen Seite des Gangs boten eine bessere Aussicht: auf den Diamantendistrikt und die berühmte Skyline Antwerpens mit der gotischen Kathedrale, die den Marktplatz aus dem 16. Jahrhundert überragt. Doch Notarbartolo machte seine fehlende Aussicht nichts aus, schließlich würde ihm das Büro nur als Unterschlupf dienen während seiner Erkundungstouren zum Tresorraum, dem Herzen des Gebäudes, wo Diamanten, Gold, Bargeld und Schmuck im Wert von Hunderten Millionen Euro lagerten.

Für seine Zwecke genügte das Büro vollauf. Boost führte Notarbartolo zum Lift und drückte den Knopf für das zweite Untergeschoss. Dort angekommen, fiel Notarbartolo als Erstes auf, wie gleißend hell das Licht im Vorraum zum Tresor war. Die

weißen Wände und Fliesen blendeten im Neonlicht; der Raum wirkte wie ein keimfreier Operationssaal. Von der Decke hing eine große weiße Siemens-Videokamera, die dank des starken Lichts Bilder in Fernsehstudioqualität in die Sicherheitszentrale übertrug.

Sie verließen den Aufzug und wandten sich nach links. Am Ende des schmalen Raums zeigte die offene Tresortür zu ihnen. Anders als im Film glänzte die wuchtige Tür nicht in poliertem Chrom, sondern war in rostfarbenem Mattbraun gestrichen. Dahinter versperrte eine Stahlgittertür den Zugang zum Tresorraum selbst.

Boost zählte die Sicherheitsfeatures des Tresors auf, während sie zur Gittertür gingen und durch die Streben in den Tresorraum blickten. Dabei erfuhr Notarbartolo nichts, was er mit seinem geschulten Blick nicht schon erkannt hätte. Er sah, dass die Tresortür von der niederländischen Firma LIPS stammte und zu den widerstandsfähigsten gehörte, die je gebaut worden waren. Sie war mindestens 30 Zentimeter dick und bestand aus Eisen und Stahl.

Während der Geschäftszeiten stehe die Haupttür des Tresors offen, erzählte Boost, doch die Gittertür sei immer verschlossen. Wollte man in den Tresorraum, musste man sich über eine Gegensprechanlage rechts neben der Tür mit dem Kontrollzentrum im Erdgeschoss in Verbindung setzen. Dort überprüfte eine Wache auf dem Videoschirm, ob es sich um einen Schließfachmieter handelte, und betätigte gegebenenfalls den Türöffner. Boost zeigte, wie das ablief. Sie und Notarbartolo drehten sich und starrten in das Haifischauge der Videokamera. Die Tür klickte laut und die zwei betraten den Tresor. Der niedrige Tresorraum formte ein beinahe perfektes Quadrat. Er war drei Mal so groß wie der Vorraum und von Neonröhren an der Decke ebenso hell erleuchtet wie dieser. Der Raum wirkte trügerisch leer, aber

Notarbartolo wusste, dass sich hinter den polierten Stahlfronten der 189 Schließfächer, welche die Wände bedeckten, immense Reichtümer verbargen. Jedes Schließfach hatte ein Schlüsselloch und drei goldene Drehscheiben; die jeweiligen Mieter benötigten einen Schlüssel und einen von ihnen gewählten Buchstabencode, um an ihre Schätze zu gelangen.

Notarbartolo registrierte, dass der Tresor mit einem kombinierten Bewegungsmelder/Infrarotsensor und einem Lichtsensor bestückt war. Beide hingen ganz offen da. Selbst wenn Diebe also die Tresortür überwinden sollten, dürften sie sich hier nicht bewegen, Körperwärme abstrahlen oder das Licht anschalten. Wie sollte man so fast 200 Safes knacken, ohne Alarm auszulösen?

Jeden Abend um 19 Uhr kamen die Schätze der Mieter unter Verschluss. Einer der zwei Hausmeister verriegelte dann die LIPS-Tür – bis zum nächsten Morgen Punkt 7 Uhr. An Wochenenden blieb die Tresortür von Freitagabend bis Montagmorgen zu. Ausnahmslos.

Doch zur Sicherheit des Tresors trugen nicht nur Schlösser bei. Die Tresortür war mit einem Magnetalarm ausgerüstet, der wie die anderen Sensoren mit einer externen Sicherheitsfirma verbunden war. Ein ziegelsteingroßer Magnet hing an der Tür. Schloss man sie, kam dieser Magnet direkt neben einem zweiten am Türrahmen zur Ruhe. Dadurch entstand ein Magnetfeld.

Öffnete jemand die Tür außerhalb der vorgesehenen Zeiten, trennten sich die zwei Magnete in Rahmen und Tür, das Magnetfeld wurde zerstört und Alarm bei der Sicherheitsfirma ausgelöst. Die wiederum verständigte sofort die Polizei, dass gerade ein Einbruch stattfand.

Doch auch menschliche Wächter mussten umgangen werden. Rund um die Uhr war jeweils ein Hausmeister im Dienst. Beide Hausmeister, Concierges genannt, lebten in eigenen Wohnungen im Gebäude. Zur Sicherheit trugen sie eigentlich wenig bei,

außerhalb der Geschäftszeiten waren sie eher bessere Türsteher. Wenn ein Mieter etwa mit Hongkong Geschäfte machen wollte – das Diamantenbusiness ist schließlich ein globales –, dann ließ ihn der Hausmeister auch mitten in der Nacht in das Gebäude. Doch ihre verantwortungsvollste Aufgabe bestand darin, die Tresortür jeden Arbeitstag auf- und zuzusperren. Beide kannten die Kombination, beide hatten Zugang zum Schlüssel.

Mit ein paar Federstrichen hatte sich Notarbartolo dauerhaften Zugang zum Diamantenzentrum verschafft. Mit seiner (echten) Unterschrift auf den Mietverträgen für Büro und Schließfach begann die, wie die Polizei es später ausdrückte, »operative Phase« des Coups. Notarbartolo unterzeichnete als Eigentümer von Damoros Preziosi, einer Scheinfirma, die nie auch nur einen Diamanten offiziell handeln würde. Er besiegelte das Geschäft mit einer Mietvorauszahlung für drei Monate und bekam von Boost zwei Schlüssel für Bürotür und Schließfach sowie eine Ausweiskarte mit Microchip, mit der er durch das Drehkreuz am Haupteingang kam.

Das Diamantenzentrum hatte keine Referenzen überprüft, kein polizeiliches Führungszeugnis verlangt oder den Nachweis, dass die Firma überhaupt in Belgien als Exporteur von Handelswaren tätig werden durfte. Notarbartolo war es erstaunlich leichtgefallen, sich einzuschleichen. Er hatte nichts weiter als seinen Charme und ein paar Prospekte gebraucht. Er wusste allerdings auch, dass er jetzt, mit den Schlüsseln in der Tasche, nicht in seiner Aufmerksamkeit nachlassen durfte. Schließlich war die Überwachung außerhalb des Gebäudes um nichts laxer als innerhalb, eher im Gegenteil.

Zwar waren die Sicherheitsmaßnahmen im Diamantenzentrum beeindruckend, doch wirklich schier unangreifbar wurde das Gebäude erst durch seine Lage mitten im Diamantendistrikt Antwerpens. In diesem Bezirk, auch bekannt als Diamanten-

Quadratmeile, wird in Sachen Sicherheit nichts dem Zufall überlassen. Die Maßnahmen sind sowohl weitreichend als auch offenkundig, sodass jeder Zweifel an der Sicherheit der Gegend vermutlich bei einem ersten Besuch zerstreut wird.

Der Distrikt selbst bestand aus drei kurzen Straßen, die rechtwinklig so zueinander standen, dass sie ein eckiges S bildeten. Die Straßen waren jahrhundertealt, eng, eine senkrechte Schlucht von Bürogebäuden aus Glas und Stahl. An diesen Straßen saßen Tausende Firmen, die in der einen oder anderen Weise mit dem Diamantengeschäft verbunden waren – Banken, Wechselstuben, Zubehörläden und vier Börsen, zu denen nur Mitglieder Zutritt hatten. Über diese privaten Diamanthandelskooperativen lief der Großteil aller Diamantenkäufe auf dieser Welt.

Hier befanden sich sowohl die Leitung des Distrikts – damals Hoher Diamantenrat genannt (Hoge Raad voor Diamant, kurz HRD) – als auch die Import/Export-Agentur des Staates Belgien für Diamanten. Brinks, die amerikanische Panzerfahrzeugfirma, hatte hier ein Gebäude. Oft hätten die Diamanten in der Tasche eines beliebigen Passanten genügt, um einem Dieb ein Leben in Luxus zu erlauben.

Aufgrund dieser Ballung von Vermögen in der Gegend stand Sicherheit an oberster Stelle – das fanatische Streben nach Sicherheit grenzte fast schon an Paranoia. Die drei Straßen – Schupstraat, Hoveniersstraat und Rijfstraat – waren fast vollständig für den Fahrzeugverkehr gesperrt. Beide Enden des Distrikts, an Schupstraat und Rijfstraat, waren durch ein ultramodernes System von versenkbaren kniehohen Stahlzylindern gesichert, die sich in einem weiten Oval über die Straße zogen wie eine moderne Version von Stonehenge. Um diese Sperre zu durchbrechen, hätte man schon einen ausgewachsenen Panzer gebraucht.

Nur Fahrzeuge mit Genehmigung durften passieren, und das auch nicht ohne weitere Sicherheitsmaßnahmen. Polizisten an der Einfahrt Schupstraat lösten einen Mechanismus aus, der den äußeren Teil des Ovals im Boden versinken ließ wie die Stifte in einem Schloss, wenn man den Schlüssel einführt. Das Fahrzeug fuhr vor, dann wurden die Poller wieder ausgefahren. Einen Moment lang saß das Fahrzeug fest. Dann glitten die Poller des inneren Teils nach unten und gaben den Weg in den Diamantendistrikt frei.

Diese Fahrzeugbarriere wurde errichtet, nachdem palästinische Terroristen 1981 vor der alten portugiesischen Synagoge in der Hoveniersstraat eine Autobombe gezündet hatten. Bei dem Attentat waren drei Menschen getötet und über 100 verletzt worden. So diente die Barriere einem doppelten Zweck: Sie schützte die bedeutende jüdische Bevölkerung im Distrikt und vereitelte jeden Raubversuch, der darauf setzte, mit dem Auto vorzufahren, sich irgendetwas zu schnappen und schnell wieder zu verschwinden.

Mindestens genauso abschreckend wie die Fahrzeugsperre wirkte die Schar von Überwachungskameras im Viertel. Jeder Quadratzentimeter der Diamanten-Quadratmeile stand rund um die Uhr unter Beobachtung. Dutzende schuhkartonförmige Kameras überwachten die Gegend mit ihren schwarzen Glubschaugen. Wie Wache stehende Wasserspeier hingen sie an ihren Stahlbefestigungen über Kreuzungen, an Vorsprüngen und Fensterbrettern. Kabel krochen aus ihnen und Flutlichtlampen erhellten ihren Aufnahmebereich. Einige Kameras hingen zehn Stockwerke hoch – für einen allgemeinen Überblick – andere waren kaum drei Meter über dem Boden, sie machten Großaufnahmen von jedem, der im Diamantendistrikt durch eine Außentür kam oder ging.

Die Mehrzahl der Kameras gehörten privaten Eigentümern und wurden von Gebäudeleitungen und Geschäftsinhabern betrieben. Über den Distrikt verteilt gab es eine Vielzahl von Kontrollräumen, in denen Wächter vor Monitoren saßen und aus allen denkbaren Winkeln beobachteten, was vorging. Wie auch im Inneren des Diamantenzentrums hingen die Kameras ganz offen da, um jeden daran zu erinnern, dass er beobachtet, gefilmt und aufgenommen wird. Die weißen Plastikgehäuse vieler Kameras waren mit Taubenkot bedeckt, doch das schmälerte ihre Wirkung auf Besucher keineswegs.

Natürlich verfügte auch die eigene Diamantenpolizeieinheit des Distrikts über Kameras. Diese konnten mittels Joystick geschwenkt und gezoomt werden, um die Bewegungen jedes Verdächtigen zu verfolgen. Die Polizei zeigte auch physische Präsenz – mit Zweierpatrouillen und zwei festen Standorten: einem Polizeikiosk an der Schupstraat, neben der Fahrzeugbarriere, und einer Wache an der Hoveniersstraat, nur wenige Schritte von der Synagoge entfernt. Außerdem mischten sich noch Zivilbeamte unauffällig in das dichte Treiben der Diamantenhändler auf den Straßen.

Diese Anhäufung von Sicherheitsmaßnahmen vermittelte das Bild einer penibel überwachten, massiv geschützten und waffenstarrenden Festung – die im Lauf der Jahre auch einige der abgebrühtesten Kriminellen der Welt abgeschreckt hatte. So hatte etwa der berüchtigte Richard »The Iceman« Kuklinski, der persönliche Killer von Mafiaboss John Gotti, seine Pläne für einen Diamantencoup aufgegeben, nachdem er einen Blick auf diese ausgefeilten Sicherheitsmaßnahmen geworfen hatte.

»So dicht wie der Arsch einer Nonne«, verriet er seinen Kumpels.

•••

Notarbartolo mag das Gleiche gedacht haben. Aber als er an dem Tag erwachte, an dem er zum ersten Mal seine Schlüssel verwenden würde, muss es ihn ermutigt haben, dass zumindest der erste Teil des – noch nebulösen – Plans prima geklappt hatte. Er verfügte über annähernd unbegrenzten Zugang zum Gebäude, das er auszurauben plante, und Julie Boost hatte nichts von dem, was er ihr erzählt hatte, angezweifelt. Das wäre vermutlich auch egal gewesen, denn Julie Boost hätte seine Angaben ruhig überprüfen können. Notarbartolo besaß tatsächlich drei Juweliergeschäfte in Turin. Und auch in Valenza, dem Ort seiner Werkstätten, kannten ihn seine Branchenkollegen. Notarbartolo war sogar ziemlich stolz auf seine Schmuckdesigns.
Aufgeflogen wäre er wohl nur, wenn Boost sich bei der Polizei nach ihm erkundigt hätte. Denn in seiner Heimatstadt Turin kannten die Ermittler gegen die organisierte Kriminalität ihn als notorischen Dieb. Aber angesichts der Lässigkeit, mit der sie die Anmietung abgewickelt hatte, war kaum vorstellbar, dass Boost sich die Mühe machen würde.
Notarbartolo wohnte einige Blocks vom Diamantendistrikt entfernt in einem kleinen, schäbigen Apartment. Was für ein Kontrast zu seinem stattlichen Haus nahe Turin! Die Wände waren pfirsichfarben und schmierig wie in einem schlecht geführten Kindergarten. Der ehemals weiße Laminatboden war inzwischen schmutziggrau. Zur Einrichtung der Wohnung gehörte eine wilde Mischung aus altmodischen schwarzen Vinylcouchs, bemalten Sperrholztischen, einem verschossenen rötlichen Teppich und einem Einzelbett mit durchgelegener Matratze. Wie viele seiner Landsleute schätzte Notarbartolo gutes Essen sehr und man kann sich seine Enttäuschung angesichts der engen und karg ausgestatteten Küche gut vorstellen. Es gab gerade

einmal genug Platz für einen kleinen Kühlschrank und eine winzige Mikrowelle, welche die Spuren intensiver Benutzung durch die Vormieter trug. Herd und Spülmaschine sahen aus, als wären sie aus einer Suppenküche gerettet worden. Zum Glück plante Notarbartolo nicht, groß ins Gesellschaftsleben Antwerpens einzusteigen.

Das Apartment im siebten Stock der Adresse Charlottalei 33 hatte seine Vorteile. Nach vorn bot es einen schönen Blick auf die breite Straße, die in den wärmeren Monaten von den Blättern der Ahornbäume beschattet wurde, die sich in langen Reihen auf dem Grünstreifen zwischen den Fahrbahnen hinzogen. Die Wohnung lag nur zehn Gehminuten vom Diamantendistrikt entfernt und, darin bestand ihr Hauptvorteil, sie war anonym. Notarbartolo zahlte die Miete bar, es gab nicht einmal einen schriftlichen Mietvertrag, nur eine per Handschlag besiegelte Vereinbarung mit dem Vermieter. Auf diese Weise blieb er fast unsichtbar, was für die Erfüllung seiner Aufgabe zentrale Bedeutung hatte. Die kleine Wohnung mit den schäbigen Fliesen und tropfenden Wasserhähnen erfüllte ihren Zweck perfekt.

Als er sich zum Weggehen fertig machte, grübelte Notarbartolo über seine Kleidung nach. Wieder musste er eine Balance finden; alles an ihm musste gleichzeitig angemessen und unauffällig sein. Im Diamantendistrikt konnte man die verschiedensten Kleidungsstile beobachten: Da gab es geschniegelte Inder in schicken Armani-Anzügen und glänzenden Lederschuhen, chassidische Juden in langen schwarzen Jacken, dunklen Hosen und weißen Hemden, mit altmodischen Hüten mit Krempe. Dazwischen wuselten Boten mit Dreadlocks, T-Shirt und Jeans. Und dann standen noch einige hässlich gekleidete Touristen staunend im Weg herum. Notarbartolo entschied sich für einen Mittelweg: einen Anzug – die typische Uniform des Geschäftsmanns, samt Mantel und Aktenkoffer.

Der Aufzug des Mietshauses war lächerlich klein, der stämmige, 1,80 Meter große Notarbartolo füllte ihn fast allein. Unten betrat er den kleinen Eingangsbereich, ging durch eine Tür, an der Briefkastenwand vorbei und trat auf die Straße, wo ihn kühle Luft umfing. In der Öffentlichkeit ging Notarbartolo voll in seiner Rolle auf: ein unbedeutender italienischer Juwelier auf dem Weg zur Arbeit, ein kleines Rädchen in der milliardenschweren globalen Diamantenbranche, ein einfacher Händler unter Hunderten Geschäftsleuten, die in Antwerpen Edelsteine kauften und verkauften.

Bald würde er das kleine Universum zwischen seiner Wohnung und dem Büro im Diamantenzentrum aus dem Effeff kennen, doch noch war Notarbartolo ein Fremder in der Stadt. An der Haustür wandte er sich nach rechts und folgte der ruhigen Wohnstraße bis zur nächsten Kreuzung. Bog er hier rechts ab, erreichte er nach wenigen Gehminuten auf der Plantin en Moretuslei den Delhaize-Supermarkt, der mit einer ansehnlichen Auswahl an italienischen Wurst- und Käsesorten sowie Weinen gesegnet war. Bog er links ab, konnte er durch den Stadtpark flanieren und sich an seinen Hainen und dem künstlichen Teich ergötzen. Doch Notarbartolo ging geradeaus, an einem alten Ziegelbau vorbei, an dem ein blauweißes Schild mit der Aufschrift Politie hing. Notarbartolo muss den leichten Schauder genossen haben, auf seinem Weg zum Diamantendistrikt an der örtlichen Polizeiwache vorbeizugehen.

Ein wenig weiter hing ein Geschäftsschild mit einem Notarbartolo wohlvertrauten Namen: Fichet. Der berühmte britische Safehersteller genoss bei Schlossern und Safeknackern einen hervorragenden Ruf. Wollte man seine Wertsachen schützen, war ein Fichet, eine Gottesgabe; wollte man diese Wertsachen stehlen, war er ein Fluch. Die Tür zum Tresorraum im Diamantenzentrum kam zwar nicht von Fichet, sondern von LIPS, aber

dadurch war nicht viel gewonnen. LIPS-Tresore gehörten zu den besten der Welt, sie konkurrierten auf Augenhöhe mit den Tresoren anderer Edelmarken wie Tann und Sargent & Greenleaf. Im Fichet-Schaufenster waren Tresortüren ausgestellt, Safes und verschiedene Muster schusssicheren Glases. Geschäfte wie dieses zeigten dem Passanten, dass der Diamantendistrikt nicht mehr fern lag. An der nächsten Querstraße bog Notarbartolo rechts ab.

Als er um die Ecke spazierte, geriet Notarbartolo ins Blickfeld der Überwachungskameras in der Diamanten-Quadratmeile. Noch erschien er nur als winziger Fleck auf den Monitoren. Wäre er im Auto gekommen, hätte er nur noch einen Block weit fahren können, bis ihm die Poller an der Schupstraat den Weg verstellt hätten. Sie verwehrten Fahrzeugen ohne Zufahrtsberechtigung die Weiterfahrt. Zu Fuß ging Notarbartolo einfach durch die Fahrzeugbarriere und an einem Polizeikiosk vorbei, einem kleinen Wachhäuschen voller Videomonitore und (vermutlich) einem kleinen Waffenarsenal samt Munition.

Als Notarbartolo durch die Fahrzeugbarriere spazierte, betrat er einen unsichtbaren Sicherheitsbereich, den die Versicherungsbranche SADA nannte (Secure Antwerp Diamond Area, sichere Diamantenzone Antwerpen). Nur Gebäude, die direkt an Schupstraat, Hoveniersstraat oder Rijfstraat lagen, gehörten zu diesem Bereich. Weiter entfernt liegende Diamantengeschäfte an benachbarten Straßen fielen in die ADA (Antwerp Diamond Area, Diamantenzone Antwerpen). Die bekannteste Straße dieser Zone war die Pelikaanstraat mit ihren glitzernden Juweliergeschäften für Touristen. In der ADA waren die Sicherheitsmaßnahmen weniger rigoros und die Versicherungsprämien entsprechend höher. Auch hier hingen etliche Überwachungskameras, aber es gab weniger Polizei und mehr Verkehr.

In aller Regel bewahrten Diamantenhändler ihre Ware in den drei Straßen der SADA auf, unter dem Schutz elektronischer Überwachung und hinter undurchdringlichen Tresortüren. In der SADA konnte man bedenkenlos mit Edelsteinen auf die Straße gehen, um sie zu einem Schätzer, Schleifer oder Käufer zu bringen. Man steckte sie sich einfach in die Tasche. Wer ganz sichergehen wollte, konnte sich seinen Aktenkoffer ans Handgelenk ketten. Es war erstaunlich, welche Werte hier ganz lässig in Tagesrucksäcken, Aktenkoffern und Kuriertaschen herumgetragen wurden.

Angesichts der Tatsache, dass eine Handvoll Diamanten locker zehn Millionen Euro kostete, konnte man leicht zu dem Schluss kommen, dass die Händler reichlich entspannt, ja fast schon fahrlässig mit ihren Schätzen umgingen. Natürlich fanden die meisten Deals innerhalb der Gebäude statt, hinter mehrfachen Schutzwällen, aber auch auf der Straße ließ sich so manches spontane Geschäft anbahnen oder abwickeln. Ein Händler beweist großes Vertrauen in Big Brother mit seinen Kameras und Polizisten, wenn er während seiner Zigarettenpause mit einem Kollegen ins Plaudern kommt und aus seiner Jacke ein Papiertütchen mit Diamanten im Wert von ein paar Millionen zieht. Selbst an Tagen, an denen dicke Wolken den Himmel über Belgien bedeckten, waren einige Diamanten, die da an Straßenecken begutachtet wurden, groß genug, dass sie noch auf 20 Meter Entfernung strahlten wie Mini-Blitzlichter. Am erstaunlichsten war aber nicht die Schönheit der Steine oder ihr verblüffender Wert, sondern die Lässigkeit, mit der unbewaffnete Händler sie am helllichten Tag auf offener Straße, umgeben von lauter Fremden, auspackten und herumreichten. Als würden sie den anderen Kaugummis anbieten.

Doch wenige Schritte außerhalb der Sicherheitsglocke, draußen in der ADA, verschwand diese Lässigkeit. Hier fühlten Händler

ihre Verwundbarkeit, hier lauerten Räuber, Trickdiebe oder schlicht die Gefahr, mit einer Tasche voll Diamanten vom Auto überfahren zu werden. In größeren Mengen verließen Diamanten die SADA ausschließlich in gepanzerten Brinks-Transportern oder in gepanzerten Sonderanfertigungen von Privatfahrzeugen. Kleinere Mengen konnte man am Körper versteckt zu einem nahe gelegenen Schleifer bringen. Aber größere Mengen trug außerhalb der Grenzen des Diamantendistrikts kein Mensch mit sich herum. Das wäre nicht nur gefährlich, sondern auch noch sinnlos gewesen.

Mit Schaudern erzählten sich Händler die Geschichten spektakulärer Diamantendiebstähle, als Erinnerung daran, wie gefährlich die Welt jenseits der Überwachungskameras war. Als besondere Warnung galt ihnen das Unglück eines Goldhändlers, das wieder einmal zeigte, dass man gar nicht vorsichtig genug sein konnte. Dieser Geschäftsmann hatte eine Flotte von unauffälligen gepanzerten BMW-Limousinen, mit denen er regelmäßig Goldbarren vom 160 Kilometer entfernten Flughafen Amsterdam in den Diamantendistrikt Antwerpens brachte. Die Autos verfügten über GPS-Ortung und Panikknöpfe, mit denen die Fahrer bei einem Überfall sofort die Sicherheitsfirma alarmieren konnten. Die Autos verließen Antwerpen leer und kehrten schwer beladen wieder zurück, den Kofferraum voller Goldbarren. Als weitere Sicherheitsmaßnahme fuhren die Transporte zu ständig wechselnden Zeiten.

Als einer dieser Konvois sich von Amsterdam kommend der Grenze näherte, schnitt ein Polizist auf einem Motorrad mit Blaulicht und Sirene dem vordersten Fahrzeug den Weg ab. Gleichzeitig blockierte ein dunkler Geländewagen es von hinten. Die alarmierten Insassen des BMWs drückten den Panikknopf, doch vergeblich: Das Signal funktionierte nur in Belgien, in den Niederlanden erreichte es niemanden. Der Fahrer des

Goldtransports wollte nicht riskieren, aufs Gas zu steigen und vielleicht einen echten Polizisten zu überfahren, und ließ sich daher von der Autobahn herunter unter eine Brücke lotsen. Plötzlich umstellten maskierte und bewaffnete Räuber den Wagen. Die Fahrer verschanzten sich und glaubten sich hinter der Panzerung sicher. Doch die Räuber hatten sich natürlich vorbereitet: Mit einem speziellen Knüppel schafften sie es schließlich, eine Scheibe einzuschlagen. Als sie mit einer Waffe ins Wageninnere wedelten, entschieden die Fahrer sich vernünftigerweise zur Aufgabe und öffneten den Kofferraum. Die Räuber luden Millionenwerte an Gold in den Geländewagen und steckten den BMW in Brand. Fahrer und Beifahrer wurden gefesselt unter der Brücke zurückgelassen. Das Gold verschwand spurlos.
Geschichten wie diese gemahnten die Diamantenhändler daran, dass kluge und gut organisierte Kriminelle sich ausgiebig Gedanken darüber machten, wie sie die Händler ausrauben könnten. Kluge Diamantäre verhielten sich jederzeit so, als zielte der nächste große Coup auf sie persönlich ab. Für diejenigen, die ein Büro im Diamantenzentrum mieteten, galt das bestimmt. Wer konnte schon ahnen, dass einer dieser Gangster als Kollege getarnt an ihnen vorbeiging, während sie unter dem Vordach standen und eine Zigarette rauchten?

•••

Der Diamantendistrikt war ursprünglich nicht als Festung geplant worden. Seine Straßen befanden sich am Rande des historischen Stadtzentrums aus dem 13. Jahrhundert. Im 15. Jahrhundert ließ sich die Diamantenbranche dauerhaft in Antwerpen nieder, doch die drei Straßen des aktuellen Diamantendistrikts galten noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Slums. Moderne Zeiten – in Form von Überwachungskameras,

Fahrzeugbarrieren und Fassaden aus Panzerglas – zogen erst allmählich in die Gegend ein.
Alte Häuser, die nicht mit Panzerglas und Rohren für Koaxialkabeln für die Videoüberwachung nachgerüstet werden konnten, wurden eingerissen und durch moderne Bauten ersetzt. Das Ergebnis ist ein wilder Mischmasch aus alten und modernen Gebäuden.
Ein schönes Beispiel für dieses schizophrene Nebeneinander ist der alte Kasten von I. David, einem Händler von Diamantenzubehör. Er ist nur ein Stockwerk hoch und klemmt zwischen zwei modernen Gebäuden – dem Ziegelbau der Bank of India und dem Kneller-Haus, in dem etliche weitere Firmen mit Zubehör, Diamanten oder Währungen handeln – wie ein fauler Zahn in einem ansonsten makellosen Gebiss. Innen sieht das Haus aus wie die Höhle eines krankhaften Sammlers.
Im Kontrast dazu steht – direkt um die Ecke – die Zentrale des Hohen Diamantenrats, ein eleganter moderner Bau mit Glasfassade.
Diese Art von architektonischem Zusammenprall ist übrigens typisch für Antwerpen. Weite, majestätische Boulevards mit begrünten Mittelstreifen, gesäumt von mächtigen Eichen und Ahornbäumen, verweben sich mit krummen, engen Straßen, kaum breiter als Gassen. Das Zentrum bildet der Grote Markt, der kulturelle und ästhetische Mittelpunkt der Stadt, etwa eineinhalb Kilometer vom Diamantendistrikt entfernt. Um ihn herum treffen sich breite Straßen und schmale Gassen in wildem Durcheinander. Dazwischen befinden sich verkehrsberuhigte Plätze, Einbahnstraßen, Trambahngleise und die Tische von Cafés, die auf die Bürgersteige quellen.
Nur wenige Straßenzüge vom Zentrum entfernt liegt der Seehafen an der Schelde. Ihm verdankt die Stadt ihr reiches Kunst- und Kulturerbe. Um gepflasterte Plätze stehen alte Gildehäuser

mit ihren reichen Verzierungen und den fein ziselierten Metallornamenten an den Dachfirsten. In der Liebfrauenkathedrale hängen Bilder des flämischen Meisters Peter Paul Rubens, wenige Schritte weiter serviert die älteste Wirtschaft der Stadt schon seit dem 13. Jahrhundert das berühmte belgische Bier.
Gegenüber der Kathedrale befindet sich der berühmte Brabobrunnen von Jef Lambeaux, der die Gründungslegende der Stadt darstellt: Der römische Soldat Silvius Brabo macht sich gerade daran, die abgehackte Hand eines Riesen in den Fluss zu werfen. Dieser Riese hatte von allen vorbeifahrenden Schiffen Wegzoll verlangt. Kapitänen, die sich weigerten, schlug der Riese die Hand ab – bis Brabo ihn im Kampf besiegte und ihm selbst die Hand abtrennte. Der Überlieferung nach soll der Name Antwerpen aus dem flämischen »Hand werfen« abgeleitet sein.
Nur einen Straßenzug von Überwachungskameras und Straßensperren entfernt liegt der Hauptbahnhof der Stadt, ein einzigartiger Mix aus Alt und Neu. Die Bahnsteige sind von einer avantgardistischen Halle aus Glas und Stahl überdacht, die eher zu einem Flughafen passen würde, das Hauptgebäude selbst aber ist ein üppig verzierter Steinbau mit einer riesigen alten Uhr, prächtiger als jede Digitaluhr und für den Reisenden ebenso nützlich. Noch immer kommen die meisten Besucher der Stadt hier an.
Im 19. Jahrhundert saß die Diamantenbranche der Stadt in der Pelikaanstraat, direkt neben dem Bahnhof. Nun tummeln sich hier Stripclubs, urige Cafés – und Billigjuweliere, die ihre Ware mit grellen Neonschildern anpreisen. Viele Touristen können diesen Sirenengesängen nicht widerstehen, auch wenn erfahrenere Besucher wissen, dass diese Klunkerläden ungefähr so viel mit dem Diamantendistrikt zu tun haben wie die Stripshows nebenan mit wahrer Liebe.

Das Diamantenzentrum selbst ist ein weiteres Beispiel dafür, wie Neues das Alte ersetzt. 1931 wurden zwei Häuser in der Schupstraat, Nummer 9 und 11, zusammengelegt. Dieses Gebäude wiederum wurde 1969 im Auftrag seines neuen Eigentümers, des Diamantenhändlers Samuel Grünberger, abgerissen. Es musste dem Diamantenzentrum weichen, dem größten Bürogebäude des Distrikts.

Der neu errichtete Komplex besteht aus einem schmalen Vordergebäude zur Schupstraat hin (Block A), an dessen hinteres Ende zwei weitere Gebäude, Block B und C, grenzen. Alle drei Häuser sind miteinander verbunden.

Block A, das neunstöckige Gebäude zur Schupstraat, mag bei Fertigstellung 1972 beeindruckend ausgesehen haben, doch 2000, als Notarbartolo dort erschien, wirkte es in die Jahre gekommen, unmodern. Das Haus war schmal, kaum 40 Schritt breit, und leicht zu erkennen am wuchtigen Betonvordach, das über dem Eingang in die Schupstraat hing. In der Glasfassade des Diamantenzentrums spiegelten sich die gegenüberliegenden Häuser. Das Plastikschild mit der Adressaufschrift »9–11 Diamond Center«, hing leicht schief am Granit des Eingangsbereichs, direkt unter einer Sicherheitskamera, die aufnahm, wer das Gebäude betrat oder verließ.

Block B, der größte der drei, liegt direkt hinter Block A. Dieses Haus hat den gestuften Grundriss einer Hochzeitstorte, mit 13 oberirdischen Stockwerken und zwei unterirdischen. Ein breiter Gang mit Marmorwänden verbindet die Aufzüge in Block B mit dem Haupteingang in der Schupstraat. Die meisten Mieter haben ihre Büros im Block B, manche Firmen nutzen ganze Etagen.

Das unscheinbarste Gebäude des Komplexes ist Block C, ein breiter, aber nur vier Stockwerke hoher Bau, den man erreicht, wenn man vom Haupteingang kommend kurz vor den Aufzügen

in Block B scharf rechts vom Gang abzweigt. Ein weiterer Zugang, eine Garageneinfahrt, befindet sich an der Lange Herentalsestraat, die rechtwinklig zur Schupstraat liegt. Die Bürofenster zur Straße sind teilweise gesprungen und verdreckt. Block C mag das hässliche Stiefkind des ohnehin nur mäßig beeindruckenden Diamantenzentrums sein, verfügt aber über einen schönen Vorteil: Über die Lange Herentalsestraat kann man die Fahrzeugsperren in der Schupstraat umfahren und direkt in die Parkgarage unter dem Diamantenzentrum gelangen, ohne durch die Kontrollen zu müssen.

Während der normalen Geschäftszeiten und einiger Stunden am Wochenende stehen die drei verrosteten metallenen Rolltore der Garagen offen. In der ersten Einfahrt, dem kleinen Polizeiwachhäuschen in der Schupstraat am nächsten gelegen, sitzen hinter Glaswänden einige Sicherheitsleute, die auch auf die Straße blicken. Hier gibt es auch einen Fußgängereingang ins Diamantenzentrum. Wie beim Haupteingang brauchen Mieter auch hier einen Ausweis, um durch die inneren Türen zu gelangen. Gäste mit einem Termin bei einem Mieter müssen sich beim Wachpersonal melden. Die beiden anderen Tore sind für Fahrzeuge. Das mittlere führt zum Hauptparkdeck im Erdgeschoss unter Block B, das dritte zum unterirdischen Parkdeck unter Block B. Beide Zufahrten sind mit gelb-weiß gestreiften Metallschranken gesichert, die sich nur auf Knopfdruck eines Sicherheitsmannes öffnen. Und nur die Dauermieter der Garage werden durchgelassen.

Insgesamt beherbergt das Diamantenzentrum etwa 250 Büros von Diamantenhändlern sowie ein paar Gold- und Schmuckfirmen. Damit ist es das mit Abstand größte Bürogebäude im Diamantendistrikt. Aus der Luft sieht es aus wie ein umgedrehtes L, das die zu Schupstraat und Lange Herentalsestraat liegenden zwei Häuser, das Lens-Gebäude und das Andimo-

Gebäude, umklammert. Vor dem Andimo-Gebäude, an der Kreuzung der beiden Straßen, steht das Polizei-Wachhäuschen.
Zugegeben, aus architektonischer Sicht fällt das Diamantenzentrum gegenüber den historischen Gebäuden Antwerpens, die nur wenige Straßen entfernt prangen, erheblich ab, aber es weiß auf andere Art zu beeindrucken: durch seine schiere Größe und natürlich durch den Strom an Diamanten, der täglich durch seine abgenutzten Gänge fließt.

•••

Als Notarbartolo an diesem ersten Morgen auf den Haupteingang an der Schupstraat zuging, achtete er allerdings nicht auf die ästhetischen Defizite des Baus, sondern allein auf die Position der Überwachungskameras. Schließlich war er nicht als Architekturkritiker gekommen, sondern als Einbrecher.
Eine Kamera an der Ecke des Vordachs blickte Richtung Straßensperren. Eine Batterie von drei Kameras hing gegenüber dem Haupteingang und deckte ein 180-Grad-Panorama ab. Zwei weitere Kameras hingen ein Stück weiter an der Ecke Schupstraat und Hoveniersstraat und sahen Richtung Diamantenzentrum. Eine weitere hing rechts vom Eingang und war direkt auf die Türen gerichtet. Unter dem leicht schiefen Adressschild gab es eine kleine Fisheye-Linse, die zu einer Gegensprechanlage gehörte; über sie konnte man außerhalb der Geschäftsstunden den Concierge rufen. Und das waren nur die offen installierten Kameras. Notarbartolo ging fest davon aus, dass es daneben noch versteckte Kameras gab.
Notarbartolo drückte die Glastür auf und betrat das Gebäude. Rechts, am Ende des Foyers, befand sich eine Glaskabine für den Wachmann in Zivil. Dieser schien nicht besonders auf den Fußgängerverkehr zu achten. An der rechten Seite der

Eingangshalle hing eine Batterie Briefkästen. Notarbartolo ging geradeaus zu den hüfthohen Drehkreuzen, zog seine Ausweiskarte durch das elektronische Lesegerät und erhielt Zugang. Jeder Mieter musste beim Kommen und Gehen solche Barrieren passieren und jede dieser Bewegungen wurde elektronisch gespeichert.

Auf seinem weiteren Weg lag zur Linken der Kontrollraum der Security mit seiner riesigen Glasfront. Jeder Passant konnte so einen kurzen Blick auf die Monitore und ihre Bilder von 24 Kameras erhaschen, die praktisch das gesamte Gebäudeinnere erfassten. Notarbartolo zählte zwei weitere Kameras, als er den breiten Hauptgang entlang zu den Aufzügen ging. Dieser Korridor war der edelste im Gebäude, mit gefliestem Boden, Wänden aus dunklem Marmor und schicken Kirschholzleisten mit breiten Aussparungen im Art-Déco-Stil für die indirekte Beleuchtung. Der Gang endete vor einer Reihe von Aufzügen. Notarbartolo betrat eine Kabine und drückte den Knopf für den fünften Stock.

Als die Türen dort aufglitten, bot sich ein ebenso tristes Bild wie in Notarbartolos Apartment. Die verkratzten Wände des zentralen Gangs waren schmutzigweiß und geschunden von unachtsamen Möbelpackern, die über die Jahrzehnte hinweg Tische und Schreibtische in die Büros geschleppt hatten. Die Türrahmen waren düster grau gestrichen. Alles schrie nach einem Eimer frischer Farbe.

Erst als Notarbartolo die Tür von 516 hinter sich geschlossen hatte, entspannte er sich. Hier war seine Zuflucht, hier beobachteten ihn keine Kameras – außer er installierte selbst welche.

Ablenkungen oder Schmuck gab es nicht. Warum hätte er den Aufwand treiben sollen, den Ort wohnlicher zu gestalten? Auch so etwas wie gefälschte Dokumente brauchte er nicht an die

Wand zu hängen, schließlich plante er nicht, hier jemals Besuch zu empfangen. Zumindest keinen, der hier die für das Büro eines Diamantenhändlers typischen Einrichtungs- und Ziergegenstände erwartete. Den Raum nicht einzurichten war zwar praktisch, andererseits schuf es ein Ärgernis, das Notarbartolo vielleicht nicht vorausgesehen hatte: Langeweile.

Notarbartolo wusste, dass er bei jedem Besuch im Diamantenzentrum ein paar Stunden im Büro verbringen musste, um den Anschein zu erwecken, er würde arbeiten. Da er das Gebäude nicht schon nach 30 Minuten wieder verlassen konnte – das könnte bei einer Kontrolle der elektronischen Zugangsprotokolle Verdacht erregen –, musste er noch ein paar Stunden totschlagen.

Seine wahre Arbeit fand woanders statt und so hatte er im Büro nichts Besonderes zu tun. Er holte Block und Stift heraus und hielt seine Beobachtungen fest. Es war ganz still im Büro, abgesehen von dem Kratzen des Stifts auf dem Papier. Notarbartolo fertigte einige erste Skizzen und erstellte die erste seiner vielen To-do-Listen. Danach blieb nichts mehr zu tun. Also holte er seine italienischen Zeitungen und Zeitschriften heraus, die er wohlweislich mitgebracht hatte. Zum Glück führte der Kiosk gegenüber dem Diamantenzentrum auf der anderen Seite der Schupstraat mehrere italienische Publikationen – Lebensretter, die verhinderten, dass Notarbartolo aus lauter Langeweile Löcher in den Teppich lief.

Als er lang genug gelesen hatte, packte er seine Aktentasche und nahm den Lift ins zweite Untergeschoss. Als sich die Aufzugtür öffnete, war Notarbartolo voll konzentriert. So registrierte er etwa, dass nur zwei der drei Aufzüge bis zum untersten Stock fuhren. Als einzige Dekoration hing an den Wänden des Vorraums zum Tresor ein Evakuierungsplan für Notfälle – was ihm praktischerweise gleich verriet, welche der vier Türen des

Vorraums zum Treppenhaus führte. Ihm fiel auf, wie stark der Schall vom gefliesten Boden zurückgeworfen wurde. Am Tag X würden die Räuber Turnschuhe tragen müssen.
Er schlenderte zum Gittertor, das tagsüber den Eintritt zum Tresorraum verwehrte. Er merkte sich die Herstellernamen, die auf der Gegensprechanlage und am Bedienfeld des Magnetalarms standen. Er registrierte den Hebel zum manuellen Auslösen des Feueralarms, außerdem eine kleine Kamera in einer Kuppel aus Rauchglas über der Tür sowie das biegsame Stahlrohr, das den Kabelstrang aus dem Magnetalarm nach oben in die Decke führte.
Notarbartolo drückte den Summer der Gegensprechanlage und wartete. Als Neumieter war er darauf gefasst, seinen Namen nennen zu müssen und darauf zu warten, dass der Wachmann ihn in der Liste der Zugangsberechtigten nachschlug. Als das Schloss mit einem Klicken aufging, ließ Notarbartolo einen flüchtigen Blick über den Türrahmen gleiten. Er bemerkte keine offensichtlichen Zeichen dafür, dass die Tür alarmgesichert war. Er nahm sich aber vor, das bei folgenden Besuchen noch mal zu überprüfen. Als er in den Tresorraum getreten war und die Tür losgelassen hatte, bemerkte er das leise Zischen der pneumatischen Türangeln, die sich hinter ihm schlossen.
Notarbartolo ging direkt zu seinem Schließfach, Nummer 149. Nach Abschluss des Mietvertrags für ein Schließfach hatte Boost ihm einen Schlüssel mit einem ovalen Griff und einem fünf Zentimeter langen Schaft überreicht. Am Ende des Schafts waren auf beiden Seiten kleine Metallstifte. Dieser »Bart« genannte Teil betätigte das Schloss. Der silberne Schlüssel passte in einen horizontalen Schlitz auf der linken Seite des Schließfachs. Rechts vom Schloss befanden sich nebeneinander drei goldene Drehknöpfe mit den 26 Buchstaben des Alphabets.

Kaum war Notarbartolo allein im Tresor, konnte er endlich die Erkundung beginnen, auf die er schon so gespannt war. Er gab seinen Code ein, steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn um. Ein Riegel aus Messing glitt aus seinem Schlitz im Rahmen und die Tür des Schließfachs öffnete sich leichtgängig auf unsichtbaren Angeln. Als die Tür offen war, drehte Notarbartolo den Schlüssel erneut und beobachtete, wie der Riegel aus ihr herausglitt. Er überschlug seine Maße: Länge etwa 2,5 Zentimeter, Höhe 5 Zentimeter, Stärke 1,25 Zentimeter. Später würde er noch – mehrmals – die genauen Maße nehmen. Aber dieser erste Besuch diente nur einer oberflächlichen Erkundung.

Notarbartolo kehrte zum Büro zurück und hielt schriftlich fest, was er sich gemerkt hatte. Obwohl sein Schließfach leer war, hatte es ihm doch etwas enorm Wertvolles enthüllt: einen Hinweis darauf, wie man es auch ohne Code und Schlüssel aufbekommen könnte. Hastig schrieb Notarbartolo jedes Detail auf, solange er alles noch frisch im Gedächtnis hatte. Anschließend las er seine Notizen durch und grübelte. Da hatten sie sich etwas vorgenommen!

Doch einen Hoffnungsschimmer gab es: Die schier uneinnehmbare Festung des Diamantenzentrums hatte trotz aller Sicherheitsmaßnahmen eine offensichtliche Schwachstelle, die einem Profi wie Notarbartolo sicher sofort aufgefallen war: Der Großteil des Gebäudes lag zwar in der SADA, behütet von einem Sicherheitsaufgebot aus Kameras, Polizisten und undurchdringlichen Fahrzeugsperren, aber eben nicht das gesamte Gebäude.

Die Garagentore des Blocks C öffneten sich zur Lange Herentalsestraat außerhalb der Sicherheitszone. Natürlich hingen auch dort Kameras und das Polizei-Wachhäuschen lag nur wenige Schritte entfernt. Die Diebe würden die Videoüberwachung umgehen und Polizeistreifen vermeiden müssen, aber hier gab es eine Chance, unbemerkt in das verschlossene Gebäude

einzudringen. Natürlich blieben noch die Fragen, wie man durch die LIPS-Tür kam, ohne Alarm auszulösen, die Bewegungsmelder, Infrarot- und Lichtsensoren überlistste, fast 200 Schließfächer knackte und die ganze Beute davonschleppte, ohne dass die Concierges vor Ort davon etwas merkten oder die Sicherheitskameras sie verrieten. Aber dennoch: Diese Sicherheitslücke mit den Garagentoren war der Schlüssel zum Gelingen des Coups.

Phase eins des Plans war vollendet und Notarbartolo flog zurück nach Italien, wo sein Team aus Schlossern, Safeknackern und Alarmspezialisten schon gespannt auf seinen Bericht wartete.

2. KAPITEL

DIE TURINER SCHULE

Das hier ist Turin, die größte Industriestadt Italiens.
Die modernste Europas, berühmt wegen ihrer Architektur und,
sehr bald hoffentlich, wegen des größten Raubüberfalls im zwanzigsten Jahrhundert.

Charlie staubt Millionen ab (Originaltitel: The Italian Job, 1969)

Hätte irgendjemand im Diamantenzentrum die italienische Polizei angerufen, um sich nach dem neuen Mieter zu erkundigen, wäre er schließlich zu Marco Martino durchgestellt worden. Ihn zu fragen, ob er Leonardo Notarbartolo kenne, wäre gewesen, als erkundigte man sich, ob der streng gläubige Polizeikommandant regelmäßig zur Messe gehe.
»Natürlich«, hätte er geantwortet. »Warum fragen Sie?«
Ein solcher Anruf hat nie stattgefunden. Doch hätte er es, wäre der Plan, das Diamantenzentrum auszurauben, wahrscheinlich schon im Keim erstickt worden. Martino hätte den lachsfarbenen Ordner mit Notarbartolos Namen herausgezogen, den er immer greifbar hatte, und den Leuten vom Diamantenzentrum ein paar sehr aufschlussreiche Dinge über die kriminelle Karriere des Juweliers erzählt.

Martinos offizieller Titel lautete Stellvertretender Oberstleutnant der Quästur Turin, Mobile Kriminalpolizeieinheit. In den Aufgabenbereich dieser speziell geschulten Gruppe fiel in erster Linie organisierte Kriminalität. Dennoch war der Name Notarbartolo im dritten Stock der mittelalterlich wirkenden Polizeidirektion wohlbekannt. Die enge und quirlige Stadt Turin war für viele Dinge berühmt: für großartige Kunst und Architektur, für das Grabtuch, in dem Christus möglicherweise nach seinem Tod gelegen hat, für eine wechselvolle Geschichte als Zentrum des Automobilbaus. Doch Martino und sein Team konzentrierten sich auf einen Aspekt, der es nur selten in die Reiseführer schaffte: die einzigartige Unterwelt der Stadt.

Das kriminelle Turin zeichnete sich durch zwei Besonderheiten aus: Es war eine Hochburg der organisierten Kriminalität; in den 1980er- und 1990er-Jahren trugen verfeindete Mafiaclans erbitterte Kämpfe um die Vorherrschaft in der Stadt aus. Und dann war es noch das Zuhause der erfolgreichsten Schmuckdiebe der Welt. Weil die Polizei mit der Mafia alle Hände voll zu tun hatte, konnte die Diebesbande über ein Jahrzehnt lang Juweliergeschäfte in der Stadt ausrauben. Die Polizei schien machtlos. Sie kämpfte in erster Linie dafür, dass ihre Stadt kein zweites Neapel oder Palermo würde.

Die Serie von Einbrüchen war besonders frustrierend, weil die Diebe ungewöhnlich gewitzt vorgingen und kaum Spuren hinterließen. Martino wusste, wer ungefähr zu der Bande gehörte, aber aus Mangel an Beweisen konnte kaum je ein Mitglied erwischt und verurteilt werden. Und wenn tatsächlich mal jemand verurteilt wurde, dann nur zu kurzer Haft – kluge Kriminelle engagieren kluge Anwälte.

Aus Erfahrung wusste Martino, dass es Geduld brauchte, auch wenn es noch so frustrierend war, die Bande unter seiner Nase arbeiten zu sehen. Doch im Kampf gegen Leute wie Notarbartolo

war die Zeit auf seiner Seite. Irgendwann einmal machten auch sie Fehler, dann würde man sie auf frischer Tat ertappen und für lange Zeit hinter Gitter schicken.
In den späten 1990er-Jahren wurden die Raubzüge seltener. Martino kannte die Arbeitsweise der Einbrecher gut genug, um zu wissen, dass diese Pause nicht bedeutete, dass sie sich zur Ruhe gesetzt hatten. Sie verriet lediglich, dass sie gerade etwas Neues ausheckten. Hätte in jener Zeit jemand vom Diamantenzentrum bei Martino angerufen, hätte er sofort geschaltet.
Aber das Telefon blieb stumm.

•••

Um zu verstehen, wie Turin einen Meisterdieb wie Notarbartolo hervorbringen konnte, muss man zuerst die Stadt selbst verstehen.
Turin ist uralt, seine Anfänge reichen zurück in die Zeit vor Hannibal, dem karthagischen Feldherrn, der seine Armee im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung – zu Beginn des zweiten Punischen Krieges – von der Iberischen Halbinsel über die französischen Alpen führte. Als Hannibal von den Bergen zwischen Frankreich und Italien herunterkam, traf er in einem Tal, das von vier Flüssen geformt wurde – Po, Dora Riparia, Stura di Lanzo und Sangone – auf den Stamm der Taurini. Die Ureinwohner überlebten die Begegnung mit dem berühmten Feldherrn nicht.
An ihrer statt siedelten sich die Eroberer im Umkreis des heutigen Turin an. Ein hervorragender Ort für eine Siedlung: Das Piemont, im Nordwesten des heutigen Italien gelegen, ist grün, mit einem milden Klima gesegnet und strategisch günstig zwischen Nordeuropa und dem italienischen Stiefel gelegen. Die militärische Bedeutung des Gebiets wurde später so groß, dass die

Anführer durchziehender Armeen anhalten und den Mächtigen Turins ihre Reverenz erweisen mussten. Nur mit Erlaubnis des örtlichen Machthabers durften sie weitermarschieren zu den Schlachtfeldern in Frankreich, Italien oder der Schweiz.
Im ersten Jahrhundert vor unserer Zeit ließ Julius Caesar ein Heerlager nahe des Po errichten und gewährte den Bewohnern der Gegend das römische Bürgerrecht. Teile der über sieben Meter hohen Ziegelmauer, die Caesar um die kleine Stadt ziehen ließ, stehen noch heute. Auch das römische Viertel, das Quadrilatero Romano, blieb erhalten. Heute beherbergen die antiken römischen Gebäude trendige Restaurants, Cafés und Modeboutiquen.
Auch die Dynastie der Savoyer hat die Stadt geprägt. Von ihren Turiner Palästen herrschte sie über ein Gebiet wechselnder Größe, das heute teilweise zu Frankreich, teilweise zu Italien gehört. Im Zentrum dieses Reiches ballten sich Kultur und Prachtbauten; in den Straßen Turins entstanden hinreißende Barockgebäude, piazze so breit wie die Landebahnen von Flughäfen und zahlreiche Kunstwerke im öffentlichen Raum. Die prächtigen, opulenten Paläste, Residenzen, Kirchen und Verwaltungsgebäude haben den Einmarsch der Franzosen ebenso überlebt wie die Besatzungszeit unter Napoleon und alliierte Bombenangriffe während des Zweiten Weltkriegs.
Viele dieser Gebäude haben auch das Auf und Ab des Industriezeitalters überstanden. Berühmt wurde der Wirtschaftsstandort Turin durch FIAT, den 1899 gegründeten Automobilbauer. In seinen Fabriken schlug das wirtschaftliche Herz der Stadt. In Scharen zogen arme und weitgehend ungebildete Arbeiter mit ihren Familien aus dem Süden Italiens nach Turin, auf der Suche nach einem besseren Leben. In Turin versprachen die Fabriken von FIAT und anderen Unternehmen Arbeit und Stabilität. Bis 1951 waren etwa 400 000 Menschen nach Norditalien gezogen,

vorwiegend nach Turin, Mailand und Umgebung. (Mailand liegt zwei Autostunden von Turin entfernt.)

Doch der Zuzug der Süditaliener führte zu Spannungen. Die alteingesessenen Turiner fanden ihre Landsleute aus dem Süden ungebildet, ungehobelt, bäurisch – kurz: peinlich. Viele der Zuzügler kamen aus Sizilien, Kalabrien und Neapel, seit dem 19. Jahrhundert sämtlich Hochburgen der Mafia. 1971 machten Immigranten aus diesen Gegenden schon 13 Prozent der Gesamtbevölkerung Turins aus.

Der Zuzug hielt auch später im 20. Jahrhundert an, weil der Norden Italiens weiterhin bessere wirtschaftliche Aussichten bot als der Süden. Auch Notarbartolo war Teil dieser Wanderungsbewegung; er wurde 1952 in Palermo geboren, der Hauptstadt Siziliens, und zog später mit seinen Eltern nach Turin, wo sein Vater Arbeit als Lkw-Fahrer suchte.

Natürlich hatte es auch vor dem Zuzug süditalienischer Krimineller Verbrechen in Turin gegeben. Doch die Immigranten arbeiteten mit einer Professionalität, die der Polizei des Nordens große Schwierigkeiten bereitete. Nach dem Zweiten Weltkrieg blühten Drogenhandel, illegales Glücksspiel und Prostitution wie nie zuvor. Langsam, aber unerbittlich machte sich das Verbrechen in der Stadt breit. Zwischen 1950 und 1990 schlug die Ausweitung der Mafiaaktivitäten in Neapel, Palermo, Moskau, New York und New Jersey so hohe Wellen, dass die Expansion der Organisation Richtung Norditalien, insbesondere Turin und Mailand, fast unbemerkt geschah. Nur die Mafiajäger Italiens, die ihr gesamtes Berufsleben damit verbrachten, der Mafia das Handwerk zu legen, sahen, was da passierte.

Überall mischte das organisierte Verbrechen mit: bei der Geldwäsche, in der Politik, sogar in der Führung der zwei großen Turiner Fußballklubs, Juventus und Torino FC. Natürlich gehörte auch Schutzgelderpressung dazu, der Klassiker der Mafia.

Das Prinzip war einfach: Ein Unbekannter rief bei einem Geschäftsmann an und verlangte Geld – bis zu 200 000 Euro. Normalerweise bezahlte das Opfer auch, wobei es manchmal mit Brandbomben oder Schüssen durch eine Fensterscheibe ermuntert werden musste. In Turin wurde eine Reifenfabrik mit 30 000 Reifen angezündet, als der Eigentümer sich zu zahlen weigerte. Da sie die möglichen Folgen kannten, einigten sich die meisten Geschäftsinhaber schließlich mit der Mafia. In den frühen 90er-Jahren, so eine Schätzung, zahlten 60 Prozent aller Firmen in Palermo den pizzo, die Schutzgebühr, an die Mafia. In Catania waren es sogar geschätzte 90 Prozent, so viele, dass die örtliche Unternehmervereinigung beantragte, den pizzo steuerlich absetzbar zu machen.

Zwischen 1970 und 2000 hatten Polizisten wie Martino alle Hände voll damit zu tun, wenigstens schwere Gewaltverbrechen zu verfolgen. Mordopfer wurden in Parks gefunden, in Autos, selbst am Standstreifen von Autobahnen. Zu den Opfern gehörten Mitglieder rivalisierender Gangs, Geschäftsleute, die sich weigerten, den pizzo zu bezahlen, glücklose Passanten, die von einem Querschläger getroffen wurden, und Polizisten. Kommissare, Politiker und Richter wurden oft auf besonders spektakuläre Weise ermordet. Der Richter Giovanni Falcone etwa wurde mitsamt seiner Frau und drei Leibwächtern von einer gewaltigen 500-Kilo-Bombe zerrissen, als er auf der Autobahn zu seinem Wochenendhaus bei Palermo unterwegs war. In ganz Italien herrschte offener Krieg zwischen den Gesetzeshütern und Kriminellen. Turin war keine Ausnahme.

Vor diesem Hintergrund blieb der Polizei für Kleinkram wie Einbrüche schlicht keine Energie übrig. Mit anderen Worten: Es war eine herrliche Zeit für die Turiner Diebe. Solange sie niemanden verletzten, keine zu offenkundige Verbindung zur Mafia unterhielten und weiterhin kaum Spuren hinterließen, durften die

Diebe darauf hoffen, dass ihre Taten nur sehr oberflächlich untersucht würden. Die Polizei hatte einfach Dringlicheres zu tun.

•••

Norditalien, das ist das Land der rassigen Sportwagen. Ferrari, Maserati, Alfa Romeo, Pirelli, Pininfarina – diese Namen lassen die Herzen von Freunden schneller Autos höher schlagen. Auch Notarbartolo konnte nicht widerstehen: 1971 wurde er als 19-Jähriger zum ersten Mal gefasst – in Paris –, weil er seine Finger einfach nicht von einem Alfa Romeo 2000 Spider hatte lassen können, einem Cabrio, in diesem Fall ein heißes Sondermodell mit bordeauxfarbenen Ledersitzen und AutoVox Melody-Musikanlage, das zwischen 1958 und 1961 hergestellt worden war.

Notarbartolo wurde festgenommen und nach Italien zurückgeschickt, wo er seine kriminelle Laufbahn offiziell startete. Über die nächsten zehn Jahre hinweg verschaffte er der italienischen, aber auch der Schweizer und der französischen Polizei viel Arbeit. Zeitungsberichten zufolge hatte er sogar in der Schweiz ein Vorstrafenregister. Etliche Strafzettel und ein Führerscheinentzug konnten ihn nicht vom Rasen abhalten, kürzere Gefängnisaufenthalte nicht vom Autoklauen. Schon als Kind hatte Notarbartolo den Spitznamen *testa di legno* bekommen, »Kopf aus Holz«, vielleicht wegen seiner Vorliebe, anderen Kindern im Streit Kopfstöße zu verpassen. Übertragen heißt *testa di legno* allerdings »Sturschädel«. Und auch diese Interpretation würde gut passen, so hartnäckig wie Notarbartolo das Gesetz immer wieder brach.

Er schlug sich als Kleinkrimineller durch, als Gewohnheitsdieb, völlig immun gegen die erzieherische Wirkung von Gefängnisstrafen. Ganz im Gegenteil scheint er während seiner

verschiedenen mehrmonatigen Haftstrafen einiges gelernt zu haben, schließlich gibt es keine bessere Schule für das Handwerk eines Kriminellen als das Gefängnis. Allmählich wuchsen seine Fähigkeiten als Gauner – und sein Selbstbewusstsein.

Ein Polizeifoto aus jenen Jahren zeigt seine ganze Arroganz, Notarbartolo wirkt wie ein Kandidat um den Posten des Studentensprechers der örtlichen Universität, der weiß, dass seine Wahl nur noch Formsache ist. Das Bild zeigt ein hübsches Gesicht, wallende schwarze Haare und eine Miene, die gleichzeitig Amüsement und Irritation angesichts der Unannehmlichkeit ausdrückte, verhaftet worden zu sein. Seine linke Augenbraue ist leicht angehoben, sein Mund formt ein Lächeln oder ein spöttisches Grinsen … schwer zu sagen.

Notarbartolos Liebe zu schnellen Autos ließ nie nach, aber in den späten 70er-Jahren verlegte er sich auf weniger plumpe Verbrechen: Er fing an, Juwelen, speziell Diamanten, zu stehlen. Das war nicht nur eine gute berufliche Entscheidung, da Juwelen deutlich leichter zu stehlen und zu verkaufen sind als Autos, sondern gab ihm auch mehr persönliche Erfüllung. Notarbartolo zeigte Talent für das Design von Schmuck. Er zeichnete gut und hielt sich für künstlerisch begabt. Wenn er sich langweilte, skizzierte er oft Ideen für das Design von Halsketten, Armreifen und Ringen.

Als Notarbartolo sich entschloss, ein Juweliergeschäft zu eröffnen, war er seit acht Jahren mit Adriana Crudo verheiratet, einer Frau, die später von der Polizei als »klug, fast schon gerissen« beschrieben wurde. Crudo hatte lockige dunkle Haare und den leicht olivfarbenen Teint der Mittelmeeranwohner. Sie hatte nach italienischer Tradition ihren Mädchennamen behalten und sah ein wenig aus wie die Schauspielerin Karen Allen im Film Jäger des verlorenen Schatzes. Crudo war Notarbartolos Lebens- und Geschäftspartnerin – und möglicherweise auch Komplizin.

Sie stand mit Leib und Seele hinter ihm und half ihm nach seinen Jahren in der Kleinkriminalität gerne dabei, sich einen – scheinbar – anständigen Lebensunterhalt aufzubauen. Gemeinsam eröffneten sie ein Juweliergeschäft am Corso Sebastopoli, in hervorragender Geschäftslage. Der Corso war ein geschäftiger stattlicher Boulevard. In seiner Mitte verlief ein breiter, baumbestandener Grünstreifen, auf dem am Wochenende ein beliebter Markt stattfand. Der Laden befand sich in der Nähe des Fußballstadions von Juventus Turin und des Sportzentrums der Stadt, in dem über ein Jahrzehnt später, 2006, die Olympischen Winterspiele ausgetragen werden sollten.
Außenstehenden mochte es erscheinen, als habe Notarbartolo endlich die Kurve gekriegt und sei zu einem anständigen Mitglied der Gesellschaft geworden. In den angrenzenden Cafés und Läden war er bald als freundlicher, wohlerzogener Schmuckhändler von nebenan bekannt und beliebt. Für jeden hatte Notarbartolo ein Lächeln und ein paar freundliche Worte über Fußball. Ein Bekannter hätte an ihm vielleicht nur auszusetzen gehabt, dass Notarbartolo Fan des AC Mailand war, nicht eines der örtlichen Klubs.
Doch Notarbartolo hatte nicht »die Kurve gekriegt«, sondern während des letzten Gefängnisaufenthalts die wichtigste Lektion im Leben eines Kriminellen gelernt: wie wichtig Tarnung ist.

•••

Als Notarbartolo und Crudo ihr erstes Geschäft eröffneten, hatten Juweliere in Turin ein schweres Leben. Nicht wegen schlechter Konjunktur, sondern weil es regelmäßig zu Einbrüchen in Juweliergeschäfte kam. Verübt wurden sie von gewitzten, höchst kompetenten und sehr vorsichtigen Tätern. Im Unterschied zu anderen Verbrechern, die Juweliere mit

vorgehaltener Waffe ausraubten oder ein Schaufenster einschlugen und zusammenrafften, was sie erreichten, gingen die Turiner Täter bemerkenswert subtil vor. Sie schlugen außerhalb der Geschäftszeiten zu, normalerweise mitten in der Nacht.

Allen Sicherheitsmaßnahmen – Alarmanlagen, Spezialschlössern, Safes und Bewegungsmeldern – zum Trotz räumten die Diebe die Läden ihrer Opfer leer, wobei sie kaum Spuren hinterließen. Über die Jahre müssen die Einbrecher so ein enormes Vermögen erbeutet haben – in größeren Läden betrug der Wert der Beute durchaus mal über eine Million Euro.

Und das erlebte ein unglückseliger Juwelier in etwa, wenn er an einem Tag wie jedem anderen zu seinem kleinen Juweliergeschäft kam, aufschloss und hineinschlurfte: Der Laden war dunkel, abgesehen von den blinkenden roten Lichtern an den Videokameras und am Kontrollkästchen der Alarmanlage. Alles schien unverändert zum Vorabend. Der Juwelier schaltete das indirekte Oberlicht an und die LED-Beleuchtung für das Schaufenster, zog seinen Mantel aus und sinnierte, wie bald er ins Café an der Ecke verschwinden könnte, auf einen Espresso und eine Zigarette. Doch plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen, als hätte ihm jemand eine Ohrfeige verpasst. Die Vitrinen waren leer. Die Auslagen der Schaufenster ebenfalls. Zurückgeblieben waren nur die Samtkissen und Spiegel, die so aufgestellt waren, dass sie den Effekt von Diamanten, Saphiren, Smaragden und Rubinen maximierten. Im gleißenden Licht lagen nackte Handgelenke und Halsansätze aus Karton, an denen vorher goldene Armbänder, Rolex-Uhren und Perlenketten geprangt hatten. Man kann sich vorstellen, wie ein Geschäftsinhaber in einer solchen Lage ein paar Sekunden stumm dasteht und nach harmlosen Erklärungen sucht, egal, wie unwahrscheinlich. *Bin ich im falschen Geschäft? Hab ich gestern aus irgendeinem Grund alles in den Safe gelegt? Träume ich?* Bis schließlich jene

einzige Erklärung in seinem Bewusstsein hochstieg, die übrig blieb: *Man hat mich ausgeraubt*.

Die Polizei war nach diesen Einbrüchen ebenso ratlos wie die betroffenen Geschäftsinhaber. Auf den ersten Blick gab es nicht einmal Einbruchspuren. Obwohl die Details variierten, fanden die Ermittler normalerweise intakte Schlösser, laufende Videokameras, funktionierende Alarmanlagen und heile Fenster vor. Und dennoch: Die Juwelen waren weg. Von reinen Routinearbeiten mal abgesehen – Suche nach Fingerabdrücken, Befragung der Angestellten – blieb den Beamten kaum etwas zu tun. Verwertbare Spuren hinterließen die Täter nur sehr selten. Allerdings war der Mangel an Indizien selbst ein Indiz. Es zeigte, dass Vollprofis am Werk waren – und Experten solchen Kalibers gab es nicht viele. Schließlich gehört ein wenig mehr dazu, ein Juweliergeschäft auszurauben als eine Bäckerei. Der Laden ist mit Spezialschlössern verriegelt, Türen und Fenster sind alarmgesichert, Videokameras überwachen alles und Bewegungsmelder lassen sich so empfindlich einstellen, dass sie Alarm auslösen, wenn eine Maus durch ihr Blickfeld läuft. Auch die Vitrinen mit der Ware sind verschlossen und alarmgesichert. Oder die Ware liegt gleich in bombensicheren Safes im – natürlich abgeschlossenen – Büro.

Da nichts auf einen Einbruch hindeutete, musste die Polizei zunächst annehmen, dass hier Insider am Werk waren. Aber Ermittlungen in diese Richtung ergaben nie etwas. Blieb nur die Alternative, dass in Turin eine Bande von außerordentlich gewitzten, äußerst vorsichtigen Dieben ihr Unwesen trieb.

Da bei den Coups nie Gewalt angewendet wurde und normalerweise eine Versicherung den Schaden des Juweliers ersetzte, rangierten die Verbrechen auf der Prioritätenliste der Polizei beschämend weit unten. Drogenhandel, Waffenhandel, Mord und so weiter gingen einfach erst mal vor.

Vergessen wurden die Taten allerdings auch nicht. Eines Tages, wussten die Ermittler, würden sie sie aufklären. Gesetzeshüter in allen Teilen der Welt sind gut darin, Verbrechen anhand winziger Spuren aufzuklären, auch unter Zuhilfenahme moderner Ermittlungstechniken.

Die Turiner Polizei brauchte aber gar keine modernen Ermittlungstechniken; sie ahnte schon, wo sie die Täter zu suchen hatte. Schließlich pfiffen es die Spatzen von den Dächern, dass einer der unverbesserlichsten Autodiebe der Stadt auf Juwelen umgesattelt hatte. Einem Zeitungsbericht zufolge schien Notarbartolo nicht weiter überrascht, als die Polizei zu ihm ins Geschäft kam und fragte, wo er denn das Kapital für die vielen hübschen Klunker her habe. Schließlich hatte Notarbartolo die Polizei noch ein paar Jahre zuvor brieflich angebettelt, ihm seinen Führerschein wiederzugeben, damit er einen Ausfahrer-Job bei einer örtlichen Papierfirma bekommen könne. Misstrauisch beäugten die Beamten, wie Notarbartolo in nur wenigen Jahren schlecht bezahlte Aushilfsjobs hinter sich gelassen und sich zum Chef eines eigenen Juwelierladens gemausert hatte.

1981 durchsuchten Beamte Notarbartolos Haus; sie suchten nach der Beute eines Einbruchs vom vergangenen Jahr. Davon fanden sie nichts, doch sie entdeckten und beschlagnahmten eine Beretta, Kaliber 0,22 mit abgefeilter Seriennummer. Notarbartolo gab an, die Pistole zum Schutz gegen die Gangster zu brauchen, die seine Branche heimsuchten. Schwerer tat er sich, die zehn Sprengkapseln für den extrem starken Plastiksprengstoff C4 zu erklären, welche die Polizei ebenfalls bei ihm fand.

Notarbartolo wurde des Raubes zwar angeklagt, aber die Beweise reichten nicht für eine Verurteilung. Martino und seine Leute wussten jedoch, dass man diesen Mann im Auge behalten musste. Sein Name kam auf eine schwarze Liste und 1987 zwang

die Polizei ihn, jederzeit ein »belehrendes Dokument« mit sich zu führen.

Dieses rote Büchlein hatte Größe und Form eines Passes und musste bei Kontrollen unaufgefordert vorgezeigt werden. Darin fand sich eine Liste mit Verhaltensmaßregeln, darunter »Meiden Sie Alkohol«, »Besuchen Sie keine Bars mit schlechtem Leumund« und »Suchen Sie sich ehrliche Arbeit«. In der Praxis funktionierte dieses System aber nicht – Kriminelle hielten die Pässe ohnehin nur für einen schlechten Witz – und wurde bald nachdem Notarbartolo einen Pass bekommen hatte, wieder abgeschafft.

Im Bewusstsein, dass die Polizei ihn auf dem Kieker hatte, verhielt Notarbartolo sich jetzt vorsichtiger. Er achtete darauf, wo er hinging, und fuhr regelmäßig vor Einbruch der Nacht (auch das verlangte das rote Büchlein) die 40 Minuten von Turin ins ländliche Trana zurück, wo er wohnte.

Im Allgemeinen schaffte er es, der Polizei aus dem Weg zu gehen – mit einer bemerkenswerten Ausnahme im Herbst 1990: Notarbartolo wurde aufgegriffen, nachdem er einem Vertreter für Diamanten durch die Straßen Turins gefolgt war. Diese Episode bestärkte die Polizei natürlich in ihrem Verdacht gegen ihn.

Mittlerweile ist man davon abgekommen, aber früher war es nicht ungewöhnlich, dass Schmuckvertreter von Juwelier zu Juwelier zogen und ihre Ware anpriesen. Notarbartolo beschäftigte selbst einen. Diese Vertreter hatten einen, gelinde gesagt, gefährlichen Job, denn sie trugen Taschen voller Edelsteine und Schmuck mit sich herum. Anders als die Händler im Diamantendistrikt Antwerpens ketteten sie sich die Taschen aber nicht ans Handgelenk – sie fürchteten, dadurch nur zu verraten, dass es da etwas Stehlenswertes gab. Lieber kleideten sich die Vertreter betont unauffällig, manchmal in Jeans und T-Shirt,

die Ware trugen sie in einem Tagesrucksack, damit nur niemand auf die Idee kam, hier könne was zu holen sein.
Im September 1990 hatte in einem Fall alle Tarnung nichts genutzt; Notarbartolo hatte einen Mann als Diamantenvertreter erkannt. Doch der Mann war darin geschult, Verfolger zu identifizieren, und der metallicblaue Alfa Romeo hinter ihm gefiel ihm gar nicht. An einer Telefonzelle fuhr er rechts ran, wählte den Notruf der Polizei und verhielt sich dabei so unauffällig, dass Notarbartolo nicht Lunte roch. Ein Streifenwagen kam, die Polizisten befragten Notarbartolo, doch der schaffte es, sich mit seinem Charme aus der kompromittierenden Lage herauszureden. Dennoch kam ein Vermerk in seine Akte.
Ansonsten geriet Notarbartolo mit der Polizei nicht mehr in Konflikt. Crudo leitete die mittlerweile drei Läden und Notarbartolo trieb sich herum, weit von den Augen und Ohren der Polizei entfernt. Manchmal in Valenza, einer nahe gelegenen Stadt mit blühender Schmuckindustrie, oft auch einfach in rauchgeschwängerten Cafés und Kneipen Turins.
Diese Etablissements lagen weit von den Touristenfallen des Zentrums entfernt, auch weit von den breiten Boulevards, an denen immer Polizei präsent war. Eine dieser Kneipen, die Notarbartolo zu besuchen pflegte, lag abgelegen an der Kreuzung schmaler Wohnstraßen, im Schatten hoher Mietskasernen. Risse und Unkraut überzogen den Gehsteig, auf dem ein paar billige Plastiktische standen. An ihnen saßen alte Männer stundenlang vor einem Espresso. Drinnen waren die Wände alt und zerkratzt, die Holzpaneele hatten im Lauf der Jahrzehnte Geruch und Farbe des Rauchs ungezählter Zigaretten angenommen. Männer nippten an ihren Brandyschwenkern und beobachteten, wer durch die Tür kam. Lokale wie diese waren zweifellos nicht ganz koscher, aber Notarbartolo achtete darauf, dass zumindest nichts offenkundig Kriminelles ablief. Nicht dass die Polizei

anfing, sich für diesen Ort zu interessieren. Sobald zu viele Drogensüchtige und Prostituierte sich in einem Café tummelten, suchte Notarbartolo sich einen anderen Ort für seinen Espresso. Nur aus Loyalität zu einem Lokal hätte Notarbartolo nie riskiert, die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu ziehen. Und Mafiaspezialitäten wie etwa Drogenhandel standen nun mal weit oben auf der Liste der Verbrechen, welche die Polizei auszurotten versuchte.

Die einfachen Kneipen hatten für Notarbartolo eine wichtige Funktion – allerdings keine soziale. Tatsächlich hasste er Rauch – und es muss eine Qual für ihn gewesen sein, inmitten des Zigarettendunsts zu sitzen. Aber die verräucherten Hinterzimmer brauchte er für seine inoffiziellen Geschäfte. Glücksspiel war an solchen Orten eigentlich verboten, aber es fand trotzdem statt, hinter geschlossenen Türen mit der Aufschrift »Privat«, an filzbezogenen Tischen voller Brandflecken.

Die Kartenspieler waren ausschließlich Männer. Frauen wurden nur geduldet, solange sie Getränke servierten oder Aschenbecher leerten. Verirrte sich ein Ortsfremder auf dem Weg zur Toilette in so ein Hinterzimmer, erstarben die Gespräche. An den finsteren Blicken konnte der Fremdling leicht erkennen, dass er auf eine Einladung, ein paar Runden mitzuspielen, vergeblich warten würde.

Notarbartolo hielt vom Glücksspiel ebenso wenig wie vom Rauchen. Er hielt es lieber mit sicheren Coups. In diesen Hinterzimmern führte er seine Gespräche, die niemand mithören sollte. Unter der Hand kaufte er hier die Juwelen, mit denen er seine Schaufenster schmückte. Er nutzte die kleinen, über ganz Turin verteilten Espressohöhlen auch für heimliche Treffen mit seinen ruchloseren Geschäftpartnern.

Erst einige Jahre später erlangten die Raubzüge der Diebe eine solche Bekanntheit, dass man von einer Turiner Schule zu

sprechen begann. Doch Anfang der 90er-Jahre handelte es sich nur um ein paar Schatten, die in schummrigen Hinterzimmern ihre Coups austüftelten.

•••

Die Männer, die von der örtlichen Polizei der Turiner Schule zugerechnet wurden, hätten sich selbst wohl kaum als Mitglieder einer Bande betrachtet. Vor allem deshalb, weil eine Bande im eigentlichen Sinn nicht existierte. Es gab weder offizielle Versammlungen noch Mitgliedslisten, keine geheimen Handschläge, nicht einmal einen Namen. Die Diebe verstanden: Was einen Namen hat, das kann man eher erfassen, bekämpfen. Sie aber taten alles, um unter dem Radar der öffentlichen Wahrnehmung zu bleiben.

Der Ausdruck »Turiner Schule« stammte denn auch von einem Journalisten, der Ende der 1990er-Jahre einen griffigen Namen für eine Bande brauchte, die für eine Welle von Juwelendiebstählen verantwortlich war. Schließlich übernahm auch die Polizei den Namen, der nicht von ungefähr kam: Mit der Zeit hatte die Bande sich zu einer wahren Verbrechensakademie gemausert. Diese Männer hatten das Handwerk des Stehlens zu einer wissenschaftlichen Disziplin gemacht. Sie waren Meister ihres Fachs.

Die Turiner Schule war keine Bande im herkömmlichen Sinne, auch der Ausdruck »organisierte Kriminalität« trifft es nicht. Denn es gab keine Struktur, keine Hierarchie, nicht einmal einen Anführer. Vielmehr handelte es sich um einen losen Zusammenschluss von Männern mit einigen Gemeinsamkeiten: Sie alle waren clever, geduldig und raffgierig. Als Spezialisten auf den verschiedensten Gebieten ergänzten sie sich hervorragend.

Was die Männer von ihren »Kollegen« unterschied, war ihre vernunftgesteuerte Herangehensweise. Die Ermittler gewannen allmählich den Eindruck, dass die Bande aus dem Austricksen von Sicherheitssystemen einen ebenso großen Kick bezog wie aus dem Einsacken der Beute. Nie benutzten sie Waffen, nie zwangen sie Geschäftsleiter oder Inhaber, die Kombination eines Safes preiszugeben, nie bestachen sie einen Wachmann, damit er wegsah. Lieber überlisteten sie jede Sicherheitsmaßnahme, die sie antrafen, sei sie nun physisch, elektronisch oder menschlich. All ihre Coups zeichneten sich durch ihre Gerissenheit aus. Die Bande wusste alle Gegebenheiten klug zu nutzen, wie ein berühmtes Beispiel zeigt: Um an die Kombination eines Safes zu kommen, verzichteten sie auf allen Hightech-Schnickschnack, sondern schickten einen von ihnen aus, eine Angestellte zu verführen, die sich ihrem Liebhaber gegenüber dann als recht gesprächig erwies.

Jeder Coup begann mit dem Auskundschaften des Ladens. Zwei Männer zogen auf »Einkaufstour«, meist mit mindestens einer Frau als Tarnung. Die Mitglieder der kleinen Gruppe trugen teure Kleidung und wirkten wie ganz normale Kunden. Sie betraten ein Juweliergeschäft, begutachteten die in den Schaukästen ausgestellten Schmuckstücke, verteilten sich im Raum und baldowerten unauffällig das Sicherheitssystem des Ladens aus. Wie viele Kameras hingen offen im Geschäft? Welche Marke, welches Modell Bewegungsmelder wurde verwendet? Aus welcher Schublade holte der Verkäufer den Schlüssel zu einem Schaukasten? Doch auch der Schmuck wurde genau gemustert. Schließlich lautet bei jedem Coup die zentrale Frage, ob Risiko und Beute in angemessenem Verhältnis zueinander stehen.

In einer nächsten Phase holte man die benötigten Leute zusammen, und zwar über die bewährten Kommunikationswege der

Unterwelt. Man flüsterte dem richtigen Barmann im richtigen Teil der Stadt ein Codewort zu oder ließ eine Anspielung fallen. Und schon bald trafen sich ein paar Leute in einem Hinterzimmer, spielten Karten, tranken Bier und hielten ihre Gespräche so vage wie möglich – nur für den Fall, dass der Raum verwanzt war. Mussten die Männer spezifische Details diskutieren, gingen sie zu zweit oder dritt ein paar Schritte um den Block. Manchmal dauerten diese Spaziergänge eine Stunde.

Bei diesen Treffen gingen die Männer ihre geistigen Listen durch, wen sie in den Coup einbeziehen sollten. Natürlich war es wichtig, nur mit Leuten zusammenzuarbeiten, die man schon kannte oder für die sich jemand, dem man traute, verbürgen konnte. Nach dem gleichen Prinzip arbeiten übrigens auch die Angehörigen der legalen Diamantenbranche, wie Notarbartolo später feststellte. Der Unterschied bestand allerdings darin, dass ein Dieb für lange Zeit im Gefängnis landen konnte, wenn er dem Falschen vertraute.

Brauchte man für den Plan etwa einen Safeknacker, besprachen die Männer, welche Spezialisten sie kannten und was sie von ihnen hielten. Sie diskutierten ihre Fähigkeiten, ihren Ruf – und ob sie gerade einsaßen oder aus der Stadt geflüchtet waren. Oft stand die erste Wahl für einen Coup nicht zur Verfügung. Mal schreckte ein Kandidat vor dem Risiko zurück, mal nahm einer sich eine Auszeit, mal hatte jemand gerade einen anderen Job laufen. Manchmal starben Pläne allein deswegen, weil man nicht die richtigen Leute zusammenbekam. Bei anderen Gelegenheiten vergingen zwischen der ersten Idee und der Tat nur Wochen. Gelegentlich tüftelte man einen genialen Plan auch nur aus und verkaufte die Idee dann einem anderen, natürlich gegen Gewinnbeteiligung.

Manchmal arbeiteten Gruppen in ständig wechselnden Besetzungen, manchmal bildeten Männer feste Freundschaften und

bezogen die anderen bei der Planung ihrer nächsten Coups mit ein. Jeder erfolgreiche Raubzug steigerte das Ansehen der Beteiligten, und allmählich erlangten Turins Einbrecher auch außerhalb der Strafverfolgungsbehörden Berühmtheit. Gangster aus ganz Italien kamen auf Besuch in die verräucherten Turiner Cafés, wenn sie einen Computerexperten, Alarmspezialisten oder Schmuckhehler suchten.

Notarbartolo war nicht der einzige der Turiner Schule, den die Polizei beobachtete. Von den Dutzenden Kriminellen, die möglicherweise zu dieser nebulösen Bande gehörten, hatte Martinos Einheit ein paar weitere identifiziert, mit denen Notarbartolo, der unscheinbare Juwelier, Umgang pflegte. Wie in Notarbartolos Fall konnte die Polizei auch sie nur im Auge behalten; alle gaben sich den Anstrich ehrwürdiger Bürger. Diese Geschäftsleute, Pensionäre, ehrlichen Arbeiter zahlten brav Steuern und hielten ihre Geschäftspapiere in bester Ordnung. Keiner von ihnen wollte sich wegen Kleinigkeiten erwischen lassen. Selbst die kürzeste Haftstrafe konnte einen Plan ruinieren, an dem man monatelang gearbeitet hatte.

Weil die Verbrecher sich derart vorsichtig verhielten, blieb der Polizei gelegentlich nichts anderes übrig als eine Überwachung im großen Stil: mit Kameras und Abhörgeräten. Zum Beispiel bei Aniello »Nello« Fontanella. Er betrieb ein winziges Schlossereigeschäft und genoss in gewissen Kreisen einen Ruf als »Magier der Schlüssel«. Allerdings nicht unter ehrlichen Kunden, die eine Kopie ihres Briefkastenschlüssels brauchten. Fontanello war ein brillanter Schlossknacker. Sein Laden verschaffte ihm die perfekte Front dafür, seine Kenntnisse immer weiter zu vertiefen. In seiner Werkstatt hinter dem Laden, zu der Kunden keinen Zutritt hatten, verbrachte er seine Tage damit, Schlösser auseinanderzunehmen, Universalschlüssel anzufertigen und die Kunst des Einbrechens zu perfektionieren.

Oft bekam er im Laden Besuch von seinem Freund Giovanni Spurgo. Auf seinem Feld, Alarmanlagen, war Spurgo ein ebenso großer Experte wie Fontanella in Sachen Schlösser. Spurgo erkundete, wo die Toleranzgrenze von Bewegungsmeldern, Wärme- und Lichtsensoren lag.

Zu den Männern, welche die Turiner Polizei im Auge behielt, gehörte auch Giovanni Poliseri, ein fast 70-Jähriger Mann, der als der Großvater der Turiner Diebe galt. Seine Spitznamen lauteten »Der Tunesier« oder »König der Diebe«. Auch Pietro Tavano, ein enger Freund Notarbartolos, befand sich im Visier der Polizei.

Ganz und gar nicht bedeckt hielt sich, im Gegensatz zu den meisten anderen, Ferdinando Finotto, ein Meisterdieb und Allroundtalent. Der Polizei zufolge kannte er sich auf etlichen Gebieten ziemlich gut aus: mit Alarmanlagen, Schlössern, Computern und Scheinfirmen. Während seine Kollegen alle versuchten, unauffällig zu bleiben, war dieser Versuch bei Finotto von vornherein zum Scheitern verurteilt – mit seiner riesenhaften Gestalt fiel er überall auf. Er war weit über 1,80 Meter groß und wog deutlich über 100 Kilo. Sein Kopf hatte die Form eines Ambosses und der militärische Haarschnitt, den er bevorzugte, ließ ihn nur noch kantiger wirken. Als Lastenträger oder Holzfäller hätte Finotto ein gutes Auskommen gehabt. Doch legale Arbeit interessierte ihn nicht. Finotto wurde für einen Einbruchsversuch bei der KBC-Bank in Antwerpen verurteilt. Zum Zeitpunkt der Tat, 1997, lag die Bank in der Pelikanastraat, also außerhalb des Diamantendistrikts.

1995 war Finotto in Antwerpen tätig geworden – in Italien war ihm angesichts einer landesweiten Kampagne gegen das organisierte Verbrechen der Boden zu heiß geworden. Bei dieser historischen Aktion der italienischen Regierung wurden 300 Haftbefehle ausgestellt und 150 Verdächtige zwischen Neapel und

Turin verhaftet. Die »Operation Olymp«, übrigens so genannt, weil einige der höchsten Mafiagötter im Pantheon verhaftet und verurteilt wurden, veränderte im Kernland des organisierten Verbrechens, etwa in Neapel, zwar kaum etwas, doch in nachrangigen Städten wie Turin sehr wohl. Endlich fanden Martino und seine Leute Muße, auch wieder andere Taten zu verfolgen. Für die Turiner Juwelendiebe brach eine gefährliche Zeit an.

Einige Turiner Kriminelle flohen ins Ausland – was dank der Lage Turins am Fuß der Alpen im besten Fall nur bedeutete, dass man ins Auto sprang und nach einer flotten Stunde in Frankreich oder der Schweiz war. Die Mitglieder der Turiner Schule nahmen den höheren Ermittlungsdruck gelassen. Niemand musste fliehen oder untertauchen, ohnehin hatten die meisten ja ihre legalen Geschäfte in der Stadt, um die sie sich weiter kümmerten. Nur ihre Nebentätigkeiten würden sie eine Zeit lang woanders ausüben müssen.

Finotto beschloss, den Diamantendistrikt auszukundschaften. Er gründete eine Scheinfirma in Antwerpen, Max Diamonds, und eröffnete ein Konto bei der KBC-Bank. Über Wochen hinweg spionierte er die Bank mit ein paar Komplizen gründlich aus, mit einer versteckten Kamera filmte er jedes Detail. Dennoch schafften es die Diebe bei der Tat nicht einmal in die Bank. Am 2. Februar 1997 um 20:30 Uhr lösten sie versehentlich den Alarm an der Eingangstür aus, als sie versuchten, ihn auszuschalten. Finotto und Komplizen sprinteten in die Nacht. Ihre Werkzeuge ließen sie zurück. Als die Sicherheitsleute eintrafen, fanden sie niemanden mehr vor. Eine Tür war leicht beschädigt, sonst nichts. Am nächsten Tag öffnete die Bank wie gewohnt.

Finotto tauchte in Turin unter, aber ein Spitzel verriet der Polizei, dass der stämmige Italiener hinter dem Einbruchsversuch steckte. Ein belgisches Gericht verurteilte Finotto *in absentia* (in

Belgien kann man auch in Abwesenheit angeklagt und verurteilt werden) zu einer Haftstrafe. Doch seine Anwältin, Monica Muci, erzielte im Kampf gegen seine Auslieferung nach Belgien am italienischen Appellationsgerichtshof einen denkwürdigen Erfolg: Sie argumentierte, Finotto habe gar nicht versucht, in die Bank einzubrechen, sondern nur, sie auszukundschaften. Was er mit dem dabei gewonnenen Wissen angestellt hätte, tue rechtlich gesehen nichts zur Sache. Eine Erkundungsmission sei ihrer Natur nach eben kein Einbruchsversuch. Die Richter schlossen sich ihrer Sichtweise an, lehnten das Urteil wegen versuchten Einbruchs ab und wiesen das Auslieferungsersuchen Belgiens ab. Solange Finotto in Italien blieb, konnte er tun, was er wollte. Nur in Belgien durfte er sich nicht mehr blicken lassen.

Der Bankraub war also fehlgeschlagen, aber nicht umsonst gewesen: Als Diamantenhändler posierend hatte Finotto ein Büro in einem Gebäude – dem Diamantenzentrum – angemietet, dessen Verwaltung potenzielle Mieter nur sehr oberflächlich prüfte. Obwohl Finotto ja eigentlich einen Bankraub geplant hatte, konnte er als professioneller Einbrecher nicht umhin, sich auch das Sicherheitssystem des Diamantenzentrums und seines Tresorraums genau anzusehen. Er überschlug zudem, wie viel Beute wohl in den Schließfächern zu holen wäre. Seiner Schätzung nach lagen dort jederzeit Edelsteine im Wert von Hunderten Millionen Euro. Zwar wäre es deutlich schwieriger, Diamanten zu Bargeld zu machen, als (in der Bank) direkt Bargeld zu erbeuten, dafür wogen Diamanten viel weniger als Bargeld und ließen sich schwerer zurückverfolgen. Zum Glück kannte er einen Juwelier in Turin, der sich mit den Feinheiten der Branche auskannte: Notarbartolo.

Die wenigen Leute, denen Finotto seinen groben Plan vorstellte, waren sofort Feuer und Flamme. Dass der Coup schier unmöglich schien, diente ihnen nur als zusätzlicher Ansporn.

Gleichzeitig bewahrte ihre Erfahrung sie davor, vor lauter Begeisterung den Kopf zu verlieren. Sie vereinbarten, einen Kundschafter vorauszuschicken. Da Finotto sich als gesuchter Verbrecher nicht im Diamantendistrikt blicken lassen konnte, fiel die Wahl auf den Juwelier. Sie beschlossen, erst mal Notar-bartolos Erkenntnisse abzuwarten, bevor sie ernsthaft anfingen, über den Raub nachzudenken.

Das würde bei Weitem der größte Coup, den die Turiner Schule – oder sonst irgendjemand – je gewagt hatte. Es würde der größte Diamantenraub aller Zeiten.

3. KAPITEL

ERKUNDUNGSMISSIONEN

Vielleicht bin ich ja ein romantischer Spinner, der in seiner eigenen Fantasie- und Traumwelt lebt, aber auf das Geld kam es mir überhaupt nicht an. Ich wollte nur einmal auf meinem Spezialgebiet eine Spitzenleistung erbringen.

Der Italiener Valerio Viccei nach seiner Verhaftung im Zusammenhang mit dem Raubüberfall auf das Knightsbridge Safe Deposit 1987. Wert der Beute damals: 60 Millionen Euro.

Wenn Notarbartolo sich mit seiner kleinen Tasche unter dem Arm wie ein Trottel vorkam, tröstete er sich vermutlich mit dem Gedanken, dass sie mithelfen würde, ihn unfassbar reich zu machen. Das Täschchen aus dunklem Leder war dreieckig mit flachem Boden und einem Griff oben, sodass er es tragen konnte wie eine Arzttasche. Die Besonderheit der Tasche bestand in dem Loch in der Seite und der kleinen Videokamera, die dahinter lief.

Im Frühjahr 2001, als die Turiner Schule überlegte, ob der Coup machbar sei, pendelte Notarbartolo oft zwischen Italien und Antwerpen hin und her. Flüge zwischen Mailand und Brüssel waren billig und gingen täglich, und von Brüssel war es nicht

mehr weit nach Antwerpen. Die präparierte Tasche ließ Notarbartolo in seiner Antwerpener Wohnung zurück, damit die offenkundigen Veränderungen keine Fragen der Sicherheitsleute am Flughafen auf sich zogen.
Als er sich dem Diamantendistrikt näherte, klemmte er sich die Tasche unter den Arm. Er ging langsam, um die Aufnahmen nicht zu arg zu verwackeln.
Im Diamantenzentrum angekommen, zog Notarbartolo die Karte durch den Leser am Drehkreuz und fuhr zu seinem Büro im fünften Stock. Später fuhr er mit der Tasche in den Tresorraum. Die Aufnahmen seiner Videokammera zeigten das Öffnen der Lifttüren, das gleißende Licht des Vorraums, die wuchtige Tresortür, den Zugang zum Tresor samt Eisengitter. Notarbartolo war sich sehr wohl bewusst, dass ihn die Kameras des Diamantenzentrums beständig filmten.
Kaum war er durch die Gittertür in den Tresorraum selbst gelangt, musste er nur noch warten, bis er allein war. Dann konnte er ungeniert und gründlich filmen. Denn der Raum war nicht nur voller Schätze, sondern auch voll toter Winkel, in die keine Überwachungskamera blickte. Und zwar absichtlich; auf diese Weise gewährte man den Mietern Privatsphäre, während sie Dinge in ihre Schließfächer legten oder etwas herausholten. Notarbartolo kam dieser Umstand sehr zupass. Im Tresorraum selbst befanden sich nie Wachleute. Wenn Notarbartolo also einmal allein war, musste er nur auf die Geräusche der Lifttüren horchen. Solange sie sich nicht öffneten, würde er ungestört sein. Wenn tatsächlich ein Mieter zum Tresor hinunterkam, musste er erst durch die Gittertür gelassen werden, was Notarbartolo reichlich Zeit gab, alle verdächtigen Handlungen einzustellen.
Ausführlich filmte Notarbartolo den Bewegungsmelder an der linken Wand des Raumes, dann zoomte er auf den Lichtsensor

an der Decke. Langsam schwenkte er über die Wände von Schließfachtüren, wohl wissend, dass diese Bilder die Kollegen in Turin zum Sabbern bringen würden. Die große Tresortür konnte er nur im Vorbeigehen kurz filmen, da sie im Visier der Sicherheitskameras lag. Doch im Grunde brauchte er die Aufnahme gar nicht. Das LIPS-Logo prangte am Türrahmen und anhand von Marke und Baujahr (des Gebäudes) ließen sich die Pläne der Tür und ihrer Mechanik problemlos beschaffen.
Allein im Tresorraum, holte Notarbartolo ungestört sein Maßband heraus und vermaß am Schließfach die Tür, den Riegel und das Innere selbst. Auch die Bauweise des Raums wurde begutachtet. Er brauchte nur die Wand zu berühren, um sagen zu können, dass es sich um massiven Beton handelte. Es ist nicht schwer, Löcher in Beton zu bohren, wenn man genug Zeit und das richtige Werkzeug hat, aber dabei wackelt das Gebäude in seinen Grundfesten. Notarbartolo ging – zutreffenderweise – davon aus, dass Boden und Wände des Tresorraums mit Erschütterungssensoren ausgestattet waren, die jeden Versuch, sich in den Tresor zu bohren, melden würden.
Das fiel also schon mal aus.

•••

Beim Filmen im Diamantenzentrum fühlte Notarbartolo sich gewiss nicht wohl in seiner Haut. Mit der unter den Arm geklemmten Tasche drehte er oft seinen Oberkörper auf unnatürliche Weise, er blieb mitten in Gängen stehen und drehte sich langsam um die eigene Achse. Und die ganze Zeit ging er so steif, als hätte er sich einen Muskel gezerrt. Viel später, als die Ermittler die Sicherheitsvideos durchsahen, lachten sie freudlos darüber, wie offenkundig seltsam Notarbartolo sich benommen hatte. Doch an diesem Tag erregten sein steifer Gang und seine scheinbare

Geistesabwesenheit kein Aufsehen – und hinterher ist man immer schlauer.

Notarbartolos Aufgabe brachte es mit sich, dass er gelegentlich wirkte wie ein Idiot. Damit musste er leben. Da er eine lange Liste von Dingen zu filmen hatte, konnte er nicht alles auf einmal erledigen. Im Lauf der nächsten Monate brauchte es mehrere Ausflüge mit der Kamera, bis er alles Nötige im Kasten hatte. Wenn er seinen Mitstreitern in Turin die jeweils neuesten Bilder zeigte, baten sie ihn jedes Mal um weitere Einstellungen, um das eine oder andere Detail noch besser erkennen zu können. Wenn bei einer Aufnahme kurz eine Nebentür durchs Bild huschte, baten die Kollegen, das nächste Mal eine Nahaufnahme von ihr zu machen.

Die Männer interessierten sich für eine Vielzahl von Details, die nur für einen Gauner von Belang waren: die Art des Schlosses an der Tür zum Kontrollraum der Gebäudesicherheit, die Marken und Modelle der Geräte zur Videoüberwachung, der Kartenleser, Bewegungsmelder, Steuereinheiten für die Garagentore und schließlich der Typ jedes Schlosses zwischen ihnen und den Diamanten. All diese Dinge heimlich zu filmen war ziemlich riskant.

Doch Notarbartolo verfügte über die notwendige Kaltblütigkeit. Als Krönung wagte er den bis dahin gefährlichsten Schritt in der Vorbereitung des Coups: Auf seiner Erkundungstour passte er Julie Boost ab und bat sie – mit leicht peinlich berührtem Gesichtsausdruck – um die Baupläne des Gebäudes.

Notarbartolo gab vor, den Umzug in ein größeres Büro zu planen, er brauche mehr Platz für sein wachsendes Geschäft. Anhand der Pläne wolle er nach den für ihn am besten geeigneten Räumlichkeiten suchen. Dieser Zug war zwar riskant, gleichzeitig aber auch ein aufschlussreicher Test, wie gut die menschlichen Verteidigungsmechanismen des Gebäudes funktionierten. Kameras

und Alarmanlagen sind nur so wirkungsvoll wie die Menschen, die sie überwachen, und die Angestellten des Diamantenzentrums hatten ihre laxe Arbeitseinstellung schon bewiesen, als sie Notarbartolo ein Büro vermietet hatten, ohne ihn irgendwie zu überprüfen.

Die Verwaltung des Diamantenzentrums lieferte Notarbartolo die gewünschten Pläne, selbst die fürs zweite Untergeschoss, das Tresorgeschoss. Er konnte sein Glück kaum fassen.

Auf den Plänen wirkte der Tresorraum nicht besonders beeindruckend. Es handelte sich nicht einmal um den größten Raum des Stockwerks. Auf Ebene -2 befanden sich außerdem noch eine Werkstatt für die Handwerker des Gebäudes und ein großer Lagerraum, wo sich zwischen Heizkesseln, Boilern und Luftschächten für die Kühlung momentan überflüssige Möbel stapelten. Die Maße jedes Raums waren bis auf den Zentimeter genau angegeben, beim Tresor waren das 8,24 Meter mal 8,55 Meter.

Der Coup mit den Plänen zeigt, wie brillant Notarbartolo darin war, Leute zu täuschen, selbst jemanden wie Boost, die sich selbst für außerordentlich misstrauisch hielt. Schwindler und Betrugsversuche glaubte sie zehn Meilen gegen den Wind zu erkennen. Neumieter im Diamantenzentrum erfuhren von ihren Nachbarn bald, dass Boost im Haus ziemlich unbeliebt war, vor allem weil sie überall ihre Nase hineinsteckte.

Notarbartolo sprach zwar kein Flämisch, aber fließend Französisch, sodass er sich mühelos mit Boost und den anderen Französisch sprechenden Angestellten im Diamantenzentrum unterhalten konnte. Anderen Mietern gegenüber hielt er sich sehr bedeckt, er beschränkte sich auf Kopfnicken und ein »Bonjour«, aber auch wenn er selbst kaum etwas sagte, hielt er immer die Ohren offen. So bekam er eine Menge Tratsch mit. Viele Händler, so erfuhr er, fanden Boost übertrieben streng, aggressiv und

dominant. Ihr Chef, Marcel Grünberger, hielt sich aus dem Tagesgeschäft der Verwaltung heraus und kümmerte sich vornehmlich um sein eigenes Diamantengeschäft. Dadurch hatte Boost bei der Verwaltung des Gebäudes freie Hand und sie ging ihren Aufgaben nach wie ein überneugieriger Hauswart der alten Schule.

Notarbartolo muss sich wirklich gewundert haben, wie leicht es ihm gefallen war, sie vollständig hinters Licht zu führen. Über die wenigen anderen Angestellten fand Notarbartolo mit der Zeit einiges heraus, durch Beobachtung und mitgehörte Gesprächsfetzen. Allmählich bevölkerte sich seine geistige Landkarte des Diamantenzentrums mit Charakteren.

Da gab es die zwei Hausmeister: Jorge Dias de Sousa und Jacques Plompteux. Da kaum jemand das portugiesische Jorge richtig aussprechen konnte, wurde de Sousa von fast allen »George« gerufen, Jacques hieß einfach »Jack«. Beide hatten je eine eigene Wohnung im Diamantenzentrum. Jorge, der Dienstältere, wohnte im zweiten Stock von Block B. Seine Wohnung blickte auf den verlassenen Parkplatz, den man auch von Notarbartolos Büro sah. Wenn die portugiesische Fußballnationalmannschaft ein wichtiges Spiel hatte, hängte Jorge eine portugiesische Flagge an seinen Balkon. Wenn Notarbartolo an diesen Tagen aus seinem Bürofenster hinuntergeblickt hätte, hätte er sie sehen können. Jacques' Wohnung lag im vierten Stock des Blocks C. Ein beliebtes Gerücht besagte, Jorge und Julie Boost hätten eine Beziehung.

Jorge und Jacques wechselten sich im wöchentlichen Turnus ab; einer war immer im Gebäude anwesend und lebte in dieser Zeit auch dort. Notarbartolo wusste also, dass immer mindestens ein Mensch im Gebäude war. Die Concierges hatten einen Generalschlüssel für alle Zugänge und internen Türen, und sie gehörten zu den insgesamt vier Menschen, welche die

Kombination der großen Tresortür kannten. Die beiden anderen waren Boost und Grünberger.

Jeden Werktag um 7 Uhr morgens nahm der diensthabende Concierge den Aufzug ins zweite Kellergeschoss, schaltete die Lichter an und führte einen riesigen Schlüssel wie aus dem Märchenbuch in die LIPS-Tür ein. Der Schlüssel hatte eine Eigenheit – ein Detail, von dem die Turiner Safeknacker in dem Moment erfuhren, da sie Marke und Modell der Tür kannten. Die Tür war über 30 Zentimeter dick, also musste der Schaft des Schlüssels fast ebenso lang sein, um das Schloss im Inneren der Tür zu erreichen. Einen derartig langen Schlüssel trug aber niemand gern ständig mit sich herum, deswegen ließ sich sein Bart abnehmen. Dann konnte man den Schaft leicht zugänglich in der Nähe des Tresors aufbewahren und den wichtigen Teil, der das Schloss öffnete, abnehmen und sicher in der Hosentasche verstauen. Zum Öffnen der Tür brauchte man neben dem Schlüssel noch einen Code aus vier Zahlen von 0 bis 99. Dieser wurde an einem Drehrad direkt oberhalb des Schlüssellochs eingegeben. Hatte der Concierge den Schlüssel gedreht und den einzig richtigen Code von 100 Millionen möglichen Kombinationen eingegeben, drehte er einen radförmigen Griff, um die Schließbolzen zurückzuziehen. Jetzt ließ sich die Tür öffnen.

Jeden Abend um 19 Uhr schloss der Concierge die Tresortür und verriegelte sie. Sechs Edelstahlstifte mit einem Durchmesser von 7,5 Zentimetern fuhren rechts und links aus der Tür in den Rahmen, zwei weitere in Decke und Boden. Dann schaltete der Concierge das Licht aus und stieg in den Aufzug. Bis einer der Concierges ihn wieder öffnete, blieb der Tresor dunkel wie ein Grab.

Darüber hinaus gehörte es zu den Aufgaben des Concierge, das Garagentor zu öffnen, wenn einer der Mieter außerhalb der Geschäftszeiten das Gebäude betreten oder verlassen musste.

Das geschah allerdings nur selten – und nur wenn der Mieter mit jemandem Geschäfte machte, der sich in einer anderen Zeitzone befand. Für solche Fälle hatten die Mieter eine laminierte Visitenkarte mit den Telefonnummern von Jorge und Jacques und den Dienstplan, wer in welcher Woche arbeitete. Die Daten im Kalender waren rot beziehungsweise schwarz markiert, sodass sich leicht erkennen ließ, wer Dienst hatte.
Insgesamt schoben die Concierges eine ruhige Kugel. War der Komplex am Abend erst einmal geschlossen, waren sie absolute Herren über die drei Gebäude des Diamantenzentrums. Es gehörte nicht zu ihren Aufgaben, durch die Gänge zu patrouillieren, zu überprüfen, ob die Bürotüren verschlossen waren, oder die Videomonitore im Kontrollraum zu überwachen. Die meiste Zeit verbrachten sie in ihren Wohnungen und sahen fern.
Trotz ihres coolen Jobs reagierten die Concierges oft gereizt, wenn ein Mieter sie störte, weil er ins Gebäude musste. Kluge Mieter schoben ihnen in solchen Fällen ein paar Euro Trinkgeld zu, um es sich nicht mit ihnen zu verscherzen, auch wenn die Concierges eigentlich nur ihren Job taten. An ruhigen Abenden muss die Versuchung für die Concierges groß gewesen sein, schnell mal aus dem Haus zu schlüpfen und auf dem Platz ein, zwei Bier zu trinken.
Auch über die zwei Wachmänner der Tagschicht, André und Kamiel, fand Notarbartolo einiges heraus. André war zwar offziell Leiter der Security, schob de facto aber seit sechs Jahren lediglich Dienst als Türsteher.
Er verbrachte seine Arbeitstage in einem Glaskabuff am Garagentor und hatte im Grunde nichts weiter zu tun, als die Schranke aufzumachen, wenn ein Stellplatzmieter kam oder fuhr, und die Zugänge von der Garage zu den Blocks A und B am Videomonitor zu überwachen. Diese Türen waren mit Kartenlesern ausgestattet, die Tür zwischen der Garage und Block C

verfügte über ein normales Schloss, für das Mieter keinen Schlüssel hatten. Deswegen wurde sie von keiner Videokamera überwacht.

Kamiel hatte von den vier Wachleuten vermutlich am meisten zu tun. Er saß in dem Wachhäuschen am Haupteingang Schupstraat und überwachte das Kommen und Gehen während der Geschäftszeiten. Er kontrollierte die Ausweise von Gästen und stellte ihnen Besucherpässe aus, sobald er sich telefonisch bei dem angegebenen Mieter erkundigt hatte, ob der Gast auch wirklich erwartet wurde. Ihm oblag es auch, die Stahltür zum Safe per Summer zu öffnen, wenn jemand zu seinem Schließfach wollte. Am Ende jedes Arbeitstages nahm er die Kassetten mit den Videoaufzeichnungen aus den Rekordern, beschriftete sie mit dem Datum und legte neue Bänder in die Geräte.

Weder André noch Kamiel patrouillierten je durch die Gänge. Später sagten sie bei der Polizei aus, sie hätten sich bei der Überwachung des Gebäudes ganz auf die Technik verlassen. Und obwohl Kamiel für Schätze im Wert von Hunderten Millionen Euro verantwortlich war und den Zugang zum Tresorraum kontrollierte, war er niemals im untersten Stock des Diamantenzentrums gewesen. Alles, was er vom Tresor wusste, war das, was er am Bildschirm sah.

Immer mehr verstärkte sich Notarbartolos Eindruck, dass die Angestellten des Diamantenzentrums außerordentlich nachlässig geworden waren. Das Diamantenzentrum war niemals ausgeraubt worden. Und nach den Gewohnheiten der Angestellten zu schließen, schien kein Mensch mit der Möglichkeit zu rechnen, dass so etwas je passieren könnte. Alle vertrauten der Sicherheit im Diamantendistrikt und der bombensicheren Tür zum Tresorraum. Wer wäre schon so verrückt, ausgerechnet hier einzubrechen?

Notarbartolo saß allein in seinem Büro und bastelte so etwas wie eine Multimedia-Schatzkarte. Die Videobänder seiner heimlich gemachten Aufnahmen, die Baupläne, die Stapel von Skizzen, die er in den endlosen Stunden gezeichnet hatte, während er im Büro wartete – all das war ebenso informativ wie appetitanregend. In ihrer Summe würden diese Informationen die Turiner Schule zu immensen Reichtümern führen – wie eine Schatzkarte.

•••

Notarbartolos Erkenntnisse bestätigten, dass die Turiner Schule das richtige Opfer gewählt hatte. Die lasche Einstellung in Sachen Sicherheit hier stand in krassem Gegensatz zu den Gepflogenheiten in den anderen wichtigen Bürogebäuden des Diamantendistrikts, den vier Börsen. Dort hätte es Notarbartolo wohl nie geschafft, in einen der Handelsräume zu gelangen.
Kaum ist der Handelstag eröffnet, verschwinden die Tischplatten im Haupthandelsraum der 1904 gegründeten Beurs voor Diamanthandel schier unter zerknüllten Servietten, Kaffeetassen, Handys, Terminkalendern und Edelsteinlupen. Doch Besucher achteten nie auf dieses Chaos. Sie hatten nur Augen für die Diamanten, die im Licht der hohen Fenster glänzten wie Weihnachtsdekoration. Die losen Steine lagen auf kleinen weißen Samtpolstern oder in Diamantenbriefchen genannten Blättern, die in Form kleiner Schachteln aufgefaltet waren. Lässig wurden sie herumgereicht wie Salzstreuer. Wenn man ihren Inhalt in den metallenen Messbecher einer elektronischen Waage schüttete, wie sie an jedem Tisch stand, machten die Diamanten ein Geräusch, als gieße man Murmeln in eine schwere Bratpfanne.
Hier und an den anderen drei Börsen des Diamantendistrikts wurden Diamanten oft in Mengen von mehreren Hundert Karat

auf einmal gehandelt. Nur zugelassene Mitglieder durften am Handel teilnehmen und es wechselten Werte den Besitzer, die jeden einfach umwarfen, der nicht täglich mit solchen Summen umging.

Nichts auf dieser Welt kostet mehr pro Gramm als ein Diamant. Ein Häuflein von zehn Einkarätern mit Brilliantschliff kann – wenn Farbe, Schliff und Reinheit hervorragend sind – im Einzelhandel 150 000 Euro bringen. Dabei wiegt es gerade mal zwei Gramm! Ein Kilo solcher Steine passt in ein Konservenglas und kostet im Einzelhandel 75 Millionen Euro. Weil Diamanten bei ihrem Wert so klein und außerdem leicht zu Geld zu machen sind, gehören sie zu den begehrtesten Anlageformen der Welt.

Diamanten sind *a girl's best friend*, aber auch Diebe schätzen die Steine wegen der oben genannten Eigenschaften außerordentlich. Dessen sind sich natürlich auch die Händler in Antwerpen jederzeit bewusst; die ganze Branche – vom Minenbesitzer bis zum Juwelier um die Ecke – fürchtet, bestohlen zu werden. Alle beherzigen die Warnung: »Was man berühren kann, kann man auch stehlen.«

Angesichts dessen muss es erstaunen, mit welcher Gelassenheit an der Diamantenbörse mit den Steinen umgegangen wurde. Es war völlig normal, seine Diamanten aus der Hand zu geben, etwa um sie für den Schliff analysieren zu lassen oder um sie bei einem anderen Händler in Kommission zu geben. Oft hielten Händler also Steine, die ihnen überhaupt nicht gehörten, gelegentlich im Wert von Millionen Euro. Es gab nicht mal offizielle Unterlagen, wer was von einem Tag auf den anderen in seinem Schließfach aufbewahrte. Natürlich spielte sich all das unter Leuten ab, die sich vertrauten. Vertrauen ist das Fundament der Diamantenbranche und eine bessere Sicherung gegen Diebstahl als das modernste Überwachungssystem oder biometrische Schloss.

Darin bestand ein ebenso verblüffendes wie hartnäckiges Paradoxon der Branche. Mitglieder der Diamantenbranche fürchteten sich fast schon krankhaft vor Dieben, gleichzeitig mussten sie aber anderen Leuten vertrauen, um überhaupt Geschäfte machen zu können. Der gute Ruf eines Händlers war daher sein wichtigstes Kapital. Im Allgemeinen funktionierte dieses System hervorragend, auch weil die Branche sich nach außen abschottete. Viele Diamantenfirmen befanden sich schon seit Generationen in Familienbesitz und das Gedächtnis im Diamantendistrikt reichte ebenso weit zurück. Jeder, der versuchte, einen Kollegen zu beschummeln, riskierte nicht nur seinen eigenen Ruf, sondern auch den seiner weiteren Verwandtschaft.

Was aber nicht bedeutet, dass keine Betrügereien vorkamen. Ganz im Gegenteil gab es so oft Vorfälle, dass eine eigene Abteilung der belgischen Bundespolizei sich ausschließlich mit der Verfolgung von Diamantenkriminalität beschäftigte. Sie übernahm einen Fall, wenn ein Verdacht auf Edelsteinschmuggel, Geldwäsche oder Trickbetrügerei vorlag. Zu Trickdiebstählen konnte es kommen, wenn Diamantenhändler nicht genau aufpassten, mit wem sie Geschäfte machten.

Manchmal gaben Betrüger vor, einen Stein untersuchen zu wollen, nahmen ihn in die Hand und vertauschten ihn vor dem Zurückgeben geschickt mit einem minderwertigen Diamanten oder einem Cubic Zirkonia. Dann verschwanden sie schnell, bevor der Schwindel aufflog. Bei einem besonders kunstvollen Trick traf sich ein angeblicher Interessent mehrmals mit einem Händler, der ein kleines Päckchen Steine verkaufen wollte. Die beiden einigten sich auf einen Preis. Der Händler versiegelte die Steine, wie üblich, in einem kleinen Umschlag, kritzelte den Namen des Käufers und die Details der Steine darauf und legte es für ihn in den Safe. Als der Käufer wie vereinbart später mit dem

Geld zurückkam, bat er, die Ware noch einmal kurz ansehen zu können. Er bekam den Umschlag, doch bevor er ihn noch öffnete, klopfte er seine Taschen ab, als hätte er etwas vergessen. Er machte eine verlegene Miene, reichte den Umschlag zurück und entschuldigte sich, er habe seine Lupe im Auto vergessen und sei gleich wieder zurück. Weder er noch die Diamanten tauchten je wieder auf. In dem kurzen Moment, da er das Originalkuvert in der Hand gehalten hatte, hatte er es gegen ein anderes ausgetauscht. Das war völlig identisch – mit dem Unterschied, dass es Kiesel enthielt statt Diamanten.

Derart erworbene Diamanten wurden schnell verkauft, oft noch am gleichen Tag und nur ein paar Straßen weiter. Zum Zeitpunkt, da ein Betrug der Polizei angezeigt wurde, lag die Wahrscheinlichkeit, die Beute wiederzusehen, bei annähernd null.

Oft ahnte der Käufer von Diamanten gar nicht, dass sie ihrem Vorbesitzer gestohlen worden waren. Und selbst wenn er es wusste, hielt ihn das nicht notwendigerweise vom Kauf ab. Denn dann sprang ein schöner Preisnachlass heraus. Wie in fast jeder Branche gab es auch skrupellose Diamantenhändler, die gerne auf peinliche Nachfragen verzichteten und dafür einen schönen Extragewinn einstrichen.

Die Diamantenbranche verzichtete traditionell auf Anwälte und schriftliche Verträge – nicht zuletzt wegen der großen Zahl schnell abgeschlossener Verkäufe. Also rief kaum jemand die Gerichte an, wenn es über einen Deal zu Streitigkeiten kam. Zwei Menschen einigten sich schlicht auf den Preis für ein Päckchen Steine, unterschrieben auf dem Umschlag mit den Diamanten und schüttelten sich die Hand. Deals wurden – unabhängig von der Herkunft der Beteiligten – mit dem jiddischen Spruch *mazel und broche*, Glück und Segen, besiegelt.

Selbst indische und chinesische Händler, die in Dubai einen Deal schlossen, benutzten diese Worte.

Versuchte ein Händler hinterher, sich aus dem Geschäft zu winden oder nachzuverhandeln, konnte er geradeso gut sein Büro zumachen und in die Cubic-Zirconia-Branche gehen, denn sein Ruf war dann schwer beschädigt. In legitimen Streitfällen oder bei Missverständnissen rief man die Börse als Schlichterin an. Dieses System stammte aus den Zeiten von Antwerpens erster Börse, dem 1893 gegründeten *Diamantclub van Antwerpen*. Der funktionierte so gut, dass in den ersten 30 Jahren ganze zwei Streitfälle vor einem normalen Zivilgericht endeten.

Solange ein Händler sein Gegenüber kannte, lieh er ihm auch bedenkenlos mal ein Päckchen mit 80 Karat geschliffener Diamanten, wenn er einen Käufer suchte. Kaum ein ehrlicher Diamantenhändler würde der Versuchung nachgeben, jemanden um lausige 200 000 Euro zu beschummeln, wenn sich in der Branche, über ein Arbeitsleben gesehen, so viel mehr verdienen ließ.

Aber natürlich war nicht jeder ehrlich, weswegen man im Distrikt so strenge Sicherheitsvorkehrungen traf. Jemanden zu vertrauern ist leichter, wenn man von elektronischer Überwachung, einer Horde Polizisten und einer Flotte gepanzerter Fahrzeuge geschützt wird.

In Zeiten, als die moderne Technik noch keine beruhigende Glocke über den Diamantendistrikt stülpen half, brauchte ein Händler Vertrauen und einen gewissen Mut. Früher übliche Geschäftspraktiken würde man heutzutage lächerlich oder gar selbstmörderisch finden. Um die Schwelle zum 20. Jahrhundert, lange bevor der Diamantendistrikt sich in seinen heutigen Grenzen zusammenballte, betrieben die Händler ihr Geschäft einfach in den Cafés, Diamantclubs und Restaurants an der Pelikaanstraat, direkt gegenüber dem Bahnhof. Dort tranken sie Tee und warteten, dass Kunden aus Brüssel oder Amsterdam eintrafen.

Diamanten wurden über Bistrotische hinweg gehandelt, ohne einen Polizisten weit und breit.

»Ich erinnere mich noch an Zeiten, als es absolut keine Security gab«, sagte Fay Vidal, eine Angestellte von IDH Diamonds, das seine Büros im Diamantenzentrum hatte. Vidals Vater und Großvater hatten ebenfalls in der Edelsteinbranche gearbeitet und auf den Straßen Antwerpens Steine gehandelt, als es noch keine Überwachungskameras und eigene Polizeikräfte gab. All ihre Bekannten nannten sie respektvoll »Madame Vidal«; sie verkörperte eine Art Institution im Diamantendistrikt. Als erfahrene Händlerin kannte sie die Branche in- und auswendig. Sie verbreitete das Flair einer Kaiserin, von ihrer Ausdrucksweise und ihrem Gebaren her hätte man glauben können, sie stamme von französischen Königen ab. Dabei hatte sie bürgerliche belgische Wurzeln, auf die sie durchaus stolz war. Von früher erzählte sie: »Man legte [die Ware] in die Schublade oder hatte einen kleinen Safe, aber wir gingen mit Diamanten im Wert von Millionen Euro auf die Straße.«

Nach Abschluss eines Geschäfts sprangen die Kunden wieder in einen Zug, die Taschen voll Diamanten; die Händler radelten am Ende des Arbeitstags nach Hause, ihre Ware in einer Aktentasche am Lenker. Ein derart lässiger Umgang mit Vermögen ließe heutigen Kriminellen die Augen hervortreten. Mit der Zeit wurde die Bedrohung durch Taschendiebe, Räuber und Schwindler aber dann doch als so groß empfunden, dass man im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert Börsen gründete, Clubs, wo Händler mit Leuten Geschäfte treiben konnten, die von einem Aufnahmeausschuss überprüft worden waren.

In der Beurs voor Diamanthandel – ebenso wie in den drei anderen Börsen des Distrikts, Antwerpsche Diamantkring, Diamantclub van Antwerpen und Vrije Diamanthandel – konnten die Händler sich jetzt wieder ungezwungen benehmen wie

ihre Vorfahren in der Pelikaanstraat. In der Börse war man so sicher wie in einem Panzerwagen. Niemand kam durch die Drehkreuze der Börse, wenn er nicht Mitglied oder Gast eines Mitglieds war. Und Zutritt zum Handelssaal erhielten überhaupt nur Gäste, die Mitglieder einer anderen Diamantenbörse waren. 28 exklusive Börsen dieser Art haben sich zur World Federation of Diamond Bourses zusammengeschlossen.

So schnell wurde niemand in eine Börse aufgenommen. Um sich überhaupt bewerben zu können, brauchte man zwei aktuelle Mitglieder als Bürgen. Jede Bewerbung an einer Börse wurde, samt Foto des Bewerbers, an einer Korktafel im Handelsraum aufgehängt – und zwar in jeder Börse der Welt. Die Händler sahen sich diese Aushänge nicht aus Neugier, sondern zu ihrer eigenen Sicherheit an. Sie kontrollierten, ob sich da jemand bewarb, der sie schon einmal beschummelt hatte. War das der Fall, wandten sie sich an den Aufnahmeausschuss der Börse und berichteten ihm von der Missetat. Die Anschuldigung wurde untersucht, und wenn sie sich als berechtigt herausstellte, wurde die Mitgliedschaft verweigert. Aufnahmeantrag, Ablehnung und der Grund dafür wurden festgehalten und in einer Datenbank gespeichert, die allen Börsen zur Verfügung stand.

Überstand ein Bewerber zwei Monate am Schwarzen Brett, ohne dass jemand Einspruch erhob, erhielt er eine vorübergehende, widerrufliche Mitgliedschaft. Auch nach der Probezeit musste sich ein Kandidat, wie jedes Mitglied, strikt korrekt verhalten. Wurde jemand dabei erwischt, dass er etwa Steuern hinterzog, flog er aus der Börse. Und wurde man aus einer Börse geworfen, kam man in keine andere mehr hinein. Dieses System belohnte Ehrlichkeit. Und das Vertrauen, das die Mitglieder der Börsen genossen, war hart erarbeitet.

Vertrauen brauchte es auch – und sei es nur wegen des immensen Werts von Steinen und Bargeld, die täglich durch den

Handelsraum flossen. Denn nach alter Tradition wurden Diamanten bar bezahlt, üblicherweise in US-Dollar.
Zur Aufbewahrung dieser Reichtümer verfügten alle Börsen über unterirdische Tresore mit massiven Türen. Wie das Diamantenzentrum hatte die Beurs voor Diamanthandel eine LIPS-Tür, die restlichen großen Marken waren woanders zum Zug gekommen: Der Diamantkring sicherte seine Schätze hinter einer Tann-Tür, während der Diamantclub van Antwerpen und der Vrije Diamanthandel, die sich ein Gebäude teilten, auf einen Fichet vertrauten. Dennoch gab es, verglichen mit der Vielzahl von Unternehmen im Diamantendistrikt, erstaunlich wenige unterirdische Tresorräume. Außer den Börsen und dem Diamantenzentrum bot nur noch ein weiteres Gebäude in der sicheren Zone seinen Kunden einen Tresor: das CBS-Brachfeld-Gebäude, das sowohl über einen LIPS als auch über einen Fichet verfügte.
All diese Tresore waren bestens gesichert, mit vielfach redundanten Sicherheitsmaßnahmen zur Verhinderung von Diebstählen. Das Highlight waren jeweils die Türen selbst. Für die LIPS-Tür etwa, die den Tresorraum des Diamantenzentrums bewachte, brauchte man einen Spezialschlüssel und einen Code aus vier Zahlen, für den es 100 Millionen mögliche Kombinationen gab. Hinter den Tresortüren waren Schätze im wörtlichen Sinne bombensicher aufbewahrt: Jeder Versuch, die Tür aufzusprengen, hätte das ganze Gebäude zum Einsturz gebracht.
Aus Notarbartolos Sicht gab es aber einen gewaltigen Unterschied zwischen den Börsen und dem Diamantenzentrum: Die verwahrten Schätze und die verbauten Tresortüren ähnelten sich zwar, aber im Vergleich zu den Börsen war das Diamantenzentrum der reinste Schweizer Käse. Weil man sich dort nur auf Elektronik und dicken Stahl verließ. Ein dummer Fehler!
Zu diesem Schluss war, ganz unabhängig von Notarbartolo, noch jemand anders im Diamantendistrikt gekommen. Jemand, der

sich besser mit den Sicherungsmaßnahmen der verschiedenen Gebäude auskannte als irgendjemand sonst.

•••

Wenn die Versicherungsexpertin Denice Oliver über die Straßen des Diamantendistrikts ging, drehten sich die Menschen nach ihr um. Das lag aber weniger an ihrem langen blonden Haar oder ihren Sommersprossen. Vielmehr wusste jeder Diamantenhändler, dass von den Berichten dieser Frau an die Versicherungsunternehmen abhing, wie hoch seine Prämie ausfiel und welche Schadenssumme maximal gedeckt würde. Diese Deckungsgrenze hatte unmittelbare Auswirkungen auf das Geschäft: Lag sie etwa bei zehn Millionen Dollar, wäre jeder Cent oberhalb dieser Summe im Schadensfall verloren. Entsprechend vorsichtig musste man sich verhalten, wenn man diese Größe überschritt.
Normalerweise stellte die maximale Deckungssumme bei einer typischen Versicherungspolice das geringste Problem dar, sie wurde speziell auf die jeweilige Diamantenfirma zugeschnitten. Olivers Aufgabe bestand darin, die Sicherheitsmaßnahmen eines Unternehmens gründlich zu durchleuchten und das Diebstahlsrisiko zu analysieren. In dieser Hinsicht unterschied sich ihr Job nicht so sehr von dem Notarbartolos.
Als Erstes untersuchte sie, wie die Diamanten physisch gelagert wurden. Befand sich die zu versichernde Firma innerhalb der SADA, verlangten die Versicherer eine geringere Risikoprämie. Außerhalb der SADA wurde es teurer. Manchmal weigerten sich die Versicherungskonsortien auch schlichtweg, gewisse Risiken zu übernehmen, oder sie verlangten massive zusätzliche – teure – Sicherheitsmaßnahmen in den Büros.
Oliver inspizierte das Gebäude der Versicherungskunden und überprüfte zunächst, ob sie die Sicherheitsstandards erfüllten,

die in Belgien für Unternehmen der Diamantenbranche gesetzlich vorgeschrieben waren. So verlangte das Gesetz etwa, dass Bewegungsmelder gegen Manipulation, etwa durch Gel oder Sprühfilme, geschützt waren. Magnetische Alarmsysteme mussten polarisiert sein und die Sicherheitsmannschaft eines Unternehmens musste lizenziert und mit Hintergrundchecks überprüft worden sein.

Oliver untersuchte alle Zugänge und notierte die Zeiten, in denen die Gebäude geöffnet waren. Sie ging durch alle Korridore und zählte die Videokameras. Sie befragte jeden, der den Safe öffnen konnte. Jeden Angestellten mit Zugang zu Diamanten fragte sie über seine täglichen Gewohnheiten aus, um das Risiko einer Entführung abzuschätzen. Sie vermerkte, ob sie gepanzerte oder »weiche« Autos fuhren. Sie besuchte den Tresorraum und machte eine detaillierte Liste der Sicherheitsmaßnahmen. Sie notierte die Marke der Tresortür und erkundigte sich, ob es einen seismischen Alarm gegen Versuche gebe, einen Tunnel in den Tresor zu graben. Sie inspizierte das Inventar und sah sich die Umsatzzahlen durch. Sie erkundigte sich nach jedem Schritt, den die Diamanten im Unternehmen durchliefen, vom Eingang bis zum Verkauf.

Oliver wurde dafür bezahlt, wie ein Dieb zu denken, und im Schadensfall prüfte sie die Ansprüche der Versicherten. Die Geschädigten mussten sowohl der Polizei als auch ihr nachweisen, dass sie selbst mit dem Raub nichts zu tun hatten. Um den Schaden tatsächlich ersetzt zu bekommen, mussten sie auch belegen, dass sie die Versicherungsbedingungen erfüllt und den Diebstahl nicht durch Fahrlässigkeit ermöglicht hatten.

Diese gründliche Überprüfung mündete in mitunter extrem komplizierte Versicherungsverträge – keine zwei Policen lauteten gleich. Gar nicht so selten kamen Versicherungsunternehmen zu dem Schluss, die Risiken seien zu groß, um eine

vollständige Deckung zu garantieren. Manche Firmen schafften es nur, einen Bruchteil dessen versichert zu bekommen, was sie regelmäßig umschlugen. Und manche Firmen wurden rundheraus abgelehnt, solange sie nicht weitreichende Maßnahmen zur Verbesserung der Sicherheit ergriffen.

Damit die Versicherung im Schadensfall auch wirklich bezahlte, mussten die Versicherten eine Vielzahl von Regeln beachten. Dazu konnte zum Beispiel gehören, nur Security-Unternehmen mit aktuellen Personalakten zu beschäftigen, die Videoüberwachung auf moderne Digitalkameras umzurüsten und die Bilder extern auf einem Server zu speichern. Die Auflage konnte auch lauten, einen Billigsafe durch einen Fichet oder einen LIPS zu ersetzen. Oft stand in den Policen auch, dass Diamanten nie die SADA verlassen dürften. Ging ein Händler versehentlich mit ein paar Steinen in der Tasche außerhalb zum Mittagessen und wurde beraubt, hatte er Pech gehabt.

Ein typisches Beispiel für die Komplexität von Versicherungspolicen war der Vertrag, den Oliver mit dem Antwerpener Diamantenmuseum ausgehandelt hatte. Die Police für den viergeschossigen Bau einige Straßenzüge vom Diamantendistrikt entfernt war so detailliert, dass sie sogar noch vorschrieb, wo die Wächter tagsüber zu stehen hatten. Als dann 2003 Räuber eine Vitrine einschlugen und mit Juwelen im Wert von einer Million Dollar davonliefen, verweigerte Oliver die Auszahlung der Versicherungssumme. Hätten die Wärter dort gestanden, wo sie hingehörten, wäre der Raub verhindert oder der Räuber noch im Gebäude gefasst worden. Oliver hatte die Sicherheitsmaßnahmen der meisten größeren Gebäude in der SADA überprüft. Nur fünf davon, darunter alle Börsen, stufte sie nach den Standards der von ihr vertretenen Versicherungsunternehmen als »annehmbar« ein.

Das Diamantenzentrum in der Schupstraat 9–11 zählte nicht dazu, obwohl es zu den wenigen Gebäuden mit Tresorraum gehörte. Und zwar deswegen, weil Marcel Grünberger und Julie Boost Oliver nie erlaubten, den Tresor zu besichtigen und die Sicherheitsprotokolle zu analysieren. Nach einer Überprüfung wäre die Einstufung des Gebäudes aber vermutlich auch nicht besser geworden – wahrscheinlich hätte allein die Tatsache, dass praktisch jeder ohne Referenzen oder Hintergrundcheck ein Büro mieten und so Zugang zum Tresor bekommen konnte, Oliver für ein »unannehmbar« gereicht. (Notarbartolo hatte ja schon herausgefunden, dass sich die Verwaltung bei einem neuen Mieter allein dafür interessierte, ob er seine Miete zahlen konnte.)

Händler im Diamantenzentrum bekamen deswegen nur niedrige Deckungsobergrenzen angeboten; nur wenn sie ihr Eigentum selbstständig in ihren Büros sicherten (und diese Maßnahmen überprüfen ließen), konnten sie auch größere Werte versichern.

Ein gutes Beispiel dafür war IDH Diamonds, der Arbeitgeber der Branchenexpertin Fay Vidal. Das Unternehmen belegte den gesamten dritten Stock von Block B. Wenn man dort aus dem Aufzug trat, hätte man fast vergessen können, dass man sich im Diamantenzentrum befand. Nichts erinnerte hier an den schäbigen Gefängniskorridor im fünften Stock, wo Notarbartolos Büro lag. Bei IDH herrschten warmes Holz und helle Fliesen vor. Um aus dem kleinen Vorraum bei den Liften in die Geschäftsräume von IDH zu gelangen, musste jeder Besucher klingeln.

Kameras überwachten die Tür, eine Empfangsdame betätigte einen Summer und ließ den Besucher in eine Schleuse (in der Sicherheitsbranche »Rattenfalle« genannt). In ihr befand sich eine weitere Kamera. Die hintere Tür öffnete sich erst, wenn ein weiterer Summer betätigt wurde. Erst dann konnte ein Besucher das innere Heiligtum betreten. Der offene Empfangsbereich war

edel gestaltet: mit Holz und Marmoroberflächen, mit frischen Blumen, moderner Kunst und viel indirektem Licht. Büros mit Glaswänden waren zum Zentralbereich ausgerichtet. Dezent, aber immer noch offensichtlich, hingen Videokameras an den Wänden, selbst im Konferenzzimmer. Man durfte getrost davon ausgehen, dass die Büros von oben bis unten mit Alarmsystemen verdrahtet waren.

IDH handelte ausschließlich mit Rohdiamanten, und zwar im großen Stil. Das Unternehmen kaufte von Produzenten in aller Welt und lieferte die Rohdiamanten an kleinere Herstellungsbetriebe, damals an etwa 300. In den Geschäftsräumen befanden sich jederzeit Rohdiamanten im Wert von einigen Millionen Dollar, die nach Farbe und Größe sortiert in wiederverschließbare Plastiktüten kamen. Diese wiederum wurden in verschiedenen Safes aufbewahrt. Einer dieser Safes war so groß wie ein Kühlschrank.

Die Geschäftsräume mögen zwar ausgesehen haben wie die eines Unternehmens für Grafikdesign, doch in Wirklichkeit handelte es sich um eine kompromisslos verteidigte Festung. Hier lagerten die gewaltigen Reichtümer des Unternehmens, nicht unten im Tresor. IDH hatte zwar Schließfächer im Untergeschoss gemietet, lagerte dort aber nur Geschäftsunterlagen, keine Wertgegenstände.

Das Diamantenzentrum war von Oliver als »unannehmbar« eingestuft worden, was aber nicht ausschloss, dass ein dort ansässiges Unternehmen versichert wurde. Manche Versicherer weigerten sich strikt, im Tresor lagernde Diamanten zu versichern. Andere Unternehmen wiederum machten das Geschäft gerne – allerdings bei deutlich erhöhter Risikoprämie und beschränkter Haftung. Viele Händler im Diamantenzentrum wiederum hielten eine Versicherung für unnötig. Der Tresor bot in ihren Augen Sicherheit genug.

•••

Nach jedem Ausflug kehrte Notarbartolo klüger und siegesgewisser nach Turin zurück. Es drängte ihn, das Wissen der Kollegen auf den neuesten Stand zu bringen, noch mehr aber freute er sich auf sein Heim. Das Undercover-Leben in Antwerpen ließ einiges zu wünschen übrig. Sein Freund Antonino Falleti befand später: »Belgien hat gutes Bier, ansonsten taugt es nichts.«
Für Notarbartolo gehörte – wie für viele Italiener – gutes Essen zum Wichtigsten im Leben, besonders nach der relativ faden Ernährung in Antwerpen. Es gab zwar ein italienisches Restaurant am Platz in Bahnhofsnähe, aber dabei handelte es sich um eine krasse Karikatur echter italienischer Restaurants – mit rotweiß karierten Markisen, Tischtüchern und einem Koch aus Gips vor dem Eingang.
Im Grunde brauchte Notarbartolo ja nicht viel: gutes Essen und die Wärme von Familie und Freunden. Sein Zuhause in Trana war sein Refugium. Das Leben in der deprimierenden Antwerpener Wohnung hingegen muss er als Fegefeuer empfunden haben. Trana, zwischen Turin und der Grenze zu Frankreich in den Vorbergen gelegen, war ein Idyll. Häuschen mit roten Ziegeldächern sammelten sich in den Senken zwischen sanften Hügeln wie Wasserpfützen auf felsigem Grund. Das höchste Gebäude in Trana, wie in den Nachbardörfern, war die Kirche. Und die Maisfelder, die Weinberge, die Weiden für Rinder und Pferde reichten bis an die Wälder des Piemont.
Notarbartolos Haus lag versteckt in einem Irrgarten aus kleineren Bauernhäuschen, auf einem bescheidenen Buckel inmitten wogender Hügel. Man erreichte es über die Hauptstraße, die von Trana nach Giaveno führte. Man bog von ihr ab, fuhr an Heubergen vorbei, die zum Schutz gegen Schnee und Regen sorgfältig mit Planen abgedeckt waren, an hinfälligen Scheunen aus

bröckelnden Ziegeln vorbei und an Nachbarn in Gummistiefeln und Wollpullovern, die auf ihren Feldern Blätter verbrannten. Seine direkten Nachbarn hielten zwar Pferde und Ziegen, doch Notarbartolos Haus war eher Landsitz als Bauernhof, nicht extravagant, aber durchaus nicht unbescheiden. Es passte hervorragend zu seinem Image als Stadtjuwelier, der auf dem Land Frieden und Stille suchte.

Das quadratische 4000-Quadratmeter-Grundstück wurde zur Straße hin von einem kniehohen Mäuerchen begrenzt, über dem sich ein 1,20 Meter hoher schmiedeeiserner Zaun erhob, durch den Büsche und Strauchrosen wuchsen. 2,40 Meter hohe Hecken trennten das Anwesen beidseitig von den Nachbarn, was für ungestörte Privatsphäre sorgte. An der hinteren Grundstücksgrenze stand ein schlichterer Zaun, dahinter erstreckte sich ein dichter Wald über einen langen Abhang. Es bot sich ein grandioser Blick über das Tal. Kilometerweit sah man über Äcker, dazwischen die Tupfen von Bauernhäusern, aus deren Kaminen im Winter graue Rauchsäulen stiegen. Abgerundet wurde der Charme von Notarbartolos Anwesen durch einen weiten Hof hinter dem Haus, auf dem man wunderbar sitzen und Wein trinken konnte.

Im Garten des Hauses stand eine kleine Hütte, Notarbartolos Werkstatt. Eigentlich diente sein Leben als Juwelier nur als Fassade für seine kriminellen Aktivitäten, aber ironischerweise genoss er es tatsächlich, Schmuck zu entwerfen. Schmuck stahl er, um reich zu werden. Aber berühmt zu werden hoffte er durch seine Schmuckdesigns. Unter all den Diagrammen, Plänen und To-do-Listen, mit denen Notarbartolo sich in seinen einsamen Stunden im Diamantenzentrum beschäftigte, lagen auch Skizzen von Eheringen, Anhängern und Ohrringen. Gewiss hatte er sich auf seinen Ausflügen durch die Pelikaanstraat von den Auslagen der Juwelierläden inspirieren lassen. Man kann sich gut

vorstellen, wie er sich mit einem Glas Wein – er bevorzugte die Roten der Region, Barolos und Barberas – in seine Werkstatt zurückzog und sich einem Handwerk widmete, das für ihn mehr als nur eine Fassade war.
Doch schon bald wurde es Zeit, sich wieder dem Ernst des Lebens zu widmen. In James-Bond-Manier legte er eine anonyme belgische SIM-Karte in sein Telefon, die sich nicht zu ihm zurückverfolgen ließ, und vereinbarte ein Treffen mit Tavano, Finotto und den anderen.
Alle Gespräche im Zusammenhang mit dem Coup wurden ausschließlich über nicht zurückverfolgbare SIM-Karten geführt und so weiß die Polizei bis heute nicht, wo diese Treffen überhaupt stattfanden. Sie kann nur den Laden des Schlossers Fontanella ausschließen, denn der wurde überwacht. Vermutlich, so die Polizei, trafen sich die Männer in Notarbartolos Haus. Es bot viel Platz – auf dem Billiardtisch im Keller hätten sich hervorragend Dokumente ausbreiten lassen – und lag abgeschieden. In der Einfahrt war genug Platz für drei oder vier Autos. Neugierige Nachbarn konnten leicht annehmen, ein paar Freunde wären zu Besuch gekommen, um gemeinsam ein Fußballspiel anzusehen. Das Haus wurde nicht von der Polizei überwacht. Die Turiner Schule konnte sich bei der Planung des Coups in Notarbartolos Villa beliebig breitmachen.
Grundsätzlich gab es zwei Methoden, einen Ort wie das Diamantenzentrum auszurauben: Entweder man stürmte den Laden mit gezogenen Waffen und hoffte, in einem Überraschungsschlag die Sicherheitskräfte zu überwältigen, oder man schlich sich auf Zehenspitzen am Sicherheitssystem vorbei und machte sich wie ein Phantom hinter jedermanns Rücken mit der Beute davon. Der erste Ansatz verbot sich von selbst, schließlich arbeitete die Turiner Schule strikt nach der Regel »Keine Gewalt«. Jeder Idiot konnte einem anderen eine Waffe unter die

Nase halten und mit der Beute davonlaufen, aber solche Verbrecher standen am untersten Ende der Fresskette. Bewaffnete Überfälle sind die dümmste Art, etwas zu rauben. Man muss nur verzweifelt genug sein.

Was aber nicht heißen soll, dass brutale Überfälle grundsätzlich sinnlos waren. Zum Beispiel brauchte man kaum Vorbereitung und normalerweise waren die Taten auch ruckzuck erledigt – zwei gewichtige Vorteile. Die Räuber hatten es hinter sich, noch bevor der Adrenalinkick nachließ. Auf diese etwas grobe Art war einer der bis dahin größten Diamantenraubüberfälle durchgezogen worden, wie die Turiner Schule bei den Recherchen zu ihrem Coup herausgefunden hatte. Am 11. August 1994 stürmten Banditen mit Schnellfeuergewehren den Juwelierladen im Carlton Hotel von Cannes. Sie schnappten sich die Beute und verschwanden, bevor irgendjemand merkte, dass die Räuber nur mit Platzpatronen schossen. Wenig elegant, zugegeben, aber höchst effektiv: Innerhalb von wenigen Minuten hatten sie Juwelen im Wert von 38 Millionen Euro erbeutet.

Ein noch dramatischerer Raubüberfall hatte sieben Jahre vor dem Carlton-Coup in London stattgefunden. Damals führte der schillernde italienische Verbrecher Valerio Viccei – der wie Notarbartolo eine Schwäche für schnelle Autos und auffällige Kleidung hatte – eine Bande von Komplizen in das Knightsbridge Safe Deposit Centre und hielt das Wachpersonal mit Waffen in Schach. Sie drehten das Schild an der Eingangstür um, sodass »geschlossen« zu lesen war, räumten die Schließfächer leer und gingen mit einer Beute im Wert von circa 60 Millionen Euro einfach davon. Die Polizei fand am Tatort einen Fingerabdruck von Viccei und verhaftete ihn und alle Beteiligten einen Monat später. Viccei wurde zu 22 Jahren Gefängnis verurteilt.

Die Turiner Bande hatte sicher von Vicceis Coup gehört – schließlich war er Landsmann – aber sympathischer war ihnen

wahrscheinlich die Methode von Albert Spaggiari, der den französischen Nationalfeiertag 1976 dafür nutzte, 400 Schließfächer in der Filiale der Société Générale in Nizza zu plündern. Mit diesem Raub wurde der Franzose Spaggiari in anspruchsvollen Verbrecherkreisen zur Legende.

Spaggiari hatte ein Schließfach in der Bank gemietet und dann mit einer Mannschaft von Getreuen einen Tunnel von der Kanalisation der Stadt bis in den Tresorraum gegraben. Der Kanalschacht war so groß, dass man mit einem Landrover hineinfahren konnte. Die Gauner luden den Aushub in den Geländewagen und brachten ihn weg.

Doch bevor sie diese mühselige Arbeit angingen, legte Spaggiari einen auf Mitternacht gestellten mechanischen Wecker in seinen Safe. So wollte er herausfinden, ob der Safe mit einem akustischen oder seismischen Alarm ausgestattet war, der auf den Lärm beziehungsweise die Erschütterungen durch Grabungsarbeiten reagieren würde. Wie sich herausstellte, verfügte der Tresor über keinerlei Alarm – die Bank hielt ihn für schlicht uneinnehmbar.

Kaum hatten sich Spaggiaris Männer in den Tresorraum gebuddelt, schweißten sie die Tresortür von innen zu und feierten eine Plünderparty, komplett mit Wein und Pâté. Derart gestärkt, machten sie sich daran, die Schließfächer zu knacken. In den Fächern einiger Prominenter entdeckten sie pikante Fotos und klebten sie an die Wand – damit später die Öffentlichkeit auch ihre Freude haben sollte. Sie entkamen mit Bargeld, Juwelen und Edelmetallen im Wert von 23 Millionen Euro. Sie hinterließen eine Botschaft mit ihrem Motto, das auch der Turiner Schule gefallen hätte: Sans armes, sans haine, et sans violence. Ohne Waffen, ohne Hass und ohne Gewalt.

Die Polizei fasste Spaggiari schließlich, doch die Geschichte endete auf eine für ihn typische Art: Während einer Anhörung

entkam er seinen Bewachern, sprang aus dem dritten Stock des Gerichtsgebäudes und flüchtete auf einem Motorrad. Der Legende zufolge soll er dem Eigentümer des Autos, auf dem er gelandet war, einen Scheck über 800 Euro als Schadensersatz geschickt haben. Er wurde nie wieder gefasst. Gerüchte besagen, er sei schließlich im Piemont gestorben – der Region, in der die Turiner Schule ein Vierteljahrhundert später den ultimativen Coup plante. Spaggiaris Anerkennung wäre der Bande sicher gewesen.

Ein bewaffneter Raubüberfall kam für die Turiner Schule aber nicht nur aus prinzipiellen, sondern auch aus praktischen Gründen nicht infrage. Eine Erstürmung des Gebäudes wäre völlig chancenlos gewesen. Das überwältigende Waffenarsenal von Polizei und privaten Sicherheitskräften war Notarbartolo schon bald nach Beginn seiner Erkundungstouren klar geworden. Einige Sicherheitskräfte waren mit belgischen FN P90-Schnellfeuergewehren bewaffnet und trugen Schutzwesten.

Auf seinem Weg vom Apartment zum Diamantenzentrum ging Notarbartolo jeden Tag an einem Polizeirevier vorbei, vor dem bis zu zwölf Streifenwagen parkten. Es würde maximal vier, fünf Minuten dauern, bis eine halbe Hundertschaft schwer bewaffneter Polizisten einfallen würde wie eine Sturmtruppe. Wegen der Fahrzeugsperren würden Räuber zu Fuß kommen und flüchten müssen. Dabei würde es zweifellos zu einer Schießerei kommen – wobei ohnehin kaum eine Chance bestand, etwas Wertvolles zu erbeuten: Es würde viel zu lange dauern, bis zum Tresor hinunterzugelangen und genug Schließfächer zu öffnen, als dass sich die Sache lohnte. Außerdem beruhte ein solcher Plan darauf, dass man schnell in die Schließfächer hineinkäme. Doch wie sollte das gehen? Mit dieser Frage hatte sich die Bande noch gar nicht beschäftigt.

Eine andere Möglichkeit für Notarbartolo und seine Komplizen hätte darin bestanden, Frau oder Kind eines Schließfachbesitzers zu entführen und ihn zu erpressen. Doch wie sollte man das Opfer auswählen? Wie ließ sich herausfinden, in welchem Fach Schätze lagen und wo nur Familienbilder? Überdies konnten Fächer, die heute von Juwelen überquollen, morgen schon leer sein.

Prinzipiell hätte es auch die Möglichkeit gegeben, Angehörige eines Angestellten zu entführen und so von ihm Schlüssel, Codes und Kombinationen zu erpressen. Doch was, wenn der die Polizei verständigte? Oder wenn die Geisel entkam? Oder verletzt wurde? Außerdem drohte eine viel höhere Strafe, wenn während des Verbrechens Gewalt angewendet wurde.

Nein, nur das heimliche Hineinschleichen kam infrage, da waren sich die Turiner Gangster einig. Natürlich wollten sie auch eine möglichst große Beute machen, aber das bitte mit Stil. Noch nie hatten sie auch nur einen annähernd so großen Coup gewagt. Bisher hatten sie Einzelhändler beraubt, im Vergleich kleine Fische. Aber uneinnehmbare Tresore, die gab es nach Einschätzung der Bande nicht.

Natürlich lauerten auch bei der heimlichen Methode zahllose Gefahren: verborgene Alarmanlagen, schlaflose Concierges, schießwütige Polizisten, die im Dunkel der Nacht ein Stemmeisen für ein Gewehr hielten. Ein winziges übersehenes Detail könnte ihr Verderben bedeuten.

Diese Risiken zu minimieren war der einzige Zweck ihrer langwierigen Vorbereitung. Die Befriedigung darüber, ein scheinbar wasserdichtes Sicherheitssystem überwunden zu haben, würde das Vergnügen beim Ausgeben der geraubten Millionen nur umso größer machen.

4. KAPITEL

WO DIE DIAMANTEN SIND

Was weiß ich über Diamanten? Kommen die nicht aus Antwerpen?

Snatch (2000)

Die Nachricht, dass das Diamantenzentrum ausgeraubt worden war, lief wie ein Buschfeuer durch den Diamantendistrikt. Das Knistern des Polizeifunks und die schrillen Sirenen verstärkten das Gefühl noch, dass sich hier eine echte Katastrophe abgespielt hatte. Panik herrschte in den Straßen Antwerpens; jeder Händler fragte sich, ob er selbst beraubt worden war oder ein Kollege, dem er Steine geliehen hatte.

Es war ein Donnerstagmorgen im Dezember 1994 und betroffen war der Antwerpsche Diamantkring, eine der vier Börsen. Ein Mitglied hatte den Tresor betreten und sein Schließfach geplündert vorgefunden. Uniformierte Polizeikräfte brauchten rund eine halbe Stunde, um den Eingang abzuschirmen und die zusehends panischer werdenden Händler unter Kontrolle zu bekommen. Aus den wenigen bekannten Details hatte die Gerüchteküche inzwischen ein mehrgängiges Menü gemacht.

Die Polizei war ratlos. Die Räuber hatten saubere Arbeit geleistet, man konnte sich glücklich schätzen, dass nur fünf von 1500 Schließfächern der Börse betroffen waren. Weil sonst

jegliche Einbruchspuren fehlten, ging die Polizei zunächst von einem Insiderverbrechen aus. Im ersten Schritt der Untersuchung wurden die Angestellten durchleuchtet, dann würden die Mieter mit Zugang zum Tresor drankommen. Wegen der großen Zahl von Schließfächern würde sich das lange hinziehen.
Währenddessen machten sich zwei orthodoxe Diamantenhändler im Distrikt ganz andere Sorgen als ihre Kollegen, erzählt die Versicherungsexpertin Denice Oliver. Sie hatten durch das Verbrechen nichts verloren. Ganz im Gegenteil: Sie bewahrten einen Großteil der Beute auf. Ihr Komplize, der Israeli Amos Aviv, hatte sich als Diamantenhändler ausgegeben, ein Büro an der Börse gemietet und über 18 Monate hinweg Haus und Tresor ausgespäht. Mithilfe eines von ihm bestochenen Wachmanns gelang es ihm, Abdrücke von Schließfachschlüsseln zu machen. Dazu drückt man den Schlüssel in ein Stück weichen Ton. Anhand des so gewonnenen Abdrucks kann jeder Schlosser mühelos eine Kopie anfertigen. Zusammen mit zwei Komplizen plünderte Aviv die Schließfächer und reichte die Beute sofort an die zwei gläubigen Männer weiter. Die sollten sie aufbewahren, bis etwas Gras über die Sache gewachsen wäre.
Gut möglich, dass Aviv und Komplizen davongekommen wären, wenn die Steine nicht so schwer auf dem Gewissen der zwei Händler gelastet hätten. Die beiden waren völlig durch den Wind, sie fühlten sich schuldig, weil sie indirekt mitgeholfen hatten, ihre eigenen Kollegen zu berauben, und gleichzeitig fürchteten sie, verhaftet zu werden, wenn sie ihre Mittäterschaft eingestanden. Schließlich beschlossen sie, einen Rabbi um Rat zu fragen.
Der Rabbi wunderte sich zwar über die Untat seiner Schäfchen, freute sich aber, dass sie sich besonnen und gebeichtet hatten. Er vergab ihnen ihre Sünden und bot sich an, die Beute der Polizei zu übergeben. Der Rabbi nahm den Karton mit fast fünf Kilo

Diamanten im Wert von vier Millionen Euro, spannte ihn auf den Gepäckträger seines Rades und fuhr zum Polizeirevier, von dem aus die Ermittlungen geleitet wurden.
Dort warf man einen kurzen Blick auf den erhitzten Rabbi mit seinem Karton und ließ ihn erst mal warten. Schließlich hatte man einen Diamantenraub aufzuklären. Das ging vor. Man bat ihn, erst mal Platz zu nehmen.
Erst Stunden später, als klar geworden war, dass der Mann sich nicht so leicht abwimmeln ließ, bekam er Gelegenheit, mit einem Ermittler zu sprechen. Zu dessen totaler Verblüffung öffnete er den Karton und schüttete den Inhalt auf einen Schreibtisch. Neben rohen und geschliffenen Diamanten purzelten Banknoten in 15 Währungen aus dem Karton, allein sie hatten einen Wert von 400 000 Euro. Die Beute, welche die Ermittler so verzweifelt gesucht hatten, hatte die ganze Zeit im Vorzimmer gesessen.
Die Geschichte endete nicht ganz nach dem Geschmack des Rabbis. Die Ermittler waren vom Sinneswandel der Komplizen weniger beeindruckt, auch die Beteuerungen des Rabbis, dass die Männer bereut hätten und die Sache damit für ihn erledigt sei, rührten sie nicht. Stundenlang bedrängten sie den Mann massiv. »Die hätten ihm auch die Fingernägel rausgerissen«, formulierte Oliver es. Schließlich gab er die Namen der Männer preis. Sie wurden verhaftet und gestanden schließlich. Aviv und seine Komplizen wurden ebenfalls verhaftet.
Die ganze Angelegenheit wurde als großer Triumph der Polizei gefeiert, auch wenn das Verbrechen nur gelöst wurde, weil zwei der Beteiligten Gewissensbisse bekommen hatten. Doch danach fragte keiner. Wichtig war, dass die Beute wieder da war und die Verantwortlichen einsaßen. Und die Polizei nahm jeden Sieg gerne mit, den sie erringen konnte.

•••

Alte Legenden wie diese erzählte man sich in gewissen Büros im 14. Stock des Gebäudes der Bundespolizei am Stadtrand von Antwerpen immer wieder gerne. Hier saß die Sonderabteilung, die sich ausschließlich mit Diamantenverbrechen beschäftigte. In den Regalen standen Bücher über Diamanten, an den Wänden hingen die Fotos von Männern, nach denen gefahndet wurde, weil sie welche gestohlen hatten.

Im Büro des Abteilungsleiters, Agim de Bruycker, das er sich mit Patrick Peys teilte, hingen Polaroidfotos von Beamten der Einheit, die in aller Welt ermittelten, in Fünfsternehotels ebenso wie in Slums. Kein Weg war den sechs Ermittlern zu weit, wenn sie die Spur eines libanesischen Geldgebers, eines israelischen Trickbetrügers oder eines belgischen Mittelsmannes verfolgten, der für Al Qaida arbeitete. Sie ermittelten gegen Diamantenhändler, die Steine über die belgische Grenze schmuggelten, um Steuern zu sparen. Sie gingen Fällen nach, wenn der Verdacht bestand, es würde Geld gewaschen oder ein Krieg in Afrika finanziert. Weil Diamanten verwendet werden, um Spione, Waffenschmuggler und Söldner zu entlohnen, kämpfte die Abteilung de facto auch gegen Terror und organisiertes Verbrechen. Dabei arbeitete sie eng mit dem amerikanischen FBI zusammen, mit Europol, Interpol und dem Internationalen Gerichtshof.

Sowohl de Bruycker als auch Peys entsprachen den Klischees, wie man sich Mitglieder einer Diamanteneinheit vorstellte, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise. De Bruycker ähnelte ein wenig Patrick Swayze und wirkte wie ein Actionheld. Peys hingegen erinnerte mit seinem Walrossschnauzer eher an den von Peter Sellers gespielten Inspektor Clouseau aus dem *Rosaroten Panther*.

Obwohl ihre Jobs großes Prestige genossen, fühlten sich die Männer nicht genug gewürdigt, insbesondere nicht in den engen Grenzen des Diamantendistrikts. Zwar rannte jeder im Notfall sofort zu ihnen, doch sah man sie ansonsten nicht gern. Die Diamantenbranche kapselte sich nach außen ab und achtete pingelig auf ihren Ruf. Die Branche duldete die Diamanteneinheit, weil man sie brauchte, wenn ein Verbrechen gegen die Branche stattgefunden hatte. Wenn die Polizei aber Schlagzeilen machte, weil sie Untaten *innerhalb* der Branche nachging, fürchteten die Händler um ihren Ruf.

Und der hatte bereits einige Schrammen abbekommen. So etwa im Jahr 2000, als Berichte über Blutdiamanten der Öffentlichkeit den sehr realen Zusammenhang zwischen Krieg und Diamanten vor Augen führten. Der Branchengigant De Beers stellte daraufhin seine Käufe auf dem freien Markt ein, um der Kritik zu begegnen, man finanziere so Kriege in Afrika, insbesondere in Sierra Leone, Angola und der Demokratischen Republik Kongo. Seit 2000 garantiert das Unternehmen schriftlich, dass an von ihnen verkauften Diamanten kein Blut klebt. Darüber hinaus gelobte es, in Zukunft die Rohware nur noch aus eigenen Minen oder von Firmen und Regierungen zu beziehen, mit denen dauerhafte Geschäftsbeziehungen bestanden.

Als wäre das noch nicht schlimm genug, enthüllte die *Washington Post* Ende 2001, dass Rebellen in Sierra Leone mit Al Qaida in Verbindung standen. Die Terrorgruppe um Osama bin Laden hatte den Rebellen vor dem 11. September 2001 Diamanten abgekauft, weil sie voraussah, dass die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten nach den Anschlägen als Erstes weltweit die Konten der Gruppe einfrieren würden. Wenn Al Qaida sein Vermögen vorher zu Diamanten machte, würde dieser Schlag ins Leere gehen. Der *Washington Post* zufolge ging dieser Plan auf, Al Qaida verschaffte sich für bis zu 100 Millionen Dollar

Diamanten, die sich jederzeit wieder leicht zu Bargeld machen ließen, wenn ein neuer Anschlag geplant war.

Für die Diamantenbranche war das ein PR-Desaster. Man hätte sich keine schlimmere Assoziation als die mit der berüchtigtsten Terrorgruppe der Welt vorstellen können. Eifrig dementierte die Branche jede Verbindung zu Terrorgruppen. Doch unglücklicherweise hatten zwei Mittelsmänner der Terroristen – ausgerechnet – aus dem Herzen des Antwerpener Diamantendistrikts heraus agiert.

Nach Erscheinen des Berichts der *Washington Post* baten die Männer der Diamanteneinheit Belgiens Großbanken, ihre Unterlagen nach ungewöhnlichen Transaktionen zu durchsuchen. Die Artesia Bank stellte fest, dass ein Unternehmen in den 1990er-Jahren nur einen vernachlässigbaren Umsatz gemacht hatte, 2000 dann plötzlich 14 Millionen Dollar und in den ersten acht Monaten des Jahres 2001 über eine Milliarde Dollar. Nach dem 11. September hatte die Firma ihre Tätigkeit in Antwerpen völlig eingestellt, was angesichts des stürmischen Wachstums zuvor sehr erstaunen musste. Bei der anschließenden Ermittlung stellte sich heraus, dass eine Verbindung des Unternehmens zu dem libanesischen Diamantenhändler Asis Nassur und seinem Cousin Samih Osailly bestand. Die beiden waren wegen des Handels mit Blutdiamanten und der Mitgliedschaft in einer kriminellen Vereinigung zu drei beziehungsweise sechs Jahren Haft verurteilt worden.

Da es in Antwerpen eine Politik der Nulltoleranz für den Handel mit Blutdiamanten gab, blieb dem Distrikt nichts anderes übrig, als sich darüber zu ärgern, dass eines seiner eigenen Unternehmen in die Affäre verwickelt war. Außenstehenden, die sich nach dem Fall erkundigten, versicherte man, es handle sich um einen Einzelfall.

Hier sei betont: Der Großteil der 1500 Diamantenfirmen in Antwerpen verhielt und verhält sich völlig korrekt. Doch wie in jeder Branche gab es auch hier einige Angehörige, für die »Ehrlichkeit« ein dehnbarer Begriff war. Gut denkbar, dass ein Diamantenhändler, der sich für kompromisslos ehrlich hielt, dennoch einen Vorrat von »schwarzen« Diamanten irgendwo in einem Safe versteckt hielt. »Schwarze«, das heißt inoffiziell erworbene Steine tauchten in keinen Büchern auf, was sehr praktisch war, wenn man vorhatte, Steuern zu hinterziehen, oder mit Steinen dubioser Herkunft handelte. Es gab genug Händler, die gern geschmuggelte oder gestohlene Steine kauften; es lockten einfach zu hübsche Extragewinne. In ihren Augen war der Kauf solcher Ware eine Art Kavaliersdelikt und etwa so verwerflich wie der Versuch, private Ausgaben als geschäftliche Spesen von der Steuer abzusetzen. Klar, er war illegal, aber es drohten nur geringe Strafen und es war fast unmöglich, erwischt zu werden.
Wenn ein Diamantenhändler doch bei solchen Geschäften ertappt wurde, dann normalerweise durch die Diamanteneinheit. Genau deswegen sah man sie so ungern im Distrikt, solange kein Händler bestohlen wurde. Oft genug zeigten Händler Verbrechen gegen sie gar nicht an, damit die Polizei keine Gelegenheit bekam, in ihre Bücher zu sehen. Peys brachte die Stimmung im Diamantendistrikt auf den Punkt: »Einige von denen sähen am liebsten, dass uns die Erde verschlingt.«
Wie dem auch sei, niemand bestreitet, dass die Polizei ein Auge auf die Edelsteinbranche haben muss – zum Schutz nach außen, aber auch zur Kontrolle nach innen. Als eine Art Währung sind Diamanten unerreicht: Ihr Weg lässt sich nicht verfolgen, man kann sie leicht verstecken und sie behalten überall auf der Welt ihren Wert. Sowohl Strafverfolgungsbehörden als auch Diebe wissen, dass man die Spur von Diamanten nicht verfolgen kann. Mit Lasern eingeschriebene Seriennummern lassen sich

ebenfalls per Laser wieder entfernen. Zertifikate, in denen Schliff und Gewicht festgehalten sind, werden sinnlos, wenn ein gestohlener Stein eine Winzigkeit nachpoliert wird, sodass er ein Zehntelkarat verliert. Ein Dieb kann einen so veränderten Stein einfach wieder zur Begutachtung geben und sich ein neues Zertifikat ausstellen lassen. Seit der Mensch Diamanten für wertvoll erachtet, gibt es daher auch Diebe, die sie sich aneignen wollen.

Diamanten sind sowohl aufgrund ihrer naturgegebenen Eigenschaften begehrt als auch wegen des Mythos, den wir Menschen um sie gewoben haben. Sie bestehen aus dem härtesten Material, das in der Natur vorkommt, und wurden über einen Zeitraum von annähernd einer Milliarde bis 4,25 Milliarden Jahre hinweg tief unter der Erdoberfläche gebildet, im oberen Erdmantel. Diese Zone nennen Geologen das Diamantenstabilitätsfeld. In diesem dunklen und turbulenten Keller der Erde, in etwa 150 bis 200 Kilometern Tiefe, stehen der extreme Druck und die enorme Hitze genau im richtigen Verhältnis, um Kohlenstoffmoleküle auf die stabilste Art miteinander zu verbinden, die auf elementarer Ebene möglich ist.

Andere Kohlenstoffverbindungen sind bei Weitem nicht so fest. Graphit zum Beispiel weist etwa starke Bindungen zwischen den Atomen einer Schicht auf, die Schichten selbst hängen aber nur lose aneinander. Deswegen lässt sich Graphit auch so leicht von einer Bleistiftspitze auf Papier übertragen. Der Kohlenstoff im Diamanten hingegen ist dreidimensionale Bindungen eingegangen, alle Atome hängen in der stabilsten denkbaren Weise zusammen. Dadurch entsteht eine einzigartige oktahedrale Kristallstruktur. Die Verbindung zwischen zwei Atomen eines Diamanten können nur von einem anderen Diamanten aufgebrochen werden. Deswegen benutzen Diamantenschleifer bei der Bearbeitung von Rohdiamanten Sägen und Schleifscheiben, die mit Diamantpulver beschichtet sind.

Noch vor dem 15. Jahrhundert erfanden belgische Handwerker die Techniken zur Bearbeitung von Diamanten, die noch heute bekannt und geschätzt sind. Aber begehrt waren Diamanten schon vorher. Wegen ihrer Härte und ihrer Fähigkeit, Licht zu brechen, schrieb man ihnen oft mystische Kräfte wie Unsichtbarkeit und Unsterblichkeit zu.

Niemand weiß, wann die ersten Diamanten entdeckt wurden. Zum ersten Mal erwähnt werden sie im Arthashastra, einem Wirtschaftshandbuch aus dem alten Indien, das ungefähr im 4. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung entstanden ist. Tausende Jahre glaubte man im Westen, dass Diamanten nur in Indien vorkämen, dann wurden 1725 in Brasilien Diamanten gefunden.

Tatsächlich kommen überall auf der Welt Diamanten vor. Damals, als das Leben auf Erden noch aus Einzellern bestand, spuckte der junge Planet bei Vulkanausbrüchen Diamanten aus ihrer unterirdischen Geburtsstätte hoch an die Oberfläche. Der Druck trieb das Material aus dem Erdinneren, durch die Erdkruste hoch und verteilte Asche, Magma und Steine über Dutzende, ja Hunderte Kilometer der Erdoberfläche. Die Eruptionen aus den tiefsten Schichten begannen weit unterhalb des Diamantenstabilitätsfelds und brachen auf dem Weg nach oben durch die verschiedensten Schichten. Alles, was im Weg lag, wurde mitgerissen. Auch die Diamanten wurden erfasst – aber längst nicht alle überlebten ihre Reise in einem Strom flüssiger Lava. Nur wenn ein paar Faktoren zusammenkamen, schafften sie es nach oben. Schließlich erkalteten die ehemaligen Magmaströme zu »Schloten«. Manche dieser karottenförmigen Röhren waren mit Muttergestein aus Kimberlit oder Lamproit gefüllt, in denen Diamanten lagerten. Die Schlote selbst waren meist viel jünger als die Diamanten, die sie enthielten, irgendwo zwischen 50 Millionen und 1,6 Milliarden Jahre alt. Stieg die Lava nicht

schnell genug nach oben, verwandelten sich die Diamanten unterwegs zu Graphit.
Die alten Vulkane wurden inzwischen durch Erosion abgetragen und so wurden die härteren Röhren freigelegt, gefüllt mit dem längst erkalteten und ausgehärteten giftigen Brodeln aus dem Erdinneren. Nicht alle Vulkane spuckten Kimberlit aus und nicht überall finden sich in Kimberlit Diamanten, aber häufig.
Jahrhunderte der Erosion haben das weichere Gestein weggewaschen und die achtseitigen superharten Kristalle befreit. Flüsse trugen sie teilweise über Hunderte von Kilometern weiter. In den entstandenen Flussablagerungen findet man Diamanten fast an der Oberfläche, in weiten Gebieten liegen sie unter gerade einmal 30 bis 60 Zentimetern Erde. Kimberlit-Röhren mit eingeschlossenen Diamanten findet man bis in die tiefsten Tiefen, die der Mensch grabend erreicht.
Diamantröhren kommen in allen Ländern der Erde vor, darunter Australien, Kanada, die Vereinigten Staaten, Brasilien, Indien, Russland und natürlich große Gebiete Afrikas. Geologen begannen aber erst aktiv nach Kimberlit zu suchen, nachdem 1860 die riesigen Diamantvorkommen in Südafrika entdeckt worden waren. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Diamantenbranche längst fest etabliert, vor allem in Antwerpen.
Lange konkurrierten Brügge und Antwerpen darum, welche der Städte denn nun der Geburtsort der modernen Diamantenverarbeitung sei. Letztlich hat sich der Anspruch Antwerpens durchgesetzt: Die Stadt darf von sich behaupten, hier habe das professionelle Schleifen von Diamanten begonnen. Im 19. Jahrhundert verkauften Antwerpener Händler edelste Diamantringe an amerikanische Industriekapitäne, aber auch Diamanten minderer Qualität für industrielle Zwecke, insbesondere an Fabriken.

Heute wie damals lassen sich aus Diamanten wegen ihrer Härte wertvolle Werkzeuge machen. Unter dem Ärmelkanal etwa fräste sich für den Bau des Eisenbahntunnels ein Bohrkopf durch, groß wie ein Haus und mit Tausenden Diamanten besetzt. Erst der Diamantbesatz machte den Bohrkopf hart genug, dass er durch soliden Fels schnitt wie ein Spaten in die Erde. Allerdings kamen am Bohrkopf ganz andere Diamanten zum Einsatz als etwa an Elizabeth Taylors Hals. Verwendet wurden Steine minderer Qualität, die sich aufgrund ihrer Eigenschaften nicht für die Schmuckherstellung eigneten. Tatsächlich werden 80 Prozent aller geförderten Diamanten nicht zu Schmuck verarbeitet, sondern zu Werkzeugen.

Industriediamanten kosten erheblich weniger als Schmuckdiamanten. Diamanten von Schmuckqualität waren lange Zeit derart teuer, dass fast nur Königshäuser sie sich leisten konnten. Erst nach dem Jahr 1866, als ein burischer Schäferjunge in Südafrika einen großen Diamanten fand und einen Boom der Diamantenförderung auslöste, wurden Diamanten für viel breitere Schichten erschwinglich, als man sich je hätte träumen lassen. Denn bekanntlich fällt der Preis eines Gutes, wenn plötzlich ein riesiges Angebot den Markt überschwemmt.

Ein außergewöhnlicher Mensch verhinderte, dass der Preis in den freien Fall geriet. Der Engländer Cecil Rhodes erweiterte das Britische Empire in Afrika durch die Gründung eines Landes, das auch seinen Namen trug: Rhodesien (heute Simbabwe). Nach Auffassung der Diamantenbranche allerdings besteht seine wichtigste Leistung in der Gründung der De Beers Mining Company im Jahr 1880. (Rhodes stiftete übrigens auch das berühmte Rhodes-Stipendium seiner Alma Mater, der Universität Oxford.) De Beers hielt über ein Jahrhundert lang den Weltmarktpreis für Diamanten stabil und schuf die Grundlage für die moderne Diamantenbranche.

1870 wanderte Rhodes aus England aus, ein kränklicher 17-Jähriger, der auf das wärmere Klima Südafrikas hoffte. 1871 kam er in die Diamantenfelder mit ihren Wildweststädtchen. Dort beobachtete er wilde Diamantensucher, die sich wie Termiten durch die einst idyllischen Hügel und Felder buddelten und die Flussbetten von Oranje und Vaal in eine kaum mehr schiffbare Abfolge von Gruben und Gräben verwandelten, die sich bis zum Horizont hinzog.

Die Diamantensucher lebten in Zeltstädten und wanderten auf Holzplanken über tiefe Löcher hinweg zu ihren Claims. Oft reagierten die Eigentümer gewalttätig, wenn jemand ihren Grund auch nur betrat – sie fürchteten, ein Diamant könnte sich im groben Profil der Schuhe verklemmen und davongetragen werden. Jeder Quadratzentimeter Erde enthielt einen potenziellen Reichtum, der für einen Lebensabend in Saus und Braus genügen würde. Allerdings stellte es ein kniffliges Problem dar, die Erde aus den Löchern hochzuschaffen. Doch auch dafür fanden sich gewitzte Lösungen. Einige Sucher etwa spannten von der Oberfläche zwei parallele Kabel. Auf diesen Kabeln balancierten sie die speziellen Räder von zusammengeschusterten Karren, die mit Aushub gefüllt und dann nach oben gezogen wurden. Solche Anstrengungen zahlten sich oft aus. Eines dieser Löcher gab schließlich, nachdem es auf benachbarte Claims ausgeweitet worden war, fast drei Tonnen Diamanten frei.

Rhodes erkannte schnell, dass der Weltmarktpreis für Diamanten zusammenbrechen würde, wenn die unorganisierte Horde von Schürfern ihre Funde erst einmal auf den Markt warf. Tatsächlich verfiel der Preis pro Karat bis 1885 von ehemals 14 Dollar auf 3,75 Dollar. Das Geheimnis von Rhodes' Erfolg lag darin, nicht selbst zu suchen, sondern Claims von denjenigen, die vor ihm gekommen waren, aufzukaufen und zusammenzufassen. Er errichtete auch ein erstes Monopol über die

Wasserpumpen für drei Minen in der Gegend von Kimberley. Bei Überflutungen waren die Schürfer zur Rettung ihres Claims auf ihn angewiesen, und wenn ihr Bargeld ausging, mussten sie Rhodes Anteile an ihrem Claim geben, um seine Pumpen benutzen zu dürfen.

In den Jahren 1874 und 1875 machte sich Ernüchterung in Kimberley breit; die meisten Sucher hielten ihre Minen für erschöpft. Rhodes und sein Hauptkonkurrent Barney Barnato glaubten das Gegenteil: dass die Vorkommen unter der weichen »gelben Erde«, also in der harten »blauen Erde«, noch größer sein würden.

Nachdem die kleinen Marktteilnehmer herausgekauft worden waren, wandte Rhodes sich den wichtigen Akteuren zu und überzeugte die mächtigsten Konkurrenten, sich unter dem Dach seines Unternehmens, De Beers Consolidated Mines Limited, zusammenzuschließen und die Diamantenförderung zu kappen. Kaum kontrollierte Rhodes die ertragreichsten Minen Südafrikas, fuhr er die Förderung drastisch zurück. Infolgedessen sprang der Preis für Diamanten um 50 Prozent nach oben.

Im Jahr 1890 war Rhodes gerade einmal Mitte dreißig und der mächtigste Grubenbaron der Welt. Er kontrollierte über 95 Prozent der weltweiten Diamantenförderung.

Rhodes starb im Alter von 49 Jahren, aber De Beers behauptete sich als eines der erfolgreichsten Monopole in der Wirtschaftsgeschichte. 1999, fast ein Jahrhundert nach Rhodes' Tod, erklärte Nicky Oppenheimer in einer bemerkenswert freimütigen Rede: »Ich bin der Chef von De Beers, einem Unternehmen, das sich als das bekannteste und das beständigste Monopol der Welt betrachtet. Unsere Politik besteht darin, die Vorschriften von Mr. Sherman [dem Senator, nach dem das amerikanische Antikartellgesetz benannt ist] zu umgehen. Wir behaupten auch gar nicht, dass wir den Weltmarkt für Diamanten nicht zu

kontrollieren versuchen, dass wir nicht versuchen, die Angebotsmenge klein zu halten, die Preise zu stabilisieren und eng mit den Partnern in der Branche zusammenzuarbeiten.«

Dank seines aggressiven Marketings gelang es De Beers, neue Traditionen einzuführen: Generationen von Eheleuten gaben ihrer Liebe formalen Ausdruck, indem sie Diamantringe austauschten. Und indem De Beers über das vergangene Jahrhundert hinweg aggressiv zugekauft hat, konnte das Unternehmen den Markt weiter kontrollieren und die Preise höher halten, als sie bei funktionierender Konkurrenz gewesen wären.

Der Mechanismus zur Kontrolle der Preise war einfach: Wo auch immer auf der Welt neue Vorkommen entdeckt wurden, kaufte De Beers die Claims oder schloss eine Vereinbarung mit der Minengesellschaft, die Förderung nur an De Beers zu verkaufen. Für den Eigentümer der Mine war das ein gutes Geschäft: Wenn er an De Beers verkaufte, kamen die Diamanten nicht (direkt) auf den Markt, was den Preis hoch hielt und das Vorkommen langfristig wertvoller machte. Verweigerte der Eigentümer eine Zusammenarbeit und verkaufte direkt an Großhändler, sank durch das erhöhte Angebot der Marktpreis. Das schadete allen Anbietern.

1889 schloss Rhodes mit einem Londoner Käufersyndikat die Vereinbarung, dass der Verkauf aller von De Beers geförderten Diamanten über das Syndikat laufen würde. Ernest Oppenheimer und seine Anglo American Corporation of South Africa nutzten das Syndikat, um schließlich De Beers selbst zu schlucken. Kaum war das geschehen, schaffte er das Syndikat ab und ersetzte es durch ein einheitliches Distributionssystem innerhalb De Beers' selbst: die Central Selling Organization (CSO). Dieses Vertriebssystem besteht noch heute als Diamond Trading Company (DTC). Und Oppenheimers Nachfahren leiten De Beers noch immer.

Traditionell bewahrte De Beers seine Rohdiamanten in einem Londoner Tresor auf. Sie stammten aus eigenen Minen in Südafrika, Botswana, Namibia und anderen Ländern. Darüber hinaus tummelten sich Aufkäufer von De Beers auf den freien Märkten für Rohdiamanten in Westafrika, unter anderem in Liberia, Ghana, Angola und Sierra Leone und erwarben dort im großen Stil Steine aus nicht von De Beers kontrollierten Minen. Auch diese Diamanten wanderten ins Lager.

In London wurden die Rohdiamanten sortiert, geschätzt und von der DTC oder ihren Vorgängerorganisationen in sorgfältig an die Marktverhältnisse angepassten Mengen verkauft, und zwar an eine kleine Gruppe bevorzugter Kunden. Die Zahl dieser Kunden schwankte über die Jahre, lag aber in der Regel immer zwischen 100 und 200. Alle fünf Wochen fand ein Verkauf statt.

Die Verkäufe wurde »Sights« genannt, Sicht, die Kunden hießen »Sightholder«, Sichthalter. Doch diese Bezeichnungen führen in die Irre, denn alle Transaktionen wurden im Vorhinein vereinbart – bevor der Kunde die Ware zu sehen bekam. Für den Sightholder war das natürlich alles andere als ideal. Manchmal zahlte er einen hohen Preis und bekam nur ein sehr enttäuschendes Päckchen. Bei anderen Gelegenheiten wurden Sightholder mit einem Päckchen voller »Specials« belohnt, großen Diamanten, die in mehrere kleine geteilt werden konnten. Dieses System gab De Beers große Macht über seine Kunden. Brave Kunden wurden mit »Specials« belohnt, wer De Beers verärgert hatte, bekam das nächste Mal ein weniger tolles Päckchen.

Dieses System war zwar ganz auf den Vorteil von De Beers zugeschnitten, dennoch machte es auch viele Sightholder extrem reich. Der eine oder andere Händler mag sich zwar zu Recht beklagt haben, dass De Beers ihn unfair behandelt habe, aber keiner von ihnen konnte sich darüber beschweren, wie De Beers

die Branche gestaltet hatte. Das Produkt, mit dem sie alle handelten, war künstlich überteuert, gleichzeitig schaffte es De Beers mit seinem unvergleichlichen Marketing, dass die Nachfrage immer groß blieb. Kurz, De Beers hatte Diamanten zu den gefragtesten und wertvollsten Edelsteinen der Welt gemacht und sorgte damit dafür, dass diejenigen, die mit ihnen handelten, in aller Regel immens reich wurden.

Dieser künstlich überhöhte Preis machte es natürlich auch für Diebe umso attraktiver, sich Diamanten unter den Nagel zu reißen. Dank ihrer geringen Größe sind Diamanten sehr einfach zu transportieren – praktisch für Diamantäre, die ihre Ware deutlich leichter lagern und handeln können als etwa Rohöl- oder Holzhändler. Die geringe Größe kann aber auch ein Fluch sein: Diebische Kunden können die kleinen Steine unauffällig einstecken oder sogar schlucken. Ein Mensch kann problemlos Diamanten im Wert von einigen Millionen Euro schlucken – da muss man als Verkäufer aufpassen wie ein Schießhund.

Um Diebstähle in den Minen zu erschweren, hat De Beers zunehmend striktere Maßnahmen ergriffen. In Zeiten von Rhodes musste ein Gräber nur warten, bis sein Vorarbeiter wegsah, schon konnte er einen Stein schlucken oder einstecken, statt ihn abzuliefern. Bei modernen Bergbaubetrieben sind Diebstähle dieser Art annähernd ausgeschlossen. In den unterirdischen Kimberlit-Minen wurden Arbeiter mit Spitzhacke und Schaufel längst durch schweres Gerät ersetzt, welches das Gestein tonnenweise fördert. Dieses wird dann nicht mehr von Hand sortiert, kein geschultes Bergmann-Auge trennt mehr Diamanten von Quarz. Heutzutage wird das mechanisch zerkleinerte Gestein entlang einem Fließband getrennt, das sich durch eine Sortieranlage windet. Röntgenstrahlen lassen die Diamanten inmitten des Schutts aufleuchten, was kurze Druckluftstöße aus Röhrchen neben dem Band auslöst. Die

Luftstöße blasen die Diamanten in einen Behälter. Der verbleibende Abraum wird auf Kipplaster geladen und wieder über dem Gelände verteilt.

Dort, wo die Diamanten an der Oberfläche lagern, bleibt das Diebstahlproblem aber groß. Es handelt sich dabei um riesige Flächen, über die Diamanten über Äonen hinweg von Wind, Regen, Gletschern und Erdverschiebungen hin verfrachtet wurden. Es gibt keine wirtschaftliche Methode, über Zigtausende Quadratkilometer verstreute Diamanten maschinell zu fördern, in diesen Feldern braucht man noch Menschen zur Diamantensuche. Entsprechend groß ist das Diebstahlrisiko.

Nehmen Sie zum Beispiel De Beers' Niederlassung in Namibia, wo ein riesiger Streifen von alluvialen Ablagerungen an der Küste liegt. In diesem Umfeld kam es über die Jahre zu den ärgsten Diebstählen. Aus Namibias Sperrgebiet (ehemals »Diamantensperrgebiet A«) stammen Steine allerhöchster Qualität, doch aufgrund der Wüstenlandschaft und des Zugangs vom Meer her war die Zone außerordentlich schwer zu beschützen. Das Unternehmen zog mehrere Stacheldrahtzäune darum; mit Gewehren bewaffnete private Sicherheitsleute gingen auf Patrouille. Die Arbeiter mussten sich häufigen Ganzkörper-Durchsuchungen unterziehen, darunter stichprobenartige und häufige Durchleuchtungen mit (schwacher) Röntgenstrahlung. Alle Beschäftigten trugen elektronische Sicherheitsmarken, die jede Bewegung auf dem Gelände aufzeichneten. Manche Arbeiter wurden sogar verpflichtet, bis zu einem halben Jahr am Stück in den Unterkünften auf dem Gelände zu leben. Auf diese Weise mussten sie nur alle sechs Monate geröntgt werden, vor ihrem Weg nach draußen. De Beers ging sogar dazu über, alles Gerät ständig auf dem Gelände zu behalten – eine Reaktion auf die Entdeckung, dass ein cleverer Angestellter in den ausgehöhlten Radmuttern seines Autos Diamanten fortgeschafft hatte.

Seitdem blieb jede Maschine, die einmal in dem Gelände war, auch dort, bis sie wegrostete.
So sehr De Beers auch entschlossen war, jeden einzelnen Diamanten des Sperrgebiets für sich zu behalten, so sehr waren Kriminelle entschlossen, welche für sich abzuzweigen. Das Röntgenbild entlarvte einen Mann, der 51 Steine im Wert von 2,5 Millionen Dollar geschluckt hatte. Andere Arbeiter banden kleine Lederbeutel mit Diamanten an Brieftauben. Eigentlich ein guter Plan, bis einer der Diebe es übertrieb und seinem Vogel so viele Steine ans Bein hängte, dass der nicht mehr über den Zaun des Geländes kam. Wachen fanden das vergeblich flatternde Tier am Boden, befreiten es von seiner Last und ließen es fliegen. Da der Vogel darauf trainiert war, direkt zu seinem heimatlichen Schlag zurückzukehren, mussten sie ihm nur folgen und seinen Eigentümer verhaften. Danach erging ein Befehl an die Wachen, auf jede Taube sofort das Feuer zu eröffnen.
Andere Diebe wiederum füllten die ausgehöhlten Schäfte von Armbrustpfeilen mit Diamanten. Dass es ihnen überhaupt gelang, eine Armbrust in das Gelände zu schmuggeln, ist schon Zeichen genug für ihren Einfallsreichtum und ihre Entschlossenheit. Ihr abruptes Ende fand diese Methode, als ein verirrter Pfeil ausgerechnet im Reifen eines Streife fahrenden Jeeps des Sicherheitsdienstes landete.

•••

Wenn Diamantenminen schon attraktiv für Diebe waren, dann mussten die Berge von Diamanten in Antwerpen geradezu unwiderstehlich sein. Darüber hinaus gab es im Distrikt nicht nur Diamanten zu holen: In der Diamanten-Quadratmeile hatten sich auch zahlreiche Schmuckdesigner niedergelassen, weshalb dort in großen Mengen Silber, Gold, Platin und Titan zu finden

war. Einige der größten Namen der Mode- und Accessoirebranche, darunter Cartier, TAG Heuer, Rolex, Tiffany und Harry Winston, waren dort mit eigenen Designabteilungen für Schmuck, Uhren und Accessoires vertreten. Geschäfte, die sich auf andere wertvolle Steine und Materialien spezialisierten – zum Beispiel auf Rubine, Smaragde, Saphire, Tansanite, Turmaline, Opale oder Onyx –, hatten sich zuhauf in den Straßen um den Distrikt niedergelassen. Angesichts der Tatsache, dass viele Geschäfte schon seit Ewigkeiten in Familienbesitz waren, hoffte Notarbartolo auf einige uralte Schätze in den Schließfächern, vielleicht auf römische Münzen oder königliche Geschmeide. Und natürlich floss auch jede Menge frisches, knisterndes Bargeld durch die Büros und Banken des Distrikts.

Doch gepflastert waren die Straßen Antwerpens mit Diamanten, rohen und geschliffenen. Dies galt insbesondere alle fünf Wochen, und zwar nach dem wichtigsten Diamantenverkauf der Welt: den De Beers Sights. Der Gesamtwert der Transaktionen belief sich irgendwo zwischen 500 und 700 Millionen Dollar. Die überwältigende Mehrheit der Steine kam nach Antwerpen und wurde von den Sightholders sofort an weiterverarbeitende Betriebe verkauft, die sie wiederum schnitten und schliffen und so die Diamanten herstellten, die man in den Juwelierläden dieser Welt kaufen kann. Und so füllte sich Antwerpen alle fünf Wochen mit Diamanten wie ein Stausee während der Frühjahrsschmelze.

Rohdiamanten sind schon nicht zu verachten, aber geschliffen sind Diamanten spektakulär. Wegen ihrer molekularen Zusammensetzung und ihrer Durchsichtigkeit lassen sich Diamanten in einer Weise schleifen, dass sie das Licht schöner reflektieren als jeder andere Edelstein. Geschliffene Diamanten gleißen in allen Farben des Spektrums. Je mehr ein Stein gleißt, desto mehr

»Brillanz« besitzt er. Und je stärker sein »Feuer« (wie die Branche sagt), desto größer sein Wert.

Das Talent eines guten Rohdiamantenhändlers besteht darin, zu erkennen, welcher geschliffene Diamant sich in einem rohen Stein verbirgt. Manchmal muss man bei der Form des fertigen Diamanten Abstriche machen, um nicht zu viel vom Ausgangsstein wegschneiden zu müssen oder weil der Rohdiamant einfach eine zu irreguläre Form hat. Diamantenschleifer verbringen einen Großteil ihrer Zeit damit, die Ausgangssteine sorgfältig mit Computern zu analysieren und sie mit starken Vergrößerungsgläsern zu untersuchen. Erst danach machen sie sich an den ersten, den entscheidenden Schnitt. Oft wird der von inneren Verunreinigungen diktiert. Hat der Stein einen Sprung, kann er zerfallen, wenn man ihn an der falschen Stelle sägt oder spaltet. Dann hat man statt eines wertvollen Steins billige Brösel. Mit einem schwarzen Strich wird der erste Schnitt am Stein markiert.

Etliche Firmen im und um den Diamantendistrikt spezialisieren sich auf diese wichtige, aber weniger glamouröse Arbeit. An langen Tischen reihen sich Diamantensägen aneinander wie Nähmaschinen in einer Näherei. Die Rohdiamanten werden in einen Schraubstock gespannt, dann wird ein rundes, mit Diamantstaub beschichtetes Sägeblatt genau am schwarzen Strich angesetzt.

Weil Diamanten so hart sind, kann der erste Schnitt durchaus Wochen dauern. Die Sägen laufen rund um die Uhr und werden sorgfältig überwacht. Die Diamantenschneider erkennen am Klang der Säge, wann ein Stein beinahe durchgeschnitten ist. Wenn die Säge anfängt, ein kaum hörbares, aber sehr schrilles Kreischen zu erzeugen, weiß ein erfahrener Arbeiter, dass er jetzt aufpassen muss: Wegen des hohen Drucks im Schraubstock

können die Stücke wild in der Gegend herumfliegen, wenn der Stein schließlich durchgesägt ist.
Danach werden die Steine in einer Spezialmaschine gerieben, bevor sie den Schleifern übergeben werden. Diese Männer verbringen ihre Tage – über eine diamantbeschichtete rotierende Stahlscheibe gebeugt – mit dem Perfektionieren der Facetten eines Steins bis auf Bruchteile eines Millimeters genau. Genaue Instruktionen dafür hat ihnen der Eigentümer des Steins auf das Papier gekritzelt, in dem der Stein geliefert wurde. Die Maschinen könnten geradeso gut auch in einer Autowerkstatt stehen, so ölig und verschmutzt sind sie von Jahren intensiven Gebrauchs. Doch erst sie entlocken einem unscheinbaren Rohdiamanten sein Feuer. Nach dem Schleifen und Polieren wiegt der fertige Diamant oft nur noch halb so viel wie der Ausgangsstein.
Jeder dieser Schritte wird mit den Eigentümern intensiv besprochen. So wird sichergestellt, dass sie genau das bekommen, was sie wollten. Oft muss ein Händler ein Dutzend Mal beim Schleifer vorbeischauen, bis alles genau seinen Vorstellungen entspricht. Ist der Stein perfekt, kommt er normalerweise gleich zu einem der Zertifizierer innerhalb der Quadratmeile. Dort wird der Stein analysiert und nach seinen vier C begutachtet: carat, color, clarity und cut (Gewicht, Farbe, Reinheit und Schliff).
Man schickt einen Stein vor dem Verkauf zum Zertifizierer, wie man ein Auto vor dem Verkauf noch mal zum TÜV fährt: um die Qualität von einem unabhängigen Fachmann bestätigen zu lassen. Das Zertifikat garantiert, dass es sich bei einem Stein überhaupt um einen Diamanten handelt – ein wichtiger erster Schritt, denn selbst Profis können gelegentlich Diamanten und Cubic Zirkonias kaum auseinanderhalten. Danach wird der Stein nach den vier Kriterien begutachtet: Unter »carat« findet man das Gewicht des Steins, bei »color« wird der gelbliche oder

bräunliche Ton bewertet, den jeder Diamant hat. Je schwächer der Ton, desto wertvoller der Stein. Die Wertung für »clarity« hängt von Zahl und Größe interner Unvollkommenheiten ab, die für »cut« von der Form, der Symmetrie und der Qualität des Finishings.

Lange Zeit schacherten die Diamantenhändler in Antwerpen wie anderswo über die vier C eines angebotenen Steins. Konnte man den Verkäufer überzeugen, dass die Farbe nur ein F und kein D sei – die Skala reicht von D, »Abwesenheit von Farbe«, bis Z, »leicht gelb« –, fiel der Preis gleich um ein paar Tausender.

1976 begann der HRD (der Hohe Diamantenrat), vereinheitlichte Zertifikate auszustellen, die sich schnell als Standard in der Branche etablierten. Ist die Zertifizierung abgeschlossen, wird jeder Stein einzeln in ein Blisterpack aus durchsichtigem Plastik verschweißt. Diese Päckchen haben eine Seriennummer und sind etwa so groß wie eine Visitenkarte. Zum Blisterpack bekommt der Eigentümer ein Zertifikat mit der gleichen Seriennummer. Darin stehen alle wichtigen Informationen über den Stein, unter anderem hinsichtlich der vier C. Diamanten mit Zertifikat lassen sich leichter verkaufen, weil der Käufer keine lebenslange Erfahrung mit der Bewertung von losen geschliffenen Steinen mehr braucht. Dank des Zertifikats weiß er genau, was er bekommt. So lassen sich Steine sogar über das Internet handeln, ohne dass der Käufer sie vor dem Kauf zu Gesicht bekommt.

Die Zertifikate sind zwar nummeriert, doch anhand der Nummer lässt sich nur zurückverfolgen, wer den Stein ursprünglich zum Begutachten gebracht hat. Da Diamanten häufig den Besitzer wechseln, haben die Nummern fast keinerlei Beweiskraft, wenn es Streit um das Eigentum an einem bestimmten Stein gibt. Es kommt praktisch nie vor, dass der Käufer eines Diamanten vom Verkäufer einen lückenlosen Herkunftsnachweis verlangt. Für

den Käufer kommt es allein auf die vier begutachteten Dimensionen des Steins an; da diese offiziell festgestellt wurden, kann man direkt zu den Preisverhandlungen übergehen.
Ein Dieb hingegen, der hundertprozentig auf Nummer sicher gehen will, dass ein Stein nicht anhand seines Zertifikats zurückverfolgt wird, lässt ihn unwesentlich ändern und dann neu zertifizieren. Wiegt ein Stein laut Pass 1,02 Karat, weist der Dieb einen Polierer an, ein Hundertstel Karat wegzunehmen. Danach lässt er den Stein für 75 Euro neu zertifizieren, jetzt als 1,01-Karäter.
Der ist natürlich geringfügig (vielleicht ein paar Hundert Dollar) weniger wert als der 1,02-Karäter, hat dafür aber den Vorteil, ein völlig neuer Stein zu sein, legitimiert durch sein eigenes Zertifikat. Ein gestohlener Diamant, der diesen Prozess durchlaufen hat, ist endgültig unauffindbar. Kein Vorbesitzer kann je beweisen, dass er einst ihm gehört hat.
Der Ermittler Patrick Peys wusste das ebenso gut wie Leonardo Notarbartolo. Deswegen werden Diamanten nach einem Raub auch nur selten wiedergefunden. Selbst wenn die Polizei eine Liste aller gestohlenen Steine inklusive der Zertifikatnummern hätte, müsste sie das Verbrechen sehr rasch aufklären und die Diebe fangen, bevor diese dazu kamen, die Steine umzuarbeiten oder nur aus ihren Plastikverpackungen zu befreien. Nicht immer schütteten Komplizen ihrem Rabbi das Herz aus.

5. KAPITEL

DER PLAN

Natürlich zahlt sich Verbrechen aus, sonst gäbe es keins.

G. Gordon Liddy

Als Notarbartolos Uhr kurz vor 19 Uhr anzeigte, nahm er seinen Aktenkoffer, schloss die Bürotür ab und ging zum Lift. Der Arbeitstag im Diamantenzentrum neigte sich dem Ende zu, doch Notarbartolo hatte noch etwas zu erledigen. Er drückte auf den Knopf für das zweite Untergeschoss und betrat wenige Augenblicke später den stark hallenden Vorraum auf Tresorebene. Er stoppte kurz an der verschlossenen Tagestür und wartete, dass der Sicherheitsmann im Erdgeschoss den Summer betätigte. Im Tresorraum hielt er direkt auf sein Schließfach zu und öffnete es. Er holte nichts heraus und legte nichts hinein. Seine Mission bestand allein darin, herumzutrödeln, bis der Concierge kam und die Tresortür über Nacht verschloss. Notarbartolo wollte beobachten, wie das genau gemacht wurde.
Die Polizei vermutet allerdings nur, dass sich eine solche Szene abgespielt haben muss. Ein solches Vorgehen bot sich für Notarbartolo an, weil es unauffällig war: Die Concierges trafen um kurz vor 19 Uhr öfters noch Schließfachbenutzer an. Gelegentlich gab es in letzter Sekunde sogar einen regelrechten Ansturm auf den Tresor, wenn Diamantenhändler kurz vor Geschäftsschluss

noch versuchten, tagsüber erworbene Steine in Sicherheit zu bringen. Die meisten legitimen Händler beeilten sich, wenn sie Jorge oder Jacques aus dem Lift kommen sahen. Nicht so Notarbartolo. Für ihn wurde es jetzt erst spannend. Für ihn galt es, Informationen zu sammeln, ohne dass der Concierge davon etwas mitbekam. Und so lungerte Notarbartolo im Vorraum herum, während das Licht im Tresorraum gelöscht und die Tagestür zugezogen wurde.

Die gigantische Tresortür schloss mit einem satten Wumms, das Drehrad wurde betätigt, die massiven Bolzen glitten in ihre Verankerungen. Am Bedienfeld neben der Tür machte der Concierge den Alarm scharf. Dann schloss er eine unscheinbare Tür neben dem Tresor auf. Darin befanden sich einige Farbeimer und große Ballons mit Trinkwasser, Nachschub für die Spender in den oberen Stockwerken. Es handelte sich offenkundig um einen Lagerraum. Notarbartolo nahm wohl an, dass der Concierge hier den langen Schaft des Tresorschlüssels hinterlegte und den abnehmbaren Bart einsteckte. Aus Sicherheitserwägungen verstand sich von selbst, dass Bart und Schaft getrennt aufbewahrt wurden. Der Concierge verschloss den Lagerraum, schaltete die Lichter im Vorraum und stieg mit Notarbartolo in den Lift.

Punkt 19 Uhr machte sich das Personal im Hauptgeschoss daran, das Gebäude für die Nacht zu verschließen. Ohne große Eile wanderte Notarbartolo im Erdgeschoss zum Ausgang. Informationen strömten nur so auf ihn ein und er ließ sich Zeit, alles zu registrieren. Im Kontrollraum schalteten die Wachleute die Videomonitore ab. Erfreut sah Notarbartolo, dass für die Nacht frische Kassetten in Videorekorder eingelegt wurden – Videobänder mit verräterischen Aufnahmen würden sich also problemlos stehlen lassen. Wären die Bilder der Kameras irgendwo auf einer Festplatte gespeichert worden, wäre es viel schwieriger gewesen, an die Daten zu kommen.

Notarbartolo zog seine Karte durch den Leser am Drehkreuz. Obwohl er ohnehin schon als einer der Letzten das Gebäude verlassen hatte, trödelte er vor den Glastüren noch herum. Gespielt desinteressiert beobachtete er, wie ein Wachmann herauskam und vor den Glastüren ein stählernes Rolltor, ähnlich dem einer Garage, herunterließ. Mit lautem Knall schlug es auf den Boden, es folgte das unverkennbare Klacken eines zuschnappenden Schlosses. Notarbartolo nahm an, dass die Glastüren dahinter ebenfalls verschlossen würden.

Notarbartolo hatte diesem täglichen Ritual mehr als einmal zugesehen, um sicherzugehen, dass es jedes Mal gleich ablief. Auch diese Erkundungsmissionen verteilte er über einen weiten Zeitraum, damit niemandem auffiel, dass er den Tresorraum oft als Letzter verließ.

Wenn er gelegentlich bis nach 19 Uhr blieb, was den Mietern von Büros ja erlaubt war, stellte Notarbartolo fest, dass der Hauptkorridor im Erdgeschoss schon nicht mehr beleuchtet war. Der Überwachungsraum war leer und verschlossen, die Videokameras nahmen brav alles auf, was in ihrem Blickfeld ablief. Aber niemand überwachte die Bilder. Um nach Geschäftsschluss das Gebäude zu verlassen, entriegelte er mit seiner Karte eine Tür in der Nähe der Aufzüge. Hinter der Tür lag ein kurzer Gang, auf dem man sich zwischen Mülltonnen und herumliegendem Gerümpel hindurchschlängeln musste. Dieser Gang führte zur Garage. Notarbartolo fiel auf, dass die Mieter zwar zwei Türen nehmen sollten, die mit einem Kartenleser ausgestattet waren, dass es aber eine dritte Tür gab, zwischen Block C und der Garage, die sich mit einem Schlüssel öffnen ließ. Wenn man das Gebäude durch diese Tür betrat oder verließ – immer vorausgesetzt, man besaß einen Nachschlüssel –, hinterließ aus man keine elektronische Spur wie bei den Türen mit Kartenleser.

Die Garagentore zur Lange Herentalsestraat waren nach 19 Uhr verschlossen. Stellplatzmieter, die danach noch ein- oder ausfahren wollten, sollten eigentlich den Concierge bitten, ihnen die Tore zu öffnen. Notarbartolo fand jedoch heraus, wie er die Tore auch ohne Hilfe des Concierge aufbrachte: Der Schlüssel zur manuellen Öffnung des Tors steckte immer im dazugehörigen Schloss. Eine Drehung nach rechts öffnete das Tor, eine nach links schloss es wieder. Um die Garage ohne Hilfe zu verlassen, musste Notarbartolo nur warten, bis das Tor weit genug nach oben gefahren war, dann den Schlüssel nach links drehen und schnell unter dem sich schließenden Tor durchschlüpfen.
Informationsschnipsel wie diese mögen einem Branchenfremden unwichtig erscheinen, doch in den Händen eines Meisterdiebs wie Notarbartolo waren sie pures Gold wert.

•••

Es heißt, in Turin gebe es ebenso viele Cafés wie Katholiken, und so ungefähr kommt das auch hin. Die mehrgeschossigen Cafés der Stadt waren immer schon Treffpunkt für Leute mit Visionen. Hier debattierten die Männer über alles Mögliche, sei es über das letzte Spiel von Juventus, sei es über ihre Pläne für eine Revolution. Das ständige Kommen und Gehen garantierte Anonymität. In der Vergangenheit dienten diese Orte als Nährboden für alle möglichen finsteren Pläne und Verschwörungen – und als Rekrutierungsbüros. Von hier ging im 19. Jahrhundert die Einigung Italiens aus: Nachdem Napoleon Bonaparte die Savoyer ins Exil geschickt hatte, plante Graf Camillo Cavour in den Cafés um den Palazzo seiner Familie, wie man das zersplitterte Italien zu einer Nation formen könne.
Die Cafés im Quadrilatero Romano waren wie Mini-Hochzeitstorten: So winzig sie auch sein mochten, jeder Zentimeter war

gepflegt und geschmackvoll eingerichtet, vollgestopft mit Kaffee- und Teedosen, mit Weinen und Schnäpsen, Schokoladen und Gebäcken. Hinter der Theke stand oft der Eigentümer selbst und polierte Messingstangen oder Tresen, bis sie glänzten wie ein See an einem Sommertag. Für Gäste gehörte es fast zum guten Ton, ihren Espresso an der Theke zu trinken. Tische gab es ohnehin in der Regel nur zwei, drei – und die waren fast immer besetzt.

Weiter vom Stadtzentrum entfernt spielte der Kaffee in der Alltagskultur zwar eine genauso große Rolle, die Cafés selbst waren aber schlichter. Je weiter man sich von den alten Kirchen und Kopfsteinpflaster-Gassen entfernte, desto schmuckloser wurden die kleinen Cafés. Zum Beispiel in der Nähe von Fontanellas Schlosserladen oder rund um Notarbartolos Juweliergeschäft. Die Polizei glaubt, dass die größeren Treffen bei Notarbartolo zu Hause stattgefunden haben. Wenn es aber nur Details zu besprechen gab, geschah dies sicher bei einem Tässchen Espresso und einem Teller cannoli, unbelauschbar im Radau des großen Mittagsansturms. Hätte die Polizei einen der Beteiligten überwacht, wäre ihr nichts Kriminelles oder gar Seltsames aufgefallen: Da trafen sich zwei, drei Männer alle paar Wochen auf einen Kaffee und plauderten eine halbe Stunde miteinander.

Vielleicht verkündete Notarbartolo in genau so einem Café den anderen die gute Nachricht: Ja, Überwachungskameras würden zwar jeden ihrer Schritte im Gebäude aufnehmen, aber niemand würde sich die Bilder live ansehen. Die Kameras waren also nutzlos – die Aufnahmen würden erst hinterher angesehen, wenn sich die Katastrophe schon ereignet hatte. Die Bänder wurden ein paar Wochen aufgehoben und nie kontrolliert – es sei denn, etwas passierte. In den zwei Jahren der Vorbereitung auf den Coup geschah das kein einziges Mal. Die Gauner würden ihre Spuren also ganz leicht verwischen können, indem sie nach dem Raub in den Kontrollraum einbrachen und die Bänder mit

den Bildern vom Coup mitnahmen. Da die Wachleute die Kassetten mit Zeit und Datum beschrifteten statt mit einem Code, würde es auch ganz einfach sein, die richtigen Bänder von einem früheren Tag zu stehlen (was sich noch als wichtig erweisen sollte).

Notarbartolo berichtete seinen Kumpanen auch, wie lächerlich einfach sich das Garagentor von innerhalb des Diamantenzentrums öffnen ließ. Von außen würde es schwieriger werden, aber die Bande hatte schon eine Idee, wie es klappen könnte. Anhand von Notarbartolos Beschreibung des Garagenöffners und der heimlich gemachten Aufnahmen kamen die Spezialisten zu dem Schluss, dass der Schließmechanismus der Garage so alt war wie das Gebäude selbst. Das bedeutete, dass die Garagentore auf einer von 1024 Funkfrequenzen arbeiten würden, die mithilfe von zwölf Drehrädern voreingestellt waren. Mit einem elektronischen Scanner könnte man ganz einfach die Frequenzen durchgehen, bis man die richtige gefunden hatte. Das würde keine halbe Stunde dauern. Hatte man erst einmal die Frequenz, konnte man ganz einfach eine eigene Fernbedienung aus einem RF-Sender und ein paar weiteren Bauteilen anfertigen, die jeder Elektronikladen führte.

Die Garagentore waren zwar nur halb so weit vom Polizei-Wachhäuschen entfernt wie der Haupteingang an der Schupstraat, aber sie lagen nicht im Blickfeld der Beamten. Und die Videokameras des Diamantenzentrums überwachten zwar die Garagentore, übertrugen ihre Bilder aber ins Innere des Gebäudes, nicht zur Polizei. Notarbartolo hatte die Straße gründlich nach anderen Überwachungskameras abgesucht, welche die Tore erfassten, aber nichts gefunden. Die Büros auf der anderen Seite der Lange Herentalsestraat hatten keine Kameras, die auch die Garagenzufahrt des Diamantenzentrums kontrollierten, mit Ausnahme einer nahe gelegenen Goldfirma.

Und selbst wenn die Polizisten an der Schupstraat das Öffnen und Schließen der Garagentore hören sollten, würden sie keinen Verdacht schöpfen. Schließlich kam es oft genug vor, dass jemand nachts die Garagen benutzte.

Ganz offenkundig war es viel günstiger, über die Garage ins Gebäude einzubrechen als durch den Haupteingang. Dort waren die Türen mit einem Stahlrolladen gesichert, der von innen verschlossen wurde. Außerdem wurde er von den Kameras der Polizei erfasst, deren Monitore auch nachts überwacht wurden, und befand sich zudem in direkter Sichtlinie des Wachhäuschens. Und als wäre all das nicht abschreckend genug, würde es auch noch unmöglich sein, ein Fluchtfahrzeug vorzufahren.

So begann der Plan vom Einbruch ins Gebäude selbst Form anzunehmen: Drei, vier dunkel gekleidete Männer würden im Gänsemarsch durch die Schatten der Lange Herentalsestraat zu den Garagentoren des Diamantenzentrums huschen. Wenn sie sich auf ein paar Meter angenähert hätten, würden sie ein Tor mit einer selbst gebastelten Fernbedienung öffnen und ins Gebäude schlüpfen. Sekunden später wären sie alle sicher in der Garage; ein zweiter Druck auf die Fernbedienung würde die Tore wieder schließen. Jetzt würden sie im Gebäude tun und lassen können, was sie wollten.

So traumhaft einfach konnte das aber nur gelingen, wenn ein paar Voraussetzungen erfüllt waren. So ging der Plan davon aus, dass sich die Frequenz des Garagenöffners mit einem elektronischen Scanner herausfinden ließ. Dafür würde aber jemand eine halbe Stunde lang in der Nähe der Tore herumlungern und mit einem verdächtig aussehenden Gerät hantieren müssen. Später würde er den Mechanismus ein paarmal betätigen müssen, um sicherzugehen, dass die Fernbedienung auch wirklich funktionierte. Der Plan ging davon aus, dass das Gebäude nicht inzwischen auf einen schwerer zu überlistenden Türöffner mit

wechselnden Frequenzen aufgerüstet worden war, bei dem nach jeder Einfahrt der Code geändert wurde. Eine weitere Bedingung für das Funktionieren des Plans war, dass die Polizei keinen Verdacht schöpfen würde, wenn mitten in der Nacht das Garagentor auf- und wieder zuging. Und dann durften ihnen keine Passanten in die Quere kommen und fragen, was sie denn da täten. Auch der Concierge musste in seiner Wohnung bleiben und am besten tief schlafen.

Darüber hinaus gab es eine Reihe von weiteren Unwägbarkeiten. Notarbartolo hatte auf seiner Erkundung weder eine Alarmvorrichtung an der Tür von Block C zur Garage – den benötigten Schlüssel würde der Schlosser der Turiner Schule herstellen – noch Bewegungsmelder in den Gängen entdeckt. Doch es bestand immer die Gefahr, dass er einen Sensor oder eine Alarmanlage übersehen hatte.

Außerdem durfte man zwar mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass der diensttuende Concierge in seiner Wohnung blieb, aber es war zumindest denkbar, dass er in den Abendstunden irgendetwas tat, von dem Notarbartolo nichts wusste. Vielleicht fuhr Jorge ja jeden Abend auf Rollschuhen durch die leeren Gänge, bevor er ins Bett ging? Und selbst wenn der Concierge seine Wohnung nicht freiwillig verließ, bestand immer noch die Möglichkeit, dass ein Mieter sie herausklingelte, weil er die Garage benutzen wollte. All das ließ sich nicht voraussehen, dieser Teil des Coups war ein Glücksspiel.

Ironischerweise würden die Diebe im Tresorgeschoss am sichersten sein. Da der Tresorraum verschlossen war, gab es für niemanden den geringsten Grund, sich ins zweite Untergeschoss zu begeben. Die Concierges wussten, dass jedes Öffnen des Tresorraums vor 7 Uhr morgens des nächsten Werktags einen Alarm bei Securilink auslösen würde, und die Sicherheitsfirma wiederum würde sofort die Polizei verständigen. Ein Mieter, der

etwa seinen Pass in einem Schließfach verwahrte, ihn jetzt für eine Reise aber dringend brauchte, hatte schlicht Pech. Er würde bis zum nächsten Werktag warten müssen. Für die Ganoven bedeutete das, dass sie von Freitagabend, 19 Uhr, bis Montagmorgen, 7 Uhr, im Tresorgeschoss völlg ungestört sein würden. Sie hatten ein Zeitfenster von 60 Stunden.

•••

Wie langwierig und mühsam es ist, einen Coup vorzubereiten, wird in Hollywoodfilmen meist unterschlagen. Kein Thriller zeigt das frustrierende, manchmal monatelange Warten auf ein wichtiges Informationsbröckchen, zum Beispiel darüber, wie viele Wachleute tagsüber Dienst haben. Die Filme zeigen auch nicht die nagende Angst, dass man etwas übersehen haben oder dass eine Idee sich als undurchführbar herausstellen könnte. Sie unterschlagen auch die unendlichen Stunden, die man über Baupläne gebeugt verbringt oder in denen man Videobänder wieder und wieder ansieht – ohne jeden Erkenntnisgewinn.
Wenn die Turiner Schule sich die einschlägigen Hollywoodfilme angesehen hat, dann sicher nicht ohne ein Schmunzeln. Denn Filmcoups haben alle eines gemeinsam: Die Raubpläne sind geradezu lächerlich komplex und überlassen viel zu viel dem Zufall.
So muss die Gang von *Ocean's Eleven* erst einen Hightech-Supraleiter aus einem Forschungsinstitut stehlen und damit die Stromversorgung von ganz Las Vegas schachmatt setzen, um so in den Tresor des Bellagio zu gelangen. In der Originalversion von *Charlie staubt Millionen ab (The Italian Job*), die übrigens in Turin spielt, mogelt sich Michael Caines Bande in das Verkehrskontrollzentrum der Stadt, manipuliert das Computersystem für die Steuerung der Ampeln und nutzt das ausgelöste

Verkehrschaos, um einen Goldtransport auszurauben. Dann macht sie sich mit Mini Coopers aus dem Staub, auf einer aberwitzigen Fluchtroute. In *The Score* beruht de Niros Plan, ein unschätzbar wertvolles französisches Szepter aus einem Safe im Untergeschoss des Zolls von Montreal zu stehlen, auf der Fähigkeit seines Komplizen – den er kaum kennt und dem er nicht traut –, sich mit einem Laptop ins Sicherheitssystem des Gebäudes zu hacken. Außerdem hängt die Ausführung des Plans davon ab, dass es de Niro gelingt, den Safe in weniger als 15 Minuten zu knacken.

Planung und Durchführung beanspruchen in Filmcoups gerade einmal ein paar Wochen. Als die Turiner Schule endlich zum Zuschlagen bereit war, hatte Notarbartolo das Diamantenzentrum 27 Monate ausspioniert. Hollywood sieht für den Höhepunkt meist mitten im Raub einen hinterhältigen Verrat vor, den der Held aber ahnt und irgendwie noch umbiegen kann. Im wirklichen Leben, das wusste die Turiner Schule, war es schon schwer genug, einen Raub zu begehen, für den es kein sekundengenaues Timing, keine genialen Täuschungen oder komplizierten Maskeraden brauchte. Aus langer Erfahrung wussten sie, dass für einen erfolgreichen Coup vor allem anderen eine geradezu fanatische Detailversessenheit nötig war.

Der Plan, wie sie ins Diamantenzentrum gelangen wollten, hatte sich fast von selbst ergeben. Aber danach fingen die Schwierigkeiten erst an … Im Gebäude mussten sie eine Reihe von verschlossenen Türen überwinden, die sich zwischen ihnen und der Beute befanden. Das größte Hindernis war natürlich der stille, unverrückbare Wächter, dessen Lebenszweck einzig darin bestand, Leute wie Notarbartolo draußen zu halten: die LIPS-Tür. Die müssten sie überwinden, ohne Alarm auszulösen. Und dann müssten sie noch einen Weg finden, in fast 200 versperrte Schließfächer zu gelangen, die ihre Beute enthielten.

Noch hatten sie keine Ahnung, wie sie das alles anstellen sollten, ohne sich dabei erwischen zu lassen.

•••

Die Tresortür im Diamantenzentrum war ein elegantes Meisterstück der Ingenieurskunst. Der Schließmechanismus beruhte einerseits auf einfachsten Prinzipien der physischen Sicherung, andererseits auf einer Reihe von hochintelligenten Vorkehrungen, die verhindern sollten, dass jemand diese Sicherung aushebelte.
Eine Schemazeichnung der Tresortür und ihrer inneren Mechanik ließ sich aus mehreren Quellen besorgen, zum Beispiel aus Schlosserhandbüchern. Legal arbeitende Schlosser benutzen solche Handbücher wie Automechaniker die Reparaturanweisungen für alte oder seltene Motoren. Die Turiner Schule hätte diese Pläne sogar vom Hersteller anfordern können, der sich vermutlich nichts gedacht hätte, sie an einen scheinbar legitimen Schlossereibetrieb wie Fontanellas Personal Chiavi zu schicken. Die Pläne ließen sich zwar leicht auftreiben, viel schwieriger war es aber, aus ihnen herauszulesen, wie man die Tür überwinden könnte.
Die Pläne zeigten, dass die Drehscheibe für die Zahlenkombination mit einer langen Welle verbunden war, die wiederum einen Bolzen in der Tür betätigte. Die Welle war mit vier sogenannten Zuhaltungen verbunden, die jeweils eine Kerbe aufwiesen. Jede Zuhaltung gehörte zu einer Zahl der Kombination. Wurde eine Zahl richtig eingestellt, nahm die Welle die dazugehörige Zuhaltung auf und drehte sie mit. Wurde auch die nächste Zahl richtig eingestellt, kam die nächste Zuhaltung dazu, die Kerbe genau unter der Kerbe der vorigen Scheibe. Erst wenn alle Kerben übereinanderlagen, fiel ein Funktionsriegel in die Kerbe und gab

den Schließmechanismus frei. Jetzt konnte man den Schlüssel einführen, drehen und so die Riegel einziehen, welche die Tür im Rahmen festhielten. Der Schlüssel ließ sich aber erst drehen, wenn vorher die richtige Kombination eingegeben worden war.
Der Schlüssel selbst betätigte ein robustes Schloss. Der Doppelbart fügte sich in die Aussparungen und Führungen ein, die in einen Mechanismus mit 16 Stahlscheiben gefräst waren. Das Schloss war so entworfen, dass es ohne Schlüssel unknackbar sein sollte.
Ein Safeknacker, der die Kombination nicht kannte, würde ziemlich lang brauchen, die Tür aufzubekommen, auch wenn er über den Schlüssel verfügte. Aber er könnte es schaffen. Dennoch bestand der erste Schritt darin, die Kombination herauszufinden. Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass der Safeknacker ein Loch in die Tür bohrt, ein spezielles Instrument namens Endoskop einführt und damit direkt auf die Kerben in den Scheiben blickt. Damit das gelingt, muss der Safeknacker die Tür genauestens kennen. Er darf nur genau so weit bohren, bis er die Kerben sehen kann. Nicht weiter. Bohrt er nämlich in die Scheiben selbst, könnte er sie verbiegen und damit blockieren. Geht die Bohrung aber genau tief genug, erlaubt das Loch dem Safeknacker, einfach durch das Endoskop zu beobachten, wann die Kerben übereinanderliegen. So sieht er genau, wie weit er das Rad mit den Zahlen jeweils drehen muss.
Doch es war bei Weitem nicht so einfach, dieses Loch zu bohren, wie es hier klingt. Die Tresortür bestand aus Stahl, der um den Schließmechanismus mit extrem harten Platten aus Wolframkarbid oder Aluminiumoxid bestand – je nach Modell. Die Firma LIPS nannte diese Panzerung »bohr- und schweißsichere Ausführung«. Bohrspitzen aus Diamant würden sich letztlich durch diese Panzerung arbeiten, aber man würde mehrere

Bohrer dabei verschleißen. Selbst ein kleines Loch zu bohren würde Tage dauern.

Die Ganoven der Turiner Schule würden es sich nicht leisten können, sich ewig durch die Tresortür zu bohren. Tatsächlich konnten sie sich überhaupt nicht leisten, an ihr herumzubohren, denn der Tresor war mit einem Erschütterungssensor gesichert. Diese ausgeklügelten Sensoren zur Entdeckung von Vibrationen in der physischen Struktur eines Gebäudes oder Raums sind so konstruiert, dass sie die typischen Vibrationen von Hämmern, Bohren oder Sägen erkennen, lassen sich gleichzeitig aber so einstellen, dass sie andere Frequenzen, etwa von zuknallenden Türen oder vorbeifahrenden Müllwagen, ignorieren. Doch selbst ohne solche Sensoren wäre Bohren gefährlich gewesen, einfach weil der Concierge den Radau hätte hören können.

Spezialisten können die Kombination eines Safes auch ohne Bohren herausfinden: indem sie sie erlauschen, was mitunter aber auch Ewigkeiten dauert. Das in Filmen gezeichnete Klischee vom Safeknacker, der mit einem Stethoskop am Tresor lauscht, ist gar nicht so weit von der Realität entfernt. Mit dem Stethoskop horcht der Räuber auf das verräterische Geräusch, das der Funktionsriegel macht, wenn er während des Drehens der Scheibe mit der Kante der Kerbe in Berührung kommt. Das geht aber nicht in Minuten wie im Film. Der Safeknacker verwendet einen Graphen, um die Orte der Klicks auf dem Drehrad für jede Scheibe zu verzeichnen, was ihm schließlich verrät, welche Zahlen zum Code gehören. Dann muss er nur noch alle Kombinationen dieser Zahlen ausprobieren, bis der Safe sich öffnet. Das ist zwar die eleganteste Methode, einen Safe zu knacken, aber auch die schwierigste. Und die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns ist hoch.

Als dritte Möglichkeit gibt es noch automatische Safewähler, die mithilfe eines Computers und einer Roboterhand alle möglichen

Kombinationen durchprobieren, aber die sind auch nicht signifikant schneller als ein menschlicher Safeknacker, der sein Ohr tagelang an den Safe drückt. Tatsächlich kann die automatische Wählmethode Tage, wenn nicht Wochen dauern.

Die letzte Sicherheitsbarriere der Tür war ihr magnetischer Alarm. Die Magneten – einer an den Rand der Tür geschraubt, der andere an den Rahmen – hatten etwa die Größe von Ziegelsteinen. Wurde die Tür geschlossen, lagen sie Seite an Seite und erzeugten zusammen ein Magnetfeld. Ein Bedienfeld an der Wand diente zum Scharfmachen beziehungsweise Entschärfen des Alarms (und aller Sensoren im Raum). Die Kabel, die von der Anlage zu Securilink gingen, verliefen in einem biegsamen Stahlrohr, das sich in die Decke schlängelte. Die Kontrollmechanismen waren manipulationssicher; wenn der Alarm über das Zahlenfeld abgeschaltet war oder die Kabel gekappt wurden, erfuhr die Sicherheitsfirma sofort davon.

Theoretisch konnten Diebe den magnetischen Alarm umgehen, indem sie mit einem Plasma-Schweißgerät oder einer thermischen Lanze ein manngroßes Loch durch die Tür schweißten. Da sich die Tür dabei nicht im Rahmen bewegte, würde der magnetische Alarm nicht anschlagen. Ein Plasma-Schweißgerät ähnelt einem normalen Schweißgerät, ist aber ungleich stärker; es schneidet Stahl wie Butter. Doch da die Diebe ganz durch die Tür schweißen müssten, würde auf der anderen Seite ein Funkenregen durch den Raum fliegen. Bewegungsmelder, Licht- und Wärmesensor würden allesamt Alarm auslösen.

Die Tür mit C4 wegzusprengen kam ebenfalls nicht infrage. Die benötigte Menge würde möglicherweise das ganze Gebäude zum Einsturz bringen, außerdem würde die gewaltige Explosion jede einzelne Alarmanlage im Diamantendistrikt losheulen lassen.

Die Diebe brauchten einen schnellen Weg durch die Tür, einen, für den man nicht Tage brauchte oder einen ganzen Baumarkt

von Werkzeugen und Maschinen. Monatelang wälzten sie Ideen, aber alle wurden rasch als ungeeignet, unpassend und/oder zu riskant verworfen. Schließlich mussten sie sich der unvermeidlichen Wahrheit stellen, dass es ohne Schlüssel und Kombination keinen schnellen Weg durch die Tür gab. Notarbartolos nächste Hauptmission lautete, herauszufinden, wie man an beides herankäme.

•••

Von all den Leuten, die im Diamantenzentrum arbeiteten, wusste ausgerechnet der Mensch am meisten über die Safetür, den die Diamantäre am wenigsten beachteten, wenn sie durch die Gänge eilten.

Paul de Vos war Mitte fünfzig und ohne seine dicken Brillengläser sah er fast nichts. Seine Fingernägel waren rissig und gelb, dick verhornt von der jahrelangen Arbeit mit winzigen mechanischen Teilen. Wenn er durch die Straßen des Diamantendistrikts schlurfte, wirkte er gebrechlich, doch an warmen Tagen fuhr er auf seiner Harley zur Arbeit und dann konnte man kaum glauben, dass er in ein paar Jahren pensioniert würde. Ein derart schmächtiger, halbblinder Mann auf einer so riesigen Maschine hätte lächerlich wirken können, aber die Harley-Davidson Electra Glide passte hervorragend zu de Vos' Liebe für alles Mechanische. In seinen Augen war sie die perfekte Maschine.

De Vos kümmerte es nicht, dass der Glanz der Diamantenbranche nicht auf ihn abfärbte. Er war zufrieden, in einem Bereich zu arbeiten, den er liebte: nicht mit Diamanten, sondern mit Schlössern. De Vos arbeitete für Hillaert BVBA, einer 1921 gegründeten Schlossereifirma. Wenn etwas an einem Tresor zu machen war oder das Schloss eines Büros ausgetauscht werden

musste, riefen die meisten Diamantenunternehmen Hillaert. Niemand kannte sich mit Schlössern so gut aus wie de Vos.

De Vos lebte in einem kleinen selbst gebauten Cottage nahe Heist-op-den-Berg, 40 Minuten von Antwerpen. Obwohl es wirkte, als sei es aus Lebkuchen, musste sich de Vos keine Sorgen machen, dass in seiner Abwesenheit jemand einbrach. Die Fenster waren mit Gitterstäben geschützt, ihre Rahmen bestanden aus verstärktem Stahl, die Schlösser waren vom Allerfeinsten. Doch das Prunkstück war de Vos' Eingangstür. So etwas hatten seine Nachbarn nicht. So etwas hatte wahrscheinlich niemand in Europa.

Es handelte sich um eine 30 Zentimeter dicke Ribeauville-Tresortür mit einer nachträglich eingebauten Glasscheibe, welche die innere Mechanik aus Zahnrädern und Schließbolzen freilegte.

Der Schließbolzen ließ sich nur bewegen, wenn man an einer Drehscheibe den richtigen Code eingab und einen langen, geschweißten Metallschlüssel vier Mal drehte. Die Tür war ebenso stabil und unüberwindlich wie die besten Tresore im Diamantendistrikt. Und wenn das ganze Haus bis auf die Grundmauern abbrannte – die Tür würde noch stehen. Diese Spezialanfertigung war die perfekte Hommage an de Vos' Lebensleistung auf seinem Gebiet der Schlösser und Zahnräder und Schlüssel und Drehscheiben.

Das Haus selbst war aufgeräumt, doch die angehängte Werkstatt ein Tohuwabohu aus Werkzeugen, Ersatzteilen und Spezialgeräten. Vier oder fünf Tausend-Pfund-Safes hielten die Werkstatt am Boden fest; einige funktionierten noch, andere waren ausgeweidet. Hinter einer Batterie von Stemmeisen verschiedener Größe hing ein Playboy-Kalender an der Wand. In den Ecken stapelten sich Kartons mit Schlössern und Teilen aus aller Welt.

Als Absender firmierten Namen wie Tann, Sargent & Greenleaf und Fichet.

De Vos kannte die LIPS-Tür im Diamantenzentrum im wahrsten Sinne des Wortes in- und auswendig. Er hatte sie mit eingebaut, als das Gebäude errichtet worden war, ebenso die Schließfächer dahinter. Seit damals war er oft gerufen worden, um die Kombination zu ändern. Dazu musste er eine Klappe auf der Rückseite der Tür öffnen, eine Schraube im Innenleben lösen und die Augen abwenden, während Grünberger oder Boost eine neue vierstellige Kombination von Zahlen zwischen 0 und 99 einstellten.

Eine ähnliche Arbeit verrichtete de Vos an den Schließfächern. Es gab zwar Fächer verschiedener Größe – von 7,5 Zentimeter hohen Briefkastenfächern bis zu fast 60 Zentimeter hohen Boxen, in die ein kleiner Koffer passte –, doch die Türen waren alle gleich konstruiert. Die Scharniere befanden sich auf der rechten Seite und lagen im Inneren, sodass man nicht an sie herankam, solange das Fach geschlossen war. Der Schließbolzen aus Messing, fünf Zentimeter hoch und 1,25 Zentimeter stark, passte in einen 2,5 Zentimeter tiefen Schlitz auf der linken Seite des Fachs. Rahmen und Tür fügten sich fast nahtlos zusammen; wenn das Fach verschlossen war, passte nicht einmal die Klinge eines Taschenmessers dazwischen.

Die Mieter der Schließfächer haben sich über den Schließmechanismus sicher nicht viele Gedanken gemacht, solange er nur funktionierte. Doch de Vos konnte ihn mit verschlossenen Augen auseinandernehmen und wieder zusammensetzen – wie ein Soldat sein Gewehr. Die Schlösser waren in modernen Fabriken hergestellt worden, aber das Prinzip des Mechanismus war mindestens 4000 Jahre alt. Die Schlösser waren ganz einfach, aber hoch effektiv.

Jeder Mieter eines Schließfachs bekam einen kleinen Silberschlüssel, auf dessen ovalen Griff das LIPS-Logo und die Nummer des Fachs graviert waren. Der Schlüssel wurde in ein waagerechtes Loch auf der linken Seite des Fachs eingeführt. Wenn er passte, also die Zacken des Bartes zu den Zuhaltungen im Schloss passten, konnte man ihn im Uhrzeigersinn drehen und so einen Mechanismus in Gang setzen, der den Schließbolzen waagerecht aus dem Türrahmen zurückzog. Notarbartolo und seine Gang wussten, dass sich nur Schlüssel und interner Mechanismus bewegten, nicht aber der waagrechte Schlitz, in den der Schlüssel eingeführt wurde.

Doch nichts bewegte sich, bevor nicht der richtige Code an den goldenen Drehscheiben rechts vom Schlüsselloch eingegeben worden war. Jede Drehscheibe steuerte einen Hebelmechanismus, der den Bolzen über ein System von Zunge und Kerbe fixierte und ihn nur freigab, wenn die Drehscheibe sich in der richtigen Stellung befand. Bei 26 Buchstaben und drei Rädern gibt es 17.576 verschiedene Möglichkeiten. Schließzylinder, Hebel und das metallene Innenleben des Mechanismus waren an der Innenseite der Tür befestigt und von einer Platte abgedeckt.

Eine von de Vos' Aufgaben im Diamantenzentrum bestand darin, eine neue Kombination einzustellen, wenn ein Schließfach angemietet wurde. Der ehemalige Mieter des Fachs wurde gebeten, bei seinem Abschied die Tür offen zu lassen oder die Kombination zu hinterlassen, sodass de Vos an den Schließmechanismus hinter der Tür kam. Dann entfernte er die Abdeckplatte mit einem Schraubenzieher und löste eine Verankerung an den Drehscheiben. Jetzt konnte der Neumieter an der Front seinen Code frei wählen. War das geschehen, fixierte de Vos die Verankerung wieder und schraubte die Abdeckplatte fest.

Diese Operation dauerte nur ein paar Minuten. Viel aufwendiger war es, Schließfächer zu öffnen, wenn ein Mieter die

Kombination vergessen hatte. Das dauerte einige Stunden. Die einzige Methode, die Fächer ohne Kombination zu öffnen, bestand darin, durch die Tür zu bohren. Die war danach ruiniert und musste ersetzt werden.

In den Jahrzehnten seit Installation der Schließfächer hat de Vos etwa ein Dutzend Türen aufgebohrt und ersetzt. Er wusste aber, dass eigentlich alle Schließfachtüren ausgetauscht gehört hätten. Denn die alten Türen hatten eine Schwachstelle: Die innere Abdeckung bestand nur aus grauem Plastik. LIPS hatte die Sicherheitslücke erkannt und fertigte die Abdeckplatten inzwischen aus Stahl, was den Schließmechanismus in den Türen insgesamt viel widerstandsfähiger machte.

Aber alle Türen auszutauschen wäre ein lästiges, zeitaufwendiges und teures Unterfangen gewesen. Mehrmals hatte de Vos sowohl Grünberger als auch Boost ermahnt, die Türen zu ersetzen. Vergeblich.

6. KAPITEL

SICHERHEITSMASSNAHMEN

Behalten Sie immer im Kopf, warum Sie ein bestimmtes Schloss aufbekommen wollen. Machen Sie sich klar, dass es oft bessere Arten gibt, Schlösser zu umgehen. Oft kann man sie völlig ignorieren.

Einführung in das Knacken von Schlössern

Derjenige der Männer, der herausfand, dass Styropor und Haarspray den Bewegungsmelder schachmatt setzt, hat sicher ein paar Drinks spendiert bekommen. Die Polizei weiß nicht, ob Finotto auf die Idee kam, der während seiner glanzvollen Karriere oft mit Bewegungsmeldern zu tun hatte, oder Elio d'Onorio, ein Elektronik- und Alarmexperte, der sich in Italien als Dieb einigen Ruhm erworben hatte. Oder war es ein dritter, nie identifizierter Komplize?

Finotto brachte Körperkraft ins Team ein, Notarbartolo seinen Charme und d'Onorio sein Hirn. Offiziell wohnte d'Onorio in Latina, eine Stunde südlich von Rom, unter Polizisten hieß er dennoch »der Römer«. 1992 war er wegen Beteiligung an einer Reihe von Raubüberfällen verhaftet und verurteilt worden. Beispielsweise hatte er Waffen und fünf Kilo Drogen aus einem italienischen Gerichtsgebäude geraubt, die Bank Monte dei Paschi di Siena um eine Milliarde Lire erleichtert und bei einem Postraub

5,8 Milliarden Lire erbeutet. Insgesamt sackten er und seine Komplizen acht Milliarden Lire ein. Als d'Onorio 1996 freikam, stürzte er sich gleich wieder ins Geschäft.

Wie die anderen Mitglieder der Turiner Schule besaß auch d'Onorio legale Firmen, die ihm den Anstrich der Wohlanständigkeit verliehen. Er handelte mit Immobilien und leitete ein Geschäft für Alarmanlagen. Er kannte sich bestens mit Computern und Elektronik aus, Probleme löste er aber am liebsten, indem er sie einfach umging.

Die Polizei weiß nicht, wann d'Onorio zum ersten Mal mit den anderen Mitgliedern der Turiner Schule in Kontakt kam oder wann er sich ihr anschloss. Tatsächlich war Marco Martino überrascht, als er von d'Onorios Beteiligung hörte. Ihn wunderte, dass die Gang sich Komplizen von außerhalb Turins geholt hatte. Gut denkbar, dass die Bande mit dem Problem der LIPS-Tür feststeckte und in den verrauchten Cafés am Stadtrand diskret streuen ließ, dass sie einen Spezialisten für Alarmanlagen suchten. Ebenso gut möglich ist, dass eines der Bandenmitglieder ihn persönlich kannte. Wie auch immer – auf jeden Fall eilte ihm sein Ruf voraus, als er sich Notarbartolo & Co. anschloss. Die Schwierigkeiten des Coups und d'Onorios Fähigkeiten passten hervorragend zusammen. Wie die Turiner Schule nutzte auch d'Onorio am liebsten die Lücken oder Schwächen eines Systems.

Die Art, wie die Bande die Bewegungsmelder umging, zeigt ihre Philosophie sehr schön. In ihrer Schlichtheit war die Lösung genial, ein Markenzeichen der Arbeit von Notarbartolo & Co.

Der Bewegungsmelder im Tresorraum vereinigte zwei Systeme in einem. Er arbeitete mit passiver Infrarottechnik (PIR) und einem Mikrowellen-Dopplerradar. Das weiße Kästchen hing links hinter der Tresortür und war nur wenig größer als eine Computermaus, doch die kleine undurchsichtige gekrümmte Linse reichte, um den gesamten Raum abzudecken.

Der PIR-Detektor schlug auf plötzliche Temperaturschwankungen (Veränderungen in der Infrarotstrahlung) im Raum an. Da die Raumtemperatur aus den verschiedensten Gründen variierte, etwa wenn eine Lichtquelle eingeschaltet wurde, wurde der Sensor so kalibriert, dass er auf das Frequenzspektrum ansprach, das der menschliche Körper aussendet. Auch die in Haushalten verwendeten Bewegungsmelder arbeiten nach diesem Prinzip, damit nicht jedes Mal Alarm ausgelöst wird, wenn ein Haustier in den überwachten Bereich gerät. Theoretisch ist es möglich, diese Art von Bewegungsmelder dadurch zu überwinden, das man sich extrem langsam durch den Raum bewegt, so langsam, dass sich die Veränderung in der Temperatur allmählich und in winzigen Schritten vollzieht. Aber für das Vorhaben der Turiner Schule kam das nicht infrage.

Der zweite Sensor, das Dopplerradar, sandte Mikrowellen aus und machte sich aufgrund der von allen Oberflächen zurückgeworfenen Strahlung ein »Bild« vom Raum. Sobald sich jemand durch den Raum bewegte, wurde dieses Bild gestört, was der Sensor registrierte.

Jede der beiden Maßnahmen hätte an sich genügt, potenzielle Einbrecher abzuschrecken. Allerdings war das Gerät mit einer Sicherung versehen, die Fehlalarme verhindern sollte: Alarm wurde nur ausgelöst, wenn Infrarotsensor und Mikrowellensensor gleichzeitig anschlugen. Ein von einem Regal fallendes Buch würde also keinen Alarm auslösen, weil die Infrarotstrahlung im Raum sich nicht änderte. Umgekehrt würde es die Temperatur im Raum erhöhen, wenn man ein Licht einschaltete, dennoch gäbe es keinen Alarm, weil das Dopplerradar keine Bewegung im Raum registrierte. Sobald aber ein Mensch den Raum beträte, würde das Dopplerradar auf die Bewegung und der Wärmesensor auf die Körpertemperatur anspringen – und es würde Alarm ausgelöst.

Die Polizei ist überzeugt, dass die Turiner Schule sich mindestens einen Bewegungsmelder beschafft und mit ihm geübt hat. Anhand der von Notarbartolo gemachten Fotos werden sie ein ähnliches oder gar das gleiche Modell gekauft haben, entweder in einem Elektronikladen oder online bei einem Versender von Sicherheitstechnik. Bestimmt haben sie das Kästchen auseinandergenommen, es genau geprüft und einen Weg gesucht, wie sie es austricksen könnten.

Bewegungen in Superzeitlupe kamen nicht infrage. Eine bessere Lösung wäre, den Sensor mit irgendetwas zu bedecken. Infrarotstrahlen lassen sich leicht entdecken, aber auch leicht blockieren. Tatsächlich dringen sie nicht einmal durch Glas. Wenn Notarbartolo den PIR-Sensor tagsüber schachmatt setzen könnte, wenn das Gerät ausgeschaltet war, könnten die Diebe während des Einbruchs einen Schirm vor den Sensor stellen und ihn so endgültig funktionsuntüchtig machen.

Die Vorführung, wie das klappen könnte, fand vermutlich vor versammelter Mannschaft statt. Auch wenn nicht jedes Bandenmitglied den Tresor betreten würde, konnte hier doch jeder noch etwas lernen.

Zuerst wurde der Detektor abgeschaltet, wie es tagsüber im Diamantenzentrum der Fall war. Dann zog jemand eine Dose Haarspray hervor und sprühte die Linse des Sensors damit ein. Jetzt überzog ein klebriger Film den Bewegungsmelder. Man könnte auch Vaseline nehmen, aber das wäre ein bisschen aufwendiger; man bräuchte beide Hände, um die Linse einzuschmieren und die Vaselinedose zu halten. Der Film über der Linse war so unauffällig, dass er bei einem flüchtigen Blick praktisch unsichtbar war. Er filterte zwar nicht alle Infrarotstrahlen weg, schränkte aber die Reichweite des Sensors, in der Temperaturänderungen erkannt wurden, dramatisch ein.

Die meisten modernen Bewegungsmelder beruhen auf einer Technik, die diese Art von Manipulation unmöglich macht. Diese Geräte sind so programmiert, dass sie anhand von spezifischen Antwortmustern ihrer Infrarot- und Mikrowellensensoren merken, wenn sie derart manipuliert werden. In Belgien schreibt sogar das Gesetz vor, dass alle nach 2002 im Diamantendistrikt installierten Bewegungsmelder manipulationssicher sein müssen. Doch wie so vieles im Diamantenzentrum (zum Beispiel die Aufzeichnung der Kamerabilder auf Videobändern) wurden auch die Bewegungsmelder nicht aufgerüstet, als die neue Technik auf den Markt kam.

Der nächste Schritt der Demonstration bestand wahrscheinlich darin, den Mikrowellensensor auszuschalten. Dafür verwendete die Bande eine große, acht Zentimeter starke Styroporscheibe an einem extra langen Besenstiel. Das Ganze sah aus wie der größte und hässlichste Wischmopp der Welt, von der rechteckigen Aussparung einmal abgesehen, die in eine Seite hineingeschnitten worden war. Sie passte perfekt über das Kästchen an der Wand und würde den Bewegungsmelder komplett abdecken. Das Material würde auch helfen, einen Teil der Körperwärme abzuschirmen, während die Konstruktion an Ort und Stelle manövriert wurde, nur für den Fall, dass der Haarspray-Film nicht so wirkungsvoll war wie erhofft.

Die nächste Herausforderung bestand im zweiten Alarm des Tresors: dem Lichtdetektor. Notarbartolos Aufzeichnungen zeigten, dass er etwa in der Mitte des Raums an der Decke hing. Damit lag er laut Bauplänen dreieinhalb bis vier Meter vom Bewegungsmelder entfernt. Der Lichtsensor selbst war ein rechteckiges Kästchen, etwa so groß wie ein Lippenstift. Eine winzige Linse führte zu einem Fotowiderstand, einem Halbleiter mit hohem Widerstand, der mit einer einfachen Leiterplatte verbunden war. Trafen Lichtwellen einer bestimmten Frequenz auf

den Halbleiter, lösten sie dort eine kleine Reaktion aus: Elektronen wurden freigesetzt, flossen als Strom in den Stromkreis und lösten Alarm aus. Es handelte sich dabei um die gleiche Technik, die bei Fotoapparaten den Blitz unterdrückt, solange das Umgebungslicht für ein Bild ausreicht.

Da der Concierge das Licht im Tresor über Nacht ausschaltete, würden die Diebe unbedingt das Licht im Vorraum löschen müssen, bevor sie die LIPS-Tür öffneten – wenn ihnen das überhaupt gelingen sollte. Ein einziger Lichtstrahl genügte, den Sensor auszulösen. Doch wie sollten sie ihn entschärfen?

Schließlich fanden sie einen Weg und die Methode war ebenso simpel wie die für den Bewegungsmelder: Sie überklebten den Sensor mit schwarzem Isolierband. Die Decke war niedrig genug, dass ein Mann von Finottos Größe hinauflangen und sie berühren konnte.

Nun, da klar war, wie die Sensoren ausgeschaltet werden konnten, stellte sich nur noch die Frage, in welcher Reihenfolge das geschehen sollte. Wurde der Bewegungsmelder wie geplant schon im Voraus mit einem Film überzogen, war der PIR-Sensor wahrscheinlich so blind, dass jemand wie Finotto unbemerkt vier Meter in den Tresorraum kriechen und den Lichtdetektor überkleben konnte.

Danach würden die Diebe (kalte) LED-Lampen anschalten und den Styroporschirm genau über den Bewegungsmelder platzieren können. Dann hinderte sie nichts mehr daran, das Licht einzuschalten und sich frei im Raum zu bewegen. All die teure Alarmtechnik wäre schachmatt gesetzt: durch Kleinteile für 20 Euro aus dem Baumarkt.

•••

Zurück in Antwerpen bezahlte Notarbartolo brav seine Miete für Büro und Wohnung, und zwar jedes Quartal im Voraus. Die Monate vergingen, der warme und sonnige Sommer des Jahres 2001 wich dem Winter. Schneidende Windstöße trieben Nebelfetzen von der Schelde durch die Straßen der Stadt. In schnellem Wechsel folgten Regen, Schnee, dann kalter Sonnenschein. Dann kam der Frühling wieder, dann der Sommer.

Der Wechsel der Jahreszeiten bis Sommer 2002 mag Notarbartolo beim Blick aus seinem Fenster im siebten Stock rasch erschienen sein, doch die Vorbereitung des Coups ging nur zäh voran. Immer wenn die Bande glaubte, endgültig festzustecken, fand sich doch wieder ein passendes Puzzlestück für den Plan, und die Begeisterung flammte neu auf.

Einen solchen Moment der Euphorie erlebten sie etwa, als Notarbartolo herausfand, wie kinderleicht sie an den Schlüssel zur LIPS-Tür kommen würden. Der Schlüssel, das wussten sie, konnte zweigeteilt werden. Den langen, sperrigen Schaft hängten die Concierges in den Lagerraum neben der Tresortür. Den Bart, das musste man zumindest annehmen, steckten sie in die Tasche, trugen ihn tagsüber mit sich herum und bewahrten ihn abends in der Wohnung auf.

Notarbartolo war Dutzende Szenarien durchgegangen, wie er an den Bart gelangen könnte. Eine Methode wäre, in der Nacht des Raubes auch in die Wohnung des Concierge einzubrechen und den Bart gewaltsam an sich zu bringen. Aber Gewaltanwendung kam für sie ja nicht infrage. Man hätte auch tagsüber in die Wohnung des Concierge einbrechen und den Bart stehlen können. Aber dabei wäre man unweigerlich von einer Videokamera erfasst worden – und damit für die Wachmannschaft sichtbar gewesen. Trüge der Concierge hingegen den Bart bei sich, könnte man versuchen, ihn unbemerkt aus dessen Tasche zu

stehlen, mit weichem Ton einen Abdruck zu machen und den Bart wieder zurück in die Tasche des Concierge zu schmuggeln. Aber das wäre riskant.

Bei einem anderen Schloss hätte ein Dieb einen weichen Schlüsselrohling in das Schloss schieben und ihn mit genügend Kraft hin und her drehen können, sodass die metallenen Zuhaltungen Spuren am Bart des Rohlings hinterließen. Jetzt musste ein Schlosser nur noch an den sichtbaren Spuren den Bart abfeilen, schon würde der Schlüssel passen. Mit der LIPS-Tür ging das allerdings nicht, denn tagsüber stand sie weit offen. Um ans Schlüsselloch zu gelangen, hätte Notarbartolo die Tür teilweise schließen müssen und das wäre den Securityleuten, welche die Sicherheitskameras überwachten, sicher verdächtig vorgekommen. Doch die Mühe wäre ohnehin umsonst gewesen; der Schließmechanismus befand sich zu tief in der Tür und die Zuhaltungen waren zu breit, als dass sie auf einem Rohling Spuren hinterlassen hätten.

All diese diversen Gedankenspielereien erübrigten sich eines Tages, als Notarbartolo feststellte, dass der Bart ihnen quasi in die Hände fiel: Der Bart wurde überhaupt nicht vom Schaft entfernt. Die Concierges schlossen einfach beides zusammen in das Kästchen im Abstellraum, nur wenige Meter von der Tresortür entfernt. Was für eine wunderbare Entdeckung – und ein weiterer erschütternder Beweis dafür, wie leichtfertig die Angestellten im Diamantenzentrum Sicherheitsanweisungen missachteten.

Notarbartolo grübelte nicht groß drüber nach, warum die Concierges das taten. Vielleicht waren sie einfach nur verblüffend faul, vielleicht hatte früher jemand mal den Bart verloren und wollte das Risiko jetzt nicht mehr eingehen. Vielleicht hielten sie es auch für ausreichend, den Schlüssel hinter einer windigen Sperrholztür und in einem verschließbaren Kästchen zu hinterlegen, die man mit einem Stemmeisen ruckzuck aufbekam. Und so war

plötzlich ein zentraler Teil der formidablen Sicherung des Tresors überwunden, einfach so – durch die Schlamperei der Concierges und Notarbartolos Aufmerksamkeit.
Natürlich nutzte der Schlüssel ohne die Kombination zum Tresor gar nichts. Um die Jackpot-Zahlen herauszufinden, würden die Diebe enorm gewitzt vorgehen müssen. Oder wieder Riesenglück haben.

•••

Während Notarbartolo versuchte, an die Kombination zu kommen, arbeitete Elio d'Onorio am magnetischen Alarm. Er starrte auf von Notarbartolo gemachte Videostandbilder und Skizzen und bewunderte die geniale Einfachheit des Mechanismus. Er bestand aus zwei identischen rechteckigen Teilen, jeweils zehn Zentimeter breit und 30 lang. Das erste Teil, der Empfänger, war hochkant oben rechts am Türrahmen befestigt. Das zweite Teil war so an die Tür geschraubt, dass beide Teile Wange an Wange lagen, solange die Tür geschlossen blieb. Über ein Nummernfeld rechts von der Tür ließ sich der Alarm an- beziehungsweise abschalten. Solange der Alarm scharf war, lief beständig Strom über die Verbindung zu Securilink. Er bestätigte, dass die Magnete miteinander verbunden waren. Sobald sie getrennt wurden, stoppte der Strom und Securilink wurde alarmiert.
Anders als die soliden Stahlbolzen, die Tür und Rahmen fest miteinander verbanden, wenn der Tresor verschlossen war, verhinderten die Magnete nicht, dass man die Tür öffnete. Aber sie sorgten dafür, dass kein Eindringling lang allein blieb. Securilink saß nicht einmal in Antwerpen, doch es brauchte nur einen Anruf auf einer eigens dafür reservierten Telefonleitung und das Diamantenzentrum wäre in wenigen Minuten umstellt.

D'Onorio versuchte erst gar nicht, an den Code zum Abschalten des Alarms zu kommen. Denn selbst wenn sie ihn irgendwie herausgefunden hätten, wäre die Tatsache, dass der Alarm ausgeschaltet worden war, bei Securilink angezeigt worden. Ebenso wenig Gedanken brauchte er sich darüber zu machen, wie er die Drähte des Alarms rasch durchtrennen könnte. Die Tresortür wurde außerhalb der Geschäftszeiten nie geöffnet und jede Abweichung von dieser Regel würde bei Securilink sofort auffallen.
Die Magnete mussten zusammen bleiben, um keinen Alarm auszulösen, aber sie wurden notwendigerweise voneinander getrennt, wenn man die Tür öffnete. D'Onorio starrte die Videobilder an und versuchte, eine Idee heraufzubeschwören. Die Magnete starrten zurück, unbeweglich an ihren Platz geschraubt mit massiven Sechskantbolzen in jeder der vier Ecken. Er nahm an, es handle sich um fixierte Bolzen, die sich nicht herausschrauben ließen. Doch selbst wenn, würde das etwas ändern? Wenigstens hing der Magnetalarm an der Außenseite der Tür. Hätte er sich innen befunden, was logisch gewesen wäre, dann hätte man ihn bei geschlossener Tür unmöglich manipulieren können. Ein Experte für Alarmanlagen meinte später, der einzig denkbare Grund für diese Sicherheitslücke sei finanzieller Natur: Vermutlich seien die Magnete erst nachträglich eingebaut worden und es wäre teurer gekommen, sie an der Innenseite der Tür zu befestigen (und die Kabel durch die Tür zu führen), als sie einfach draußen anzuschrauben.
Ganz allmählich kristallisierte sich eine Idee heraus. Je länger d'Onorio darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm sein Plan. Er stellte ihn den anderen vor und auch sie hielten ihn für durchführbar. Ein Problem bestand allerdings darin, dass er sehr viel Arbeit und eine gefährliche Mission nach Antwerpen erforderte. Als Spezialist für Alarmanlagen würde d'Onorio selbst fahren müssen. Doch das schreckte ihn nicht ab. Er

begann schon, die Liste der Dinge zusammenzustellen, die er für seinen Beitrag zum Einbruch ins Diamantenzentrum brauchte.

•••

Währenddessen beschäftigten sich die restlichen Mitglieder der Turiner Schule mit den Aufnahmen von drei wichtigen Türen: der Tür von Block C zur Garage, der Tür zur Sicherheitszentrale am Haupteingang und der Tür zum Lagerraum neben dem Tresor, in dem der Schlüssel zur LIPS-Tür hing. Alle drei würden verschlossen sein, also brauchten sie Kopien der Schlüssel oder zumindest hinreichend gute Nachbildungen.
Die Turiner Schule wusste natürlich, dass ein paar Grundkniffe ausreichten, um auch ohne Schlüssel 80 bis 90 Prozent aller Türen aufzubekommen, die man so antraf. Die meisten Schlösser sind extrem einfach und beruhen auf ganz simplen Prinzipien. Kennt man diese, lassen sich die meisten Schlösser spielend knacken.
Die elegante und von Fernsehdetektiven bevorzugte Methode besteht darin, Schlösser mit Spezialwerkzeugen zu überwinden, die ein wenig an die Instrumente von Zahnärzten erinnern.
In Wirklichkeit braucht man für diese Methode viel Zeit und sehr großes Fingerspitzengefühl, weshalb flottere Methoden wie das »Harken« beliebter sind. Ein L-förmiger Spanner wird unten in den Zylinder eingeführt, um den Kern auf Spannung zu halten. Die »Schlange«, ein spezieller Pick mit einer Anzahl kleiner Zähne oder Zacken, wird ganz hinten im Schlüsselloch angesetzt, dann zieht der Einbrecher ihn rasch über die Stifte, die das Schloss zuhalten. Die Bewegung, gemeinsam mit dem Druck des Spanners, sorgen dafür, dass die Stifte nacheinander alle in die richtige Position gedrückt werden. Üblicherweise muss man die Schlange mehrere Male durchziehen, bis alle Stifte in Position

sind. Diese Methode ist zwar weniger elegant als die erste, aber genauso effektiv. Und schneller.

Die Mitglieder der Turiner Schule befanden sich für den Kampf gegen die Schlösser, die zwischen ihnen und den Diamanten standen, in bester Position: Da ein Bandenmitglied eine Schlosserei besaß, konnten sie jedes beliebige Schloss bestellen, ohne Verdacht zu erregen. Dank Notarbartolo wussten sie, das die Innentüren des Diamantenzentrums mit LIPS-Schlössern versehen waren, die Schlösser also von der gleichen Firma stammten wie Tresorraumtür und Schließfächer. Also bestellten sie ein paar Schlösser, nahmen sie auseinander und begutachteten, womit sie es zu tun bekommen würden.

Aus einem Inbusschlüssel fertigte die Turiner Schule einen einer Harke ähnelnden Dietrich und machte einen Spezialschlüssel eigens für die Tür zwischen Block C und Garage.

Die Schlösser der Schließfächer waren ein ganz anderes Kaliber. Normalerweise würde man solche Schlösser einfach aufbohren, doch damit riskierte man, den Erschütterungssensor im Tresorraum auszulösen. Mit einem Dietrich könnte man die Schlösser unmöglich überwinden, solange man den Sicherheitscode des Fachs nicht kannte. Also mussten die Fächer aufgebrochen werden. Und auch das würde schwierig, denn der Spalt zwischen Fach und Tür war so schmal, dass nicht einmal eine Kreditkarte hineinpasste, geschweige denn die Spitze eines Stemmeisens. Für diesen Schritt würden sie ein eigenes Werkzeug bauen müssen – eines, das man nicht im Baumarkt kaufen konnte, weil es schlicht nicht existierte. Dieses Werkzeug müsste die Tür waagerecht nach außen ziehen – mit genügend Kraft, um den 1,25 Zentimeter dicken Messingriegel so weit zu verbiegen, dass er aus seiner stählernen Führung im Rahmen des Fachs sprang.

Normalerweise wäre das eine schwierige Aufgabe. Nur fünf Zentimeter des Riegels ragten in den Rahmen hinein, der Rest

befand sich in einem Gehäuse auf der Rückseite der Tür. Allein von der Physik her schien es kaum vorstellbar, dass drei, vier Männer genügend Kraft aufbringen konnten, einen kurzen Messingriegel um fast 90 Grad zu biegen.
Doch Notarbartolo wusste, dass man den Riegel gar nicht so weit würde verbiegen müssen. Denn schon früh war ihm eine Schwachstelle an seinem eigenen Fach aufgefallen: Die Abdeckplatte, die den Riegel festhielt, war aus Plastik. Sobald der Zug zu groß wurde, so vermuteten sie, würde die Platte brechen und nachgeben. Dann würde die ausgeübte Kraft nicht nur auf die fünf Zentimeter am Ende des Riegels wirken, sondern auf die gesamten 20 Zentimeter. Das half ungemein; sie schätzten, dass der Riegel um maximal 45 Grad verbogen werden musste, bevor die Abdeckung brach. Dann würde sich der gesamte Riegel verbiegen, bis er schließlich aus dem Schloss rutschte und die Tür freigab.
Immer wieder zeichneten die Diebe ihr Spezialwerkzeug neu, verglichen es mit den von Notarbartolo genommenen Maßen der Tür, tippten auf einem Rechner herum, bis sie das Gefühl hatten, jetzt stimme es. Dann begannen sie, telefonisch die Preise für massive Aluminiumstangen einzuholen und ihre geistigen Karteikästen nach Werkzeugmachern durchzuforsten.

•••

Ende 2002 hatte die Turiner Schule annähernd zwei Jahre in die Vorbereitung des Coups investiert. Die Zeit der Erkundungen lief allmählich ab, jetzt kam die Zeit zu handeln. Die verbleibenden Hindernisse konnten nur vor Ort angegangen werden. Dafür musste die gesamte Operation nach Antwerpen umziehen.
Bei einem Treffen planten sie ihren nächsten Schritt. Im Raum türmten sich Notizblöcke, Skizzen und Pläne – das gesamte

notwendige Material, um jedes Detail des Coups durchzugehen, sich jeden Schritt des Einbruchs vorzustellen und sich zu vergewissern, dass man nichts übersehen hatte.
Sie besprachen die Abfolge, wann die einzelnen Mitglieder nach Antwerpen kommen sollten. Sie brauchten auf jeden Fall ein, zwei Wochen vor dem Coup in Antwerpen, denn noch mussten der Code des Garagentors geknackt und eine eigene Fernbedienung gebastelt werden, noch musste d'Onorio ins Diamantenzentrum geschafft werden, damit er sich den magnetischen Alarm vornehmen konnte, noch musste die selbst gebaute Zugmaschine zum Öffnen der Schließfachtüren perfektioniert werden. Vor allem aber mussten sie noch die Kombination für den Tresor herausbekommen. Dazu hatte Notarbartolo zwar schon eine Idee, für die brauchte er aber d'Onorios Hilfe.
Detailliert malten sie sich aus, was sie in den Schließfächern finden würden, und überlegten, was sie mitnehmen sollten. Da sie nur eine begrenzte Menge würden davontragen können, mussten sie sich auf den wertvollsten Teil der Beute beschränken. Am lukrativsten waren zertifizierte Diamanten in Blisterpacks, auch lose, geschliffene Diamanten waren prima, daneben noch große Rohdiamanten und andere Edelsteine. Kleinere Steine würden sie zurücklassen. Bargeld und Edelmetalle, die sich einschmelzen ließen, waren willkommen. Einzelstücke und persönliche Gegenstände würden sie ebenfalls liegen lassen, da diese leicht zurückzuverfolgen waren.
Im Großen und Ganzen war der Plan gut, doch noch musste die Turiner Schule die Kombination für den Tresor herausbekommen und den magnetischen Alarm überwinden. Vor Ort in Antwerpen würde sich zeigen, ob ihre Ideen funktionierten. Und wenn sie klappten, gab es keinen Grund, den Coup nicht bei der nächstbesten Gelegenheit durchzuziehen.

Tatsächlich gab es guten Grund, bald zuzuschlagen. Zwar hatte die Bande in den vergangenen zwei Jahren unschätzbare Informationen über Personal und Abläufe im Diamantenzentrum gesammelt, andererseits konnte sich in einem so langen Zeitraum auch einiges ändern. Was, wenn einer der Concierges kündigte und der Nachfolger darauf bestand, dass der Bart des Schlüssels wie vorgesehen täglich abgenommen würde? Was, wenn er eine andere Sicherheitsroutine änderte? Marcel Grünberger könnte Julie Boost jederzeit anweisen, die Sicherheitsmaßnahmen im Gebäude zu verschärfen und zum Beispiel einen manipulationssicheren Bewegungsmelder installieren zu lassen. Es hätte auch der Garagenöffner kaputtgehen können. Dann wäre vermutlich ein neuer installiert worden, bei dem sich der Code nicht so einfach mit einem Scanner auslesen ließ. Die Möglichkeiten waren zahllos und die Befürchtungen der Bande waren nicht unbegründet. Im Dezember 2002 engagierte das Diamantenzentrum Maler, um die Gänge neu streichen zu lassen, was zeigte, dass das Gebäudemanagement die Wartung zwar nicht übertrieb, sie aber auch nicht total vernachlässigte. Im schlimmsten Alptraum der Turiner Schule betrat Notarbartolo eines Tages das Gebäude und lief am Haupteingang Arbeitern über den Weg, die gerade ein neues digitales Videoüberwachungssystem installierten.

Sie mussten zuschlagen, und zwar bald. Ihr Plan war fertig, so fertig, wie man ihn aus der Ferne nur machen konnte. Als letzter Tagesordnungspunkt blieb in Turin nur noch, ein Datum für den Coup festzulegen. Man einigte sich auf den 15. Februar 2003.

Dieses Datum eignete sich aus mehreren Gründen perfekt. An diesem Wochenende fanden gleich zwei große Ereignisse in Antwerpen statt: die jährlichen *Proximus Diamond Games*, ein Tennisturnier, bei dem die amerikanische Starspielerin Venus Williams teilnehmen würde und bei dem es einen

diamantenbesetzten Tennisschläger zu gewinnen gab. Und dann heiratete am 14. Februar noch Peter Meeus, der Generaldirektor des Hohen Diamantenrats. Der Hochzeitsempfang würde in eine lange Partynacht münden. Beide Ereignisse würden einige Diamantenhändler, die sonst vielleicht am Wochenende gearbeitet hätten, beschäftigt halten. Die Turiner Schule hoffte, dank der Ereignisse würde der Diamantendistrikt nahezu verwaist sein. Außerdem würde an diesem Wochenende der Concierge Jacques Dienst tun. Da seine Wohnung im vierten Stock des Blocks C lag, war es äußerst unwahrscheinlich, dass er sie hören oder ihnen zufällig über den Weg laufen würde. (Jorge hingegen lebte im zweiten Stock von Block B.) Und zu guter Letzt würde in der Woche zuvor eine De Beers Sight in London stattfinden, was bedeutete, dass Antwerpen von Diamanten nur so überquellen würde.

Dass der Coup fast auf den Valentinstag fiel, war nur netter Zufall. Notarbartolo würde den Festtag der Liebenden nicht mit seiner Frau verbringen können. Aber wenn alles nach Plan lief, könnte er ihr danach mehr als genug Diamanten für den Rest ihres Lebens schenken.

7. KAPITEL

MEIN GESTOHLENER VALENTINSTAG

Ohne Druck keine Diamanten.

Sprichwort

Am Montag, dem 10. Februar 2003 strebte Elio d'Onorio auf das Diamantenzentrum zu. In seiner Tasche befand sich ein Arbeitsauftrag, ein einzelnes Blatt Papier, wonach seine Sicherheitsfirma von Leonardo Notarbartolo beauftragt worden sei, eine Sony-Videoüberwachungsanlage in dessen Büro im fünften Stock der Schupstraat 9–11 zu installieren.
In seiner Arbeitstasche trug d'Onorio eine Reihe von Zangen, eine Bügelsäge, eine Rolle starkes beidseitiges Klebeband und eine seltsame Metallplatte von 20 auf 20 Zentimetern. Eine Seite war flach, auf der anderen befand sich eine fünf Zentimeter hohe Erhebung entlang einer der Kanten und eine weitere ebenso hohe Erhebung mitten durch die Fläche, sodass sie mit der anderen ein T formte. Das Ganze sah ungefähr aus wie eine große Kelle, als wolle man damit nassen Putz glätten.
Besucher im Diamantenzentrum mussten sich am Wachhäuschen hinter dem Haupteingang anmelden. Dort wurde bei der angegebenen Firma im Diamantenzentrum nachgefragt, ob

sie auch wirklich Besuch erwartete. Falls ja, musste der Gast einen Ausweis mit Foto hinterlassen und erhielt einen Besucherpass, mit dem er durch die Drehkreuze ins Gebäude kam. Wie bei den Mietern auch verzeichnete der Computer, wann der Besucher das Gebäude betrat und verließ.

Bei seiner Ankunft am Morgen übersprang d'Onorio diesen Schritt, er ging einfach an der Wache vorbei, ohne innezuhalten. Die Polizei glaubt nicht, dass irgendein eleganter Trick angewendet wurde. Sie hält es schlicht für am plausibelsten, dass Notarbartolo d'Onorio seine Karte geliehen hat. D'Onorio tat, als wäre er ein alteingesessener Mieter, zog die Karte durch den Leser und steuerte den fünften Stock an. Hätte ihn tatsächlich jemand aufgehalten, hätte er angegeben, sich Notarbartolos Karte ausgeliehen zu haben, um an dessen Sicherheitssystem zu arbeiten. Als Beleg könnte er den entsprechenden Arbeitsauftrag herzeigen. Doch niemand hielt ihn auf.

Die Computeraufzeichnungen für diesen Tag zeigen, dass Notarbartolos Karte verwendet wurde, um das Gebäude zu betreten und zu verlassen, mit genügend Zeit für einen typischen Arbeitstag des italienischen Juweliers dazwischen. In Wirklichkeit verließ d'Onorio das Gebäude aber gar nicht, obwohl er die Karte irgendwie einsetzte, um diesen Anschein zu erwecken. Eine solche Täuschung ließ sich relativ leicht bewerkstelligen; möglicherweise tat er, als wolle er gerade das Gebäude verlassen, zog die Karte durch den Leser, tat dann, als müsse er einen wichtigen Anruf am Handy annehmen, stoppte abrupt und bewegte sich langsam wieder rückwärts Richtung Aufzüge. Niemand wäre aufgefallen, dass er »ausstempelte«, um dem Computer vorzuspielen, er wäre gegangen, in Wirklichkeit aber das Gebäude nicht verließ. Wie immer er das nun genau bewerkstelligt hat, es wäre auf Videoband festgehalten. Solange der diensthabende

Wachmann den Trick nicht bemerkte, war dieser Umstand d'Onorio aber egal. Er plante, das Band später zu stehlen.

D'Onorio verbrachte den Nachmittag in Notarbartolos Büro und wartete auf die Dunkelheit. Stundenlang harrte er aus, bis auch der fleißigste Mieter heimgegangen sein musste und Jacques, der diensthabende Concierge, längst in seiner Wohnung in Block C saß. Während des Wartens ging d'Onorio noch einmal die Details seiner Mission durch und versuchte zu verdrängen, dass der ganze Plan beim Teufel wäre und er direkt ins Gefängnis wandern würde, wenn heute irgendetwas schiefging.

Als er den Eindruck hatte, dass das Gebäude für die Nacht zur Ruhe gekommen war, zog er dünne Gummihandschuhe an und hängte sich seine Arbeitstasche um. Leise schlich er aus dem Büro und verschloss die Tür hinter sich. Er ging die wenigen Schritte zum Treppenhaus und stieg rasch die sieben Stockwerke hinunter. Dabei lauschte er, ob sich sonst noch jemand durch das Gebäude bewegte.

Als er im zweiten Untergeschoss die Tür öffnete, befand er sich genau gegenüber den Lifttüren, wie Notarbartolo erklärt hatte. Die große weiße Siemens-Videokamera, die brav das dunkle Foyer aufnahm, hing vor der Tür zum Treppenhaus von der Decke. Der Raum war nicht völlig finster, denn das rote Licht an der Kamera verbreitete einen schwachen rosa Schimmer. Obwohl d'Onorio nicht damit rechnete, dass je jemand das Video ansehen würde, verdeckte er die Linse mit einer Plastiktüte oder etwas Ähnlichem. Schließlich bestand immer das Risiko, dass etwas schiefging, bevor er die Bänder aus dem Diamantenzentrum stehlen konnte. Und er wollte kein unnötiges Risiko eingehen.

Kaum war die Linse verhüllt, schaltete er das Licht ein und kniff die Augen zusammen, bis sie sich an das blendend helle Neonlicht gewöhnt hatten. Die LIPS-Tür war über Nacht verschlossen – eine trügerisch passiv wirkende Barriere, die ihn aber

schnurstracks hinter Gitter bringen könnte, wenn er einen Fehler machte. Es muss d'Onorio eine persönliche Befriedigung bereitet haben, den Magnetalarm in natura vor sich zu sehen, nachdem er ihn so lange auf Video studiert hatte. Er musterte seine Elemente ein paar Minuten lang aus allen Winkeln, um sicherzugehen, dass keine Überraschungen auf ihn warteten.

Er nahm die Metallplatte aus seiner Arbeitstasche. Sie mochte zwar merkwürdig aussehen, bildete aber den Schlüssel zum gesamten Coup. Sie war so gearbeitet, dass sie perfekt über beide Magnete passte, genau zwischen ihren oberen und unteren Befestigungsschrauben. Diese Spezialanfertigung würde die Magneten genau in ihrer Position halten, während d'Onorio die Schrauben löste. Als er die Platte an ihren Platz drückte, ertönte ein befriedigendes metallisches Klicken. Sie passte perfekt.

Als Nächstes entnahm d'Onorio seiner Tasche einen Schraubenschlüssel und entfernte vorsichtig die acht Bolzen, mit denen die Magneten befestigt waren. Es war ein hartes Stück Arbeit, denn d'Onorio musste über Kopfhöhe schrauben – und die Bolzen waren alt. Dabei musste er gut aufpassen, dass er nicht zu viel Kraft einsetzte, versehentlich einen der Magneten verschob und damit den Alarm auslöste.

D'Onorio würde es übrigens gar nicht merken, wenn er bei seiner Schraubarbeit das Magnetfeld zu sehr störte. Weder Sirenen noch Blitzlichtgewitter würden ihm die Katastrophe ankündigen; es würde einfach der Strom zu Securilink unterbrochen. Erst wenn die Tür zum Treppenhaus oder zum Lift aufging und schwer bewaffnete Polizisten ausspuckte, würde d'Onorio wissen, dass er einen Fehler gemacht hatte. Doch er war es gewohnt, mit dieser Art Druck umzugehen. Tief in den Eingeweiden des Diamantenzentrums, mitten in der Nacht, beim Entschärfen eines Alarms befand er sich in seinem Element.

D'Onorio löste einen Bolzen nach dem anderen. Als der letzte herauskam, löste sich die gesamte Vorrichtung. Die Magnete hingen jetzt nicht mehr an Tür oder Rahmen, blieben aber dank der Metallplatte dennoch beieinander. Sie hingen an dem flexiblen Stahlrohr, das zur Decke führte. Dieses merkwürdige Pendel ließ sich ein wenig zur Seite schieben, weit genug, um die Tresortür zu öffnen, wenn es so weit war. Die Magnete mussten allerdings weiterhin mit Vorsicht behandelt werden, damit nicht doch noch etwas minimal verschoben und Securilink alarmiert wurde.

Seine erste Aufgabe war ihm geglückt, aber d'Onorio war noch längst nicht fertig. Damit die Diebe in der Nacht des Einbruchs nicht wieder mühsam die Magnete losschrauben müssten, kürzte er die Schrauben mit der Bügelsäge so weit, dass sie nur noch ins Gewinde an den Magneten reichten, nicht bis in die Bohrungen in Tür und Rahmen. Dann befestigte er die Magnete mit doppelseitigem Klebeband wieder an ihrem Platz. Nachdem er die verkürzten Schrauben wieder eingedreht und die Metallplatte entfernt hatte, war nicht zu erkennen, dass die Magnete statt mit Schrauben nur mit Klebeband befestigt waren. Die ganze Aktion hatte d'Onorio einige Stunden gekostet, doch am Tag des Raubes würde die Bande den Magnetalarm dafür umso schneller überwinden.

D'Onorio warf einen letzten Blick auf sein Werk, um sicherzugehen, dass niemandem etwas auffallen konnte, wenn der Concierge in ein paar Stunden herunterkäme und den Tresorraum aufschloss. Weil die Bande vorher die Kraft der Klebebänder getestet hatte, machte er sich keine Sorgen, die Magnete könnten zur Unzeit herunterfallen. Trotzdem würde Notarbartolo unter der Woche nachprüfen, dass sich nichts bewegt hatte. D'Onorio löschte das Licht, pflückte die Plastiktüte von der Linse der Videokamera und verschwand im Treppenhaus wie ein

Phantom. Nur eine sehr sorgfältige Prüfung würde die zwischenzeitlichen Veränderungen entlarven.
Doch selbst jetzt hatte d'Onorio sein Werk noch nicht beendet. Er stieg die Treppen ins Erdgeschoss hoch, lugte vorsichtig in den Gang gegenüber den Aufzügen und blickte sich um. Die Luft war rein. Videokameras filmten, wie er durch den Raum schlich und den Gang zum Block C hinunterspähte. Auch hier war niemand und so glitt er auf Zehenspitzen hinüber und zu der Tür, die zur Garage führte.
Die Polizei vermutet, dass d'Onorio sich beim Verlassen des Diamantenzentrums durch die Garage noch die Zeit nahm, ein paar letzte Details zu kontrollieren. Er dürfte überprüft haben, ob der eigens angefertigte Nachschlüssel für die Tür zur Garage auch wirklich passte. Und er sah bestimmt noch einmal nach, ob der Schlüssel zum Öffnen der Garagentore tatsächlich im Schloss steckte, wie Notarbartolo schon beobachtet hatte.
Einer Theorie zufolge holte er dann einen Frequenzscanner aus seiner Arbeitstasche. Dieser einfache batteriebetriebene Sender ging automatisch die 1024 Frequenzen durch, unter denen sich diejenige für die Fernsteuerung der Garage befinden musste. Die richtige Frequenz würde d'Onorio einfach daran erkennen, dass das Garagentor sich öffnete. Er musste sie sich nur noch merken, dann würden die Diebe in der Nacht des Coups das Tor per Fernsteuerung öffnen können. Bis der Scanner seine Arbeit getan hatte, setzte sich d'Onorio still in eine Ecke, wo der Concierge ihn selbst dann nicht sehen würde, falls er überraschend in die Garage käme.
So sehr d'Onorio sich auf das Geräusch des aufgehenden Tores gefreut haben mag, dürfte er angesichts des plötzlichen Lärms trotzdem erschrocken sein. Egal, ob er jetzt den Mechanismus manuell mit dem Schlüssel oder mit dem Scanner auslöste, das

metallische Rattern von Kette und Paneelen muss in der weitläufigen Garage schrecklich gehallt haben.
D'Onorio schnappte seine Arbeitstasche und lief zum Garagentor. Er sah sich um, ob auch niemand ihn beobachtete, bog links auf die Lange Herentalsestraat, weg vom Polizei-Wachhäuschen direkt um die Ecke, und ging rasch davon.
Froh und erleichtert erreichte er die Wohnung. Seine Mission war ein voller Erfolg gewesen. Während er den anderen Bericht erstattete, zerriss er seinen fingierten Arbeitsauftrag und die Visitenkarte mit seinem Namen. Die Fetzen warf er in den Mülleimer, wo sie zwischen Kaffeesatz und anderem Haushaltsmüll verschwanden.

•••

In jener Woche liefen in Antwerpen noch andere Vorbereitungen. Die meisten Bandenmitglieder waren am Wochenende vor dem geplanten Coup angereist. Sie kamen getrennt in Antwerpen an und ebenso würden sie die Stadt verlassen. Notarbartolo war wie gewohnt nach Brüssel geflogen. Andere kamen mit dem Auto; am Sonntag, dem 9. Februar überquerten sie den Brenner Richtung Norden. Insgesamt, glaubt die Polizei, waren mindestens sieben Leute direkt an dem Raub beteiligt. Jeder hatte seine eigene Aufgabe, vom Fahrer des Fluchtfahrzeugs bis zum Schmieresteher. Bis heute wurden nicht alle identifiziert.
Die Männer gaben sich Mühe, möglichst diskret in Notarbartolos Wohnung an der Charlottalei einzufallen. Fast zwei Jahre lang war Notarbartolo ein nahezu unsichtbarer Mieter gewesen, still wie eine Maus. Deshalb versuchten die Männer, keine unnötige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als sie sich in den winzigen Lift quetschten oder mit Taschen voller Kleidung, Vorräten und Ausrüstung durch enge Gänge stiefelten.

Die Polizei glaubt, einige Bandenmitglieder hätten die letzten Tage vor dem Überfall damit verbracht, das Spezialgerät zum Öffnen der Schließfachtüren zu perfektionieren. Dazu seien sie in Industriegebiete am Rand der Stadt gefahren, in denen Schweißer, Werkzeugmacher und Schrotthändler ihre Gewerbe trieben. Notarbartolo mietete ein Auto – allerdings keinen rassigen roten Alfa, sondern eine unauffällige silberne Peugeot-Limousine. Wenn alles nach Plan lief, würde das Gepäck auf dem Weg zurück nach Turin viel zu wertvoll sein, als dass man riskieren konnte, es am Flughafen durchleuchten zu lassen.

Ansonsten bestand sein Job allein darin, wie gewohnt im Diamantenzentrum zur »Arbeit« zu erscheinen und täglich am Tresorraum zu kontrollieren, ob d'Onorios Arbeit am Magnetalarm entdeckt worden war. Hätte irgendjemand im Diamantenzentrum auf sein Verhalten geachtet, wäre ihm der radikale Wandel in Notarbartolos Gewohnheiten sofort aufgefallen: In den vergangenen zwei Jahren hatte Notarbartolo den Tresorraum nur gelegentlich besucht, in der Woche vor dem Coup tat er es zwei Mal am Tag. Erfreut stellte er fest, dass »der Römer« hervorragende Arbeit geleistet hatte. Selbst Notarbartolo konnte keine Manipulationsspuren an den Magneten erkennen.

Während eines seiner letzten Besuche im Tresorraum wartete Notarbartolo, bis er allein im Raum war. Er stellte sich so, dass keine Videokamera ihn erfasste, zog eine Sprühdose aus seinem Aktenkoffer und besprühte die Linse des Bewegungsmelders. Er verpasste ihr einen schönen dicken Überzug, der zunächst durchsichtig war und später zu einem klebrigen, lichtundurchlässigen Film trocknete. Dann steckte er die Dose wieder weg. Es hatte gerade einmal ein paar Sekunden gedauert, den Bewegungsmelder auszuschalten.

Bei seinen folgenden Besuchen kontrollierte er neben den Magneten auch die Linse des Bewegungsmelders. Er war sich relativ

sicher, dass die Manipulation unentdeckt bleiben würde, da weder die Concierges noch Wachleute je den Raum betraten. Und die Mieter interessierten sich nur für den Inhalt ihrer Schließfächer. Trotzdem musste er sich vergewissern, dass niemand den Überzug bemerkt und beseitigt hatte.

Die Diamantenhändler achteten in dieser Woche ohnehin auf ganz anderes. Der Valentinstag war der wichtigste Festtag des Jahres für Liebende, und Juweliere in aller Welt hatten schon seit Monaten geworben, dass es keine bessere Art gebe, seine Liebe zu zeigen, als mit einem Diamanten. Die Großhändler in der Diamanten-Quadratmeile hatten in dieser Woche zwar nicht mehr zu tun als sonst – der Einzelhandel hatte schon im Oktober begonnen, sich für Weihnachten und den Valentinstag mit Ware einzudecken –, doch die Branche nutzte die Gelegenheit, Antwerpen als Zentrum des weltweiten Diamantenhandels zu präsentieren.

Das Proximus-Tennisturnier, Peter Meeus' Hochzeitsempfang an der Beurs voor Diamanthandel, der winterlich frühe Beginn des Sabbats für die vielen jüdischen Händler und schließlich der Valentinstag selbst, der alle Verliebten in romantische Lokale lockte – all diese Faktoren sorgten dafür, dass das Diamantenzentrum in den letzten Stunden der Arbeitswoche annähernd verwaist daliegen würde.

Und so nutzte die Branche den Valentinstag, um die Bedeutung des Diamantendistrikts in der Welt der Diamanten zu feiern, während gleichzeitig Notarbartolo, d'Onorio und die anderen daran arbeiteten, ihm am nächsten Abend den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

•••

Mindestens einer der Diebe wartete sehnsüchtig darauf, dass es endlich losging. Ferdinando Finotto hatte sich seit seiner Ankunft mehr oder weniger in Notarbartolos Wohnung verkrochen. In Italien war er ja sicher, aber in Belgien bestand wegen des versuchten Überfalls auf die KBC-Bank noch immer ein Haftbefehl gegen ihn. Da er in Abwesenheit verurteilt worden war, würde er im Fall einer Verhaftung sofort ins Gefängnis wandern und dort seine Haftstrafe antreten müssen. Also verkroch er sich in der Wohnung, ging noch einmal letzte Details durch, wanderte rastlos hin und her und verlor allmählich die Geduld.

Am Donnerstag beschloss Finotto, seinen Kollegen wenigstens ein vernünftiges italienisches Essen zu kochen, wenn er schon sonst nichts zur Vorbereitung beitragen konnte. Für das Mahl nahm er sogar das Risiko in Kauf, in einen zehn Minuten entfernten Supermarkt an der Plantin en Moretuslei zu gehen.

Der Delhaize-Supermarkt, ein großer und moderner Laden, bot alles, was Finotto sich wünschen konnte. In aller Seelenruhe schlenderte er durch die Gänge und füllte seinen Einkaufswagen mit Mozzarella, Tomaten, Fertigsalat, Pasta, Brot und italienischer Wurst. Er kaufte auch eine Flasche Wein und ein paar Flaschen Bier. Auf seiner nachmittäglichen Einkaufstour gab er rund 53 Euro aus; er zahlte mit einem 100-Euro-Schein. So vertraut wie Finotto mit Sicherheitssystemen war, wird er die Videokamera, welche die Kunden beim Betreten des Ladens filmte, sicherlich bemerkt haben.

Falls einer der seiner Komplizen sich über Finottos Ausflug geärgert haben sollte, verflog der Zorn bestimmt schnell, als Finotto auftischte. Unter der Woche waren die mindestens vier Männer in der Wohnung die meiste Zeit aufeinandergesessen; Finottos Mahl bot eine der wenigen Gelegenheiten, bei der sie sich entspannen und mit heimatlichen Gaumenfreuden amüsieren konnten. Die Männer der Turiner Schule flätzten sich auf den

niedrigen Sofas aus schwarzem Vinyl oder um den winzigen Esstisch herum. Wie zu Hause hatte Finotto die Speisen auf Platten gelegt und als Buffet auf dem Kaffeetisch angerichtet. Wein wurde ausgeschenkt, Bierflaschen wurden geöffnet. Ein paar Stunden konnten sie sich so entspannen, bevor sie sich in all der Enge einen Schlafplatz suchten. Einer bekam das enge Einzelbett, die anderen mussten sich auf den engen Sofas zusammenrollen oder in Schlafsäcken auf dem Boden liegen.
Am nächsten Tag standen die letzten Vorbereitungen für den Coup an. Sie brauchten so viel Schlaf wie nur möglich.

•••

Nach seinem Einkaufstrip am Vortag, der nicht mit Sirenen und in Handschellen geendet hatte, entspannte sich Finotto offenbar so sehr, dass er am Freitag d'Onorio auf einen allerletzten Einkaufstrip begleitete, zu einem Baumarkt in Mechelen, 20 Minuten von der Wohnung entfernt. Sie bogen auf den Parkplatz von Brico, einem gut sortierten Heimwerkermarkt, gingen langsam durch die engen Gänge und arbeiteten eine detaillierte Liste ab. Sie beluden den Einkaufswagen mit Werkzeugsätzen, einer 60 Zentimeter langen Brechstange, einer Notfallbatterie (ähnlich einer Autobatterie), einem Wechselrichter, um mit der Batterie Elektrowerkzeuge betreiben zu können, die 220 Volt Wechselstrom brauchten, einer Rohrzange, einem Bolzenschneider und sonstigen Gerätschaften. In der Abteilung für Isoliermaterial fanden sie verschiedene Styroporplatten und in der Haushaltsabteilung einen Mopp mit langem Teleskopstiel, mit dem sich auch in einem Raum mit Kuppeldach noch die letzte Spinnwebe erreichen ließ.

Der Ausflug kostete 570 Euro. Wieder bezahlten die Männer mit großen Scheinen, einem Fünfhunderter und einem Hunderter. Und zwar laut Kassenbeleg genau um 17:30 Uhr.
Währenddessen war Notarbartolo in Antwerpen ein letztes Mal im Diamantenzentrum, als einer der wenigen, die an diesem Tag noch arbeiteten. Die Gottesdienste zu Beginn des Sabbats liefen schon, auch in der sephardischen Synagoge in der Hoveniersstraat. Notarbartolo saß in seinem Büro und ging alles im Geist zum wiederholten Male durch, malte sich den Ablauf des Coups immer wieder aus. Er wartete, bis endlich der letzte Mieter seinen Arbeitstag abschließen und voll Vorfreude auf einen romantischen Abend das Gebäude verlassen würde.
Gegen 18:30 Uhr stand Notarbartolo auf und sah sich in seinem Büro um. Der Raum war so leer wie an dem Tag, als er ihn angemietet hatte. Es gab nicht den geringsten Hinweis darauf, was dort über die letzten zwei Jahre ausgeheckt worden war. Notarbartolo nahm seinen Aktenkoffer, schloss die Tür ab und ging zum Aufzug. Dort drückte er den Knopf für das zweite Untergeschoss.
Inzwischen – er war heute zum dritten Mal hier unten – hatte er sich an den hallenden Klang und das grelle Licht im Vorraum gewöhnt. Er trat an die Tagestür und suchte den Magnetalarm eingehend auf Anzeichen dafür ab, dass d'Onorios Veränderungen daran entdeckt worden wären. Soweit er es beurteilen konnte, war das nicht der Fall. Der Türöffner summte, Notarbartolo ging die wenigen vertrauten Schritte zu seinem Schließfach und öffnete es. Es enthielt keine Wertsachen, so wie es nie welche enthalten hatte. Dennoch verharrte Notarbartolo einige Zeit vor der geöffneten Tür und inspizierte den Schließmechanismus. Er drehte sich um und begutachtete den Bewegungsmelder. Seine Linse war noch immer mit einer dünnen Kruste aus der Sprühdose überzogen. Nichts war entdeckt worden.

Die Videokameras verzeichneten ihn als letzten Besucher des Tresorraums an diesem Tag. Nach seiner Inspektion ging er um 18:44 Uhr aus dem Gebäude, nur 16 Minuten bevor die Angestellten das Haus für das Wochenende verließen. Wenn der Concierge sich so verhielt wie während der letzten zwei Jahre, würde er den Tresorraum um 19 Uhr verschließen und keinen Gedanken mehr an ihn verschwenden, bis es 60 Stunden später Zeit würde, ihn wieder aufzusperren.
Als Notarbartolo an diesem Abend nach Hause schlenderte, kamen ihm Diamantäre entgegen, die zum Empfang an der Beurs voor Diamanthandel strebten. Dort würde an diesem Abend Reichtum fröhlich zur Schau gestellt, wie an etlichen anderen Orten der Stadt auch. Nur Notarbartolo wusste, dass die größte Show fern vom Auge der Öffentlichkeit stattfinden würde, zwei Stockwerke unter der Erde.

•••

Wenn je ein Ort wie eine Räuberhöhle ausgesehen hat, dann Notarbartolos Wohnzimmer am Samstag, dem 15. Februar 2003. Der Boden verschwand fast unter den ausgelegten Werkzeugen und Ausrüstungsgegenständen. In ordentlichen Reihen lagen sie da, um gezählt, abgehakt und noch mal gecheckt zu werden. Bolzenschneider, Rohrzange und Wechselrichter, Notbatterie und die große Brechstange waren zu einer Gruppe zusammengefasst. Um sie herum lagen verstreut etliche Paare Gummihandschuhe, Plastik-Wasserflaschen, einige Rollen Isolierband, elektronische Geräte, Elektrokabel und Seesäcke. Daneben Nachschlüssel, Ersatzbatterien und Tütchen mit Schrauben und Muttern.
Die Menge an Material war enorm; um den Überblick nicht zu verlieren, warfen die Männer rigoros alles weg, was sie nicht

brauchten. In der Küche quoll die Tüte mit Hausmüll schon über. Daneben standen etliche Müllsäcke mit Schachteln, Verpackungsmaterial, Quittungen, Einkaufstüten, Preisschildern und anderem Zeugs. Dem Inhalt der Tüten nach schien es, als hätte die Gruppe am Vortag Weihnachten gefeiert.

Am späten Nachmittag legten sich die Männer noch einmal hin, danach pflegten sie ihre persönlichen Rituale, die sie vor jedem Coup beachteten. Viele Kriminelle sind ziemlich abergläubisch; die Geschichte kennt dafür unzählige Beispiele. So vergossen Hochland-Banditen in Zentralindien ein wenig Schnaps am Boden, um die Dämonen des Unheils zu besänftigen. Im Europa des 19. Jahrhunderts glaubten manche Diebe, die Hand eines Toten sei ein unfehlbarer Talisman. Es heißt, Berufseinbrecher in Großbritannien trügen Kohle- oder Kreidestücke mit sich als Glücksbringer. Eine 1892 in Italien durchgeführte Studie unter 200 Mördern ergab, dass jeder einzelne von ihnen sich als tief gläubig bezeichnete und dachte, der Herr werde ihm schon beistehen, wenn er nur brav seine Christenpflichten erfüllte. Aus aktuelleren Zeiten weiß man, dass Turiner Diebe vor großen Coups Kokain schnupften, um Ausdauer und Mut zu steigern.

Für die Männer, die in Notarbartolos überfüllter Wohnung ein wenig Ruhe zu finden versuchten, bestanden die Rituale wahrscheinlich aus ein paar stummen Gebeten und vielleicht einem neutral formulierten Telefongespräch mit einem geliebten Menschen daheim. Die Bande befolgte strikte Regeln, welche Telefonate von welchem Telefon aus geführt wurden. Jedes Mitglied hatte zwei Handys, ein »persönliches«, von dem aus legitime Geschäfte getätigt oder die Frau beziehungsweise Freundin angerufen wurden. Das andere war ausschließlich für Gespräche mit den anderen Beteiligten des Coups. Geschlossene Telefonnetze dieser Art waren ein Markenzeichen italienischer Banden wie der Turiner Schule. Für jeden Coup besorgten sich die

Männer Prepaid-Handys mit neuer SIM-Karte, über die sie ausschließlich untereinander telefonierten. Nach dem Coup zerstörten sie die Telefone ebenso wie die Karten.
Spät am Abend wechselten die Männer in dunkle, aber nicht bedrohlich wirkende Kleidung. Sie planten, mit der Dunkelheit zu verschmelzen, ohne Verdacht zu erregen. Sie ersetzten ihre geliebten italienischen Lederslipper durch Sportschuhe mit weicher Sohle, die auf dem harten Fliesenboden des Tresorgeschosses weniger Krach machen würden. Ihre Gerätschaften verpackten sie in Rucksäcke und Taschen. Natürlich nahmen sie auch ein paar leere Taschen mit, die sie in den nächsten Stunden bis obenhin mit Schätzen zu füllen hofften. Sie steckten ihre Handys ein, gingen ein letztes Mal auf die Toilette und sprachen sich leise Mut zu.
Sie verließen die Wohnung getrennt und trafen sich ein paar Minuten später am Auto. Das geschah aus zwei Gründen: Erstens hätte eine größere Gruppe von schwer beladenen Männern in dunklen Gewändern möglicherweise Verdacht erregt. Und zweitens hätten sie gar nicht alle gleichzeitig in den Aufzug gepasst.
Kurz vor Mitternacht begann der Coup.

8. KAPITEL

DER COUP DES JAHRHUNDERTS

Linus: Rein – raffen – raus, was?
Rusty: Es ist ein klein wenig komplizierter.

Ocean's Eleven (2001)

Kurz vor Mitternacht gab der Mann, der Schmiere stand, grünes Licht. Die einzigen Passanten im Diamantendistrikt waren Nachtschwärmer, die eine Abkürzung zu den Bars und Restaurants am Platz nahe des Hauptbahnhofs nahmen. Die Polizisten saßen in ihrem Wachhäuschen an der Ecke Schupstraat und Lange Herentalsestraat, aber dem spärlichen Fußgängerrinnsal widmeten sie so wenig Aufmerksamkeit, dass sie sich geradeso gut auch das Tennismatch im Fernsehen hätten anschauen können.
Es wäre zu riskant gewesen, mit all ihrem Gerät durch den Diamantendistrikt zu laufen, also nahmen die Diebe ein Auto. Sie verließen die Wohnung an der Charlottalei um 23:47 Uhr. Laut Polizei müssen es mindestens drei Einbrecher gewesen sein: Notarbartolo, Finotto und d'Onorio. Die Ermittler können aber nicht ausschließen, dass noch eine vierte, nie identifizierte Person dabei gewesen ist.
Pietro Tavano fuhr die Diebe zum Diamantenzentrum. Im Gegensatz zu den anderen war er kein brillanter Einbrecher, aber

ein vertrauter Freund und verlässlicher Komplize. Jemand, der ihm übertragene Aufgaben unbeirrbar erledigte und jederzeit die Stellung hielt. Genau so jemanden brauchten sie in jener Nacht als Fahrer.

Die Fahrt dauerte etwa drei Minuten und folgte der Strecke, die Notarbartolo die vergangenen zwei Jahre zu Fuß absolviert hatte. Sicher beschleunigte sich der Puls der Diebe ein wenig, als sie an der Polizeiwache vorbeifuhren. Wenn nur das Geringste schiefging, landeten sie hinter schwedischen Gardinen, dessen waren sie sich bewusst. Wahrscheinlich stand jemand mit Blick auf das Wachhäuschen und das Garagentor des Diamantenzentrums Schmiere. Als das mit Einbruchswerkzeugen und Adrenalin gefüllte Auto sich der Kreuzung Schupstraat und Lange Herentalsestraat näherte, streiften sich die Männer Gummihandschuhe über die schweißfeuchten Hände.

Das Garagentor rollte schon nach oben, als das Auto gerade am Wachhäuschen vorbeifuhr. Da die Polizei nur ein paar Dutzend Schritte vom Seiteneingang zum Diamantenzentrum stationiert war, achtete der Schmieresteher darauf, ob dort jemand das Geräusch des sich öffnenden Tores bemerkte. Tavano fuhr an den Straßenrand und setzte die Diebe rasch und unauffällig ab wie ein Sonderkommando hinter feindlichen Linien. Die Männer schulterten ihre Taschen und duckten sich unter dem Garagentor durch, während das Auto sich schon entfernte. Das Ganze dauerte nur wenige Sekunden. Dann verschwanden die Rücklichter des Autos um die nächste Ecke und das Garagentor schloss sich.

Als das metallene Rolltor am Boden aufschlug, verhallte der Knall donnernd in den Weiten der leeren Garage. Die Männer warteten einige Momente, bis wieder totale Stille einkehrte. Der Schmieresteher flüsterte in sein Telefon, dass ihr Eindringen in

das Diamantenzentrum unbemerkt geblieben sei. Draußen lag die Straße so ruhig und verschlafen da wie zuvor.
Nachdem Tavano seine Komplizen abgesetzt hatte, fuhr er den guten Kilometer zu Notarbartolos Wohnung zurück. Er parkte das Auto, fuhr mit dem Aufzug hinauf und fing an, den Polizeifunk zu überwachen. Sollten die Einbrecher versehentlich den Alarm auslösen, würde Tavano das ebenso schnell erfahren wie die Polizei. Dann könnte er seine Kollegen anrufen und sie zumindest warnen, dass der Coup gescheitert und die Polizei unterwegs war.
In diesem Fall würden die Diebe sich sekundenschnell entscheiden müssen, ob sie durch das Garagentor aus dem Gebäude stürmen und hoffen sollten, dem sich schnell zuziehenden Netz der Polizei noch zu entgehen. Oder ob sie in den fünften Stock fliehen und sich in Notarbartolos Büro verstecken sollten. Beide Optionen waren aber nur ein letzter Strohhalm: Bei der Flucht durch die Garage würden sie fast unweigerlich der Polizei in die Arme laufen, während eine Flucht nach oben die unvermeidbare Entdeckung nur verzögerte. Die Sicherheitskameras des Gebäudes würden die Polizei schnurstracks zu Zimmer 516 führen. Wenn irgendetwas schiefging, saßen sie in der Falle.
Rasch verließen sie die Garage, denn hier war das Risiko, entdeckt zu werden, am größten. Hier konnte ihnen entweder ein schlafloser Concierge oder ein arbeitswütiger Diamantenhändler begegnen, der noch am Valentinstag-Wochenende bis spät nachts arbeitete. Später stellte sich heraus, dass die Bande trotz zweijähriger Vorbereitung zur Minimierung aller Risiken am Ende schlicht Riesenglück hatte: Wären sie nur ein paar Minuten später gekommen, wäre ihnen Jacques Plompteux über den Weg gelaufen. Obwohl der Concierge eigentlich Dienst rund um die Uhr hatte, verließ er das Gebäude – wie er später der

Polizei gestand – etwa um Mitternacht, um mit seinem Schwager auf dem Platz in Bahnhofsnähe einen trinken zu gehen.
Zügig steuerten die Diebe die Tür zu Block C an. Jetzt würde sich herausstellen, ob der eigens angefertigte Nachschlüssel auch funktionierte. Allesamt hielten sie den Atem an, als einer der Bande den Schlüssel ins Loch steckte und drehte. Das Schloss öffnete sich problemlos.
Hätte irgendjemand die Bilder der Sicherheitskameras im Diamantenzentrum live angesehen, wären ihm drei oder vier dunkle Gestalten aufgefallen, die schwere Taschen durch die schummrigen Gänge schleppten. Doch zum Glück für die Diebe überwachte nachts und an Wochenenden ja niemand die Bilder. Die Sicherheitszentrale stand leer, die Monitore waren abgeschaltet.
Notarbartolo führte die anderen durch die dunklen, stillen Korridore des Diamantenzentrums. Schließlich kannte er das Gebäude am besten. Es muss ein tolles Gefühl für ihn gewesen sein, endlich dem Blick der Kameras entkommen zu sein und ganz ungeniert ein Verbrechen begehen zu können. So leise wie möglich huschten die Diebe zum Treppenhaus, öffneten die Tür behutsam, um im hallenden Schacht des Treppenhauses möglichst wenig Krach zu machen, schlüpften hindurch und schlossen sie ebenso leise wieder.
Um 00:14 Uhr telefonierte Notarbartolo mit Tavano, berichtete ihm von ihrem Fortschritt und erfuhr, dass der Funkverkehr der Polizei nach wie vor unauffällig war. Nichts deutete darauf hin, dass sie entdeckt worden waren. Am unteren Ende der Treppen werden die Männer noch einmal durchgeschnauft haben. Hier hingen keine Kameras, in den 15 Stockwerken des Treppenhauses über ihnen rührte sich nichts. So weit, so gut.
Genau wie d'Onorio es ein paar Tage zuvor gemacht hatte, betraten die Männer den dunklen Vorraum und verhüllten die

Kamera, bevor sie das Licht einschalteten. Dann stellten sie ihre Taschen ab und öffneten sie. D'Onorio holte die Metallplatte heraus und legte sie vorsichtig über die Magnete des Alarms. Er packte die Magnete und zog sie an sich. Mit einem schmatzenden Geräusch lösten sie sich vom Klebeband, das sie an Tür und Rahmen festgehalten hatte. Wie vorgesehen blieben die Magnete beieinander und baumelten an ihren Kabeln von der Decke. Jetzt konnten die Männer die Tresorraumtür öffnen, ohne Alarm auszulösen.

Als Nächstes begaben sie sich in die Ecke des Raums links von der Tür. Sie bogen eine der dünnen weißen Platten der Zwischendecke zur Seite, über der Elektrokabel und Belüftungsrohre verliefen. Vermutlich entfernten sie etwas aus dem Hohlraum, das d'Onorio in der Nacht des 10. Februar dort versteckt hatte. Allerdings gingen sie etwas zu grob vor und verbogen die Platte. Vor dem Coup war sie nicht beschädigt gewesen. Die Polizei vermutet, dass die Diebe hier aller Wahrscheinlichkeit nach eine Kamera versteckt hatten. Denn eigentlich gab es dort oben nichts von Interesse, weder Video- noch Alarmkabel. Vielleicht war die Kamera auf die Drehscheibe an der Tresortür gerichtet und sollte aufnehmen, welche Kombination eingegeben wurde. Das würde erklären, woher die Diebe die richtigen Zahlen kannten.

Doch spricht auch einiges gegen diese Theorie. Vor allem der Umstand, dass die Drehscheibe von einem Gehäuse umgeben war, das die Zahlen abschirmte. Der Concierge musste direkt über der Drehscheibe stehen und durch ein kleines Fenster in der Abdeckung hinabblicken, um die Zahlen erkennen zu können. Von außen waren sie nicht zu sehen. Selbst von direkt oberhalb nicht: Der Kopf des Concierge hätte sich zwischen Kamera und Drehscheibe befunden.

Falls die Kamera aber links oberhalb der Drehscheibe versteckt war, nicht senkrecht darüber, hing sie möglicherweise perfekt. Für Aufnahmen aus dieser Perspektive würde man am besten eine winzige Linse verwenden, die über ein Glasfaserkabel mit einem Rekorder verbunden ist.

Diebe aus dem Umfeld der Turiner Schule haben erwiesenermaßen mit dieser Technik gearbeitet. So haben die Täter bei einem Einbruch in ein Turiner Juweliergeschäft ein Loch in das Schloss eines Safes gebohrt, ein Kabel mit Glasfaser-Optik hindurchgefädelt und dann von hinten einfach die Kombination des Schließmechanismus' abgelesen. Hätte d'Onorio eine solche Kamera mit einem Laptop verbunden, hätte er ihren Blickwinkel möglicherweise perfekt einstellen können.

Doch es gab noch ein weiteres Problem: Die Linse im Fenster über der Abdeckung war so beschaffen, dass man die Zahlen nur aus einer ganz bestimmten Entfernung lesen konnte. Bilder aus größerer Entfernung wären, selbst wenn sie aus dem richtigen Winkel aufgenommen wären, völlig nutzlos. Paul de Vos, der sich mit dem Tresor beschäftigte, seit er drei Jahrzehnte zuvor eingebaut worden war, erklärte später: »Meiner Ansicht nach ist es unmöglich, eine Kamera so zu installieren, dass sie die Kombination lesen kann, während jemand sie eingibt. Man kann die Zahlen einfach nicht erkennen, solange man das Auge nicht direkt vor das Fenster hält.«

Einer anderen Theorie zufolge habe Notarbartolo die Kombination auf andere Weise herausbekommen und sich mit der Kamera nur vergewissern wollen, dass nicht unmittelbar vor dem Coup noch etwas geändert wurde. Nur vier Leute kannten die Zahlen – Jorge Dias de Sousa, Jacques Plompteux, Julie Boost und Marcel Grünberger. Wobei Grünberger später der Polizei gegenüber angab, er hätte sie vergessen. Agim de Bruycker zufolge habe ein Concierge – welcher, verriet der Ermittler nicht

– gestanden, die Kombination auf einem Zettel aufgeschrieben und diesen in seiner Brieftasche verwahrt zu haben. Die Polizei zog in Betracht, dass Notarbartolo davon erfahren und jemand beauftragt haben könnte, die Brieftasche des Concierge zu stehlen.

Die vielleicht erstaunlichste Theorie, die von der Versicherungsexpertin Denice Oliver aufgebracht und von den Ermittlern nicht widerlegt werden konnte, lautet: Die Kombination wurde nie verstellt. Damit ein Kombinationsschloss überhaupt Sinn hat, muss man die eingestellten Zahlen nach Verschließen der Tür natürlich ändern. Jeden Abend hätte der Concierge die Scheibe also ein paarmal hin und her drehen und die Zahlen verstellen müssen. Nur dann würde sich die Tür erst wieder nach Eingabe der richtigen Kombination öffnen lassen – vier Drehungen nach rechts, drei nach links, zwei nach rechts und noch einmal nach links. War die Tür geschlossen und mit dem Schlüssel versperrt, die Kombination aber nicht verstellt, dann reichte lediglich der Schlüssel, um sie wieder zu öffnen.

Im Gegensatz zu anderen Tresortüren löschte die LIPS-Tür den eingestellten Code nicht automatisch, sobald sie geschlossen wurde. Diese Auto Scramble (»Selbst-Verstellung«) genannte Funktion hätte die Concierges gezwungen, den Code jedes Mal einzugeben, wenn sie die Tresortür öffneten. Pieter de Vlaam, der für Erprobung und Zertifizierung zuständige Manager bei LIPS, erklärte: »Die Auto-Scramble-Funktion wird selten eingebaut, da sie eine komplizierte Mechanik zwischen Schloss und Schließbolzen erfordert. Beim Umgang mit mechanischen Kombinationsschlössern braucht es einfach Disziplin – Prozeduren, die sicherstellen, dass das Schloss auch versperrt ist und ein häufiges Wechseln der Kombination. So erklärt sich auch, warum sich elektronische Schlösser durchgesetzt haben: Sie zwingen den Benutzer automatisch zu Disziplin. In anderen Worten: Es

ist gut möglich, dass die Concierges sich allein auf den Schlüssel verlassen haben. Das Kombinationsschloss wäre in diesem Fall so effektiv gewesen wie ein nicht angelegter Sicherheitsgurt.«

Sollten die Concierges die Kombination tatsächlich gar nicht verstellt haben, wäre das Notarbartolo bei seinen abendlichen Besuchen im Tresor sicher aufgefallen, bei denen er die Prozedur des Abschließens genau ausspähte. Oder die Bande erlebte einen weiteren Heureka-Moment, als sie Aufnahmen der versteckten Kamera über der Tresortür ansah.

Wie auch immer es die Turiner Schule bewerkstelligte – durch Hightech-Glasfaser-Spionage, durch Lowtech-Abschreiben des Codes vom Zettel in der Brieftasche eines Concierge oder dank der Faulheit eines Concierge, der es nicht für nötig befand, die Tür vollständig abzusperren –, auf jeden Fall war der richtige Code eingestellt, als die LIPS-Tür in den frühen Morgenstunden des 16. Februars 2003 aufschwang.

Zuvor waren die Einbrecher der Polizei zufolge aber noch auf ein Problem gestoßen, wenn auch ein kleineres: Ein nachgemachter Schlüssel zur Tür des Lagerraums schloss nicht. In solch einem Fall ist es gut, wenn man zur Sicherheit eine 60 Zentimeter lange Brechstange dabei hat. Nach Ansicht der Polizei beschlossen die Turiner, die Tür kurzerhand aufzubrechen, statt das Schloss mühsam per Hand aufzupfriemeln. Das wäre auch reine Zeitverschwendung gewesen, denn die windige Tür brach widerstandslos um das Schloss herum. Nur der Knall splitternden Holzes muss im gekachelten Vorraum gehallt haben wie ein Schuss. Nachdem sie die Tür aufgebrochen hatten, stiegen die Männer an Wasserballons und Farbeimern vorbei und nutzten die Brechstange ein weiteres Mal, um den Schlüsselkasten an der Wand zu öffnen. Darin hing der vollständige Schlüssel – mit Schaft und Bart –, genau wie Notarbartolo vorhergesagt hatte.

Der Schlüssel glitt in die Tür und nach ein paar Drehungen am Rad hatten sich die Riegel, die sie im Türrahmen festhielten, aus ihren Bohrungen zurückgezogen. Die LIPS-Tür war entsperrt.
In den nächsten Augenblicken müssen die Männer tief durchgeatmet und sich voll konzentriert haben. Wahrscheinlich hob einer von ihnen den sabotierten Magnetalarm zur Seite, damit er beim Öffnen der Tür nicht im Weg hing. Ein anderer hielt die Brechstange, bereit, die Tagestür aufzustemmen. Alle trugen Stirnlampen, die aber ausgeschaltet waren. Als alle bereit und am richtigen Platz standen, schaltete einer die Lichter aus und tauchte den Vorraum in tiefste Dunkelheit.
Riesiger finanzieller Aufwand, unzählige Entwicklungsstunden und jahrhundertelanger technischer Fortschritt hatten Leute wie Notarbartolo & Co. vom Tresorraum fernhalten sollen. Und doch schwang die schwere, 30 Zentimeter dicke Tür jetzt auf ihren Angeln nach vorn. Eine Bombe hätte die Tür nicht überwinden können, ohne das ganze Gebäude zu zerstören. Doch die Turiner Schule hatte nichts weiter als Geduld, Einfallsreichtum und Entschlossenheit gebraucht. Dabei hatte nicht die Tür versagt, versagt hatten die menschlichen Sicherheitssysteme um sie herum.
Für die Männer, die den Tresorraum nie betreten hatten, muss es ein seltsames Gefühl gewesen sein, die Schatzkammer direkt vor sich zu wissen – und dennoch außer Griffweite, bis die letzten Sicherheitsvorkehrungen ausgeschaltet waren.
Niemand außer den Dieben selbst weiß, ob die Dunkelheit vollkommen war. Wegen des Lichtsensors kam es nicht infrage, Taschen- oder Stirnlampen einzusetzen. Aber vielleicht benutzten die Männer Rotlichtlampen. Rot liegt an einem Extrem des Spektrums sichtbaren Lichts; noch langwelligeres Licht heißt Infrarot und ist für das menschliche Auge unsichtbar. In den Monaten vor dem Coup hatte die Turiner Schule sich ausführlich

mit Lichtsensoren beschäftigt, vielleicht haben die Männer ja herausgefunden, dass der Sensor auf die niedrigere Frequenz des roten Lichts nicht oder zumindest zögerlicher ansprang. Möglicherweise haben sie auch Nachtsichtgeräte benutzt, teure Hightech-Brillen, wie sie Soldaten und Jäger verwenden, um in der Dunkelheit sehen zu können.

Das Schnappschloss an der Tagestür gab ein lautes »Klack« von sich, als es aufgestemmt wurde. Einer der Männer stieß die Tür auf und blockierte sie mit einer Farbdose aus dem Lagerraum, damit der pneumatische Schließmechanismus sie nicht wieder schloss. Noch bevor die Lichter ausgegangen waren, hatte einer der Einbrecher – Finotto würde sich aufgrund seiner Größe für den Job angeboten haben – schon das dicke Isolierband zur Hand genommen. Damit ging er jetzt in die Mitte des Raums, langte zur Decke und verdeckte den Lichtsensor mit zwei, drei Schichten Klebstreifen.

Nun durften die Männer das Licht einschalten. Als ihre Augen sich an das plötzliche grelle Licht der Neonröhren gewöhnt hatten, sahen alle außer Notarbartolo den Tresorraum zum ersten Mal mit eigenen Augen. Bisher hatten sie ihn nur aus den heimlich gedrehten Videos gekannt. Nun standen sie hier, geduckt an der Schwelle wie Sturmtruppen vor dem Angriff auf eine feindliche Stellung.

Einen langen Augenblick verharrten sie ganz still und lauschten, ob schwere Stiefel heranstürmten. Alles blieb still – der Einbruch war noch immer nicht entdeckt worden. Erleichtert machten sie sich wieder an die Arbeit. Jetzt galt es, die Styroporplatte am Stiel in die richtige Position zu bringen. Der Stiel stammte von einem Edel-Staubwedel von geradezu lächerlicher Länge, normalerweise dazu gedacht, Spinnweben noch aus den hintersten Ecken von Kuppelgewölben zu entfernen. Der Wedel

selbst war schon längst entsorgt worden, nun steckte die Styroporplatte am Ende des Teleskopstiels.
Die Platte immer zwischen sich und dem Bewegungsmelder haltend, kroch einer der Männer in den Tresorraum, wie ein Jäger mit Speer auf Löwenjagd. Obwohl der Infrarotsensor mit einem Spray verklebt worden und vermutlich ziemlich blind war, bewegte der Einbrecher sich im Zeitlupentempo. Die Bewegung der Styroporplatte, so langsam sie auch war, wäre zwar vom Mikrowellenradar des Melders registriert worden, doch Alarm würde erst ausgelöst, wenn gleichzeitig auch der Infrarotmelder anschlug.
Die Platte passte perfekt über das weiße Kästchen. Styropor für ein paar Euro, ein Sieben-Euro-Mopp, ein Stück Altmetall, ein paar Streifen schwarzes Klebeband und eine Spraydose hatten genügt, um die gesamte Alarmanlage des Diamantenzentrums schachmatt zu setzen. Die Gesamtausgaben für diese Kleinteile lagen unter dem, was die Diebe für ein Mittagessen in einem der Restaurants am nahe gelegenen Platz hätten rechnen müssen.
Notarbartolo rief Tavano um 00:33 Uhr an und teilte ihm mit, dass sie jetzt im Tresorraum seien. Nach allem, was Tavano dem Polizeifunkverkehr entnehmen konnte, war ihnen noch immer niemand auf der Spur.
Bevor sich die Diebe an das Öffnen der Schließfächer machten, das sie natürlich nicht hatten proben können, blieb noch eine letzte Aufgabe zu bewältigen. Während seiner vielen Erkundungstrips war Notarbartolo aufgefallen, dass im Tresor direkt hinter der Tür eine ganze Reihe von Drähten in die Zwischendecke lief. Er sorgte sich, dass sie zu einem weiteren Alarm führen könnten, der bisher seiner Aufmerksamkeit entgangen war.
Also nahmen die Diebe ein paar Platten der Deckenverkleidung heraus und sahen nach. Ein Bündel bunter Drähte wurde teilweise aus der Decke gezogen und, wie Peys es später formulierte,

»manipuliert«. Allerdings hielten die Männer sich nicht lang mit den Drähten auf, vermutlich weil sie schnell merkten, was die Polizei erst von der Gebäudeverwaltung und der Sicherheitsfirma erfuhr: dass die Drähte zu keinem Alarmsystem gehörten. Tatsächlich fand sich im Verlauf der ganzen Ermittlung niemand, der wusste, wofür sie gut waren.

»Wir haben wirklich jeden gefragt«, erklärte Peys, »aber niemand hatte eine Ahnung. Die Manipulation der Drähte brachte gar nichts. Sie hatten nichts mit dem Alarm zu tun, nichts mit dem Licht, nichts mit einem Sensor.« Erleichtert, dass die Drähte keine Bedrohung darstellten, ließen die Diebe sie einfach lose hängen. Sie machten sich auch nicht mehr die Mühe, die Deckenplatten wieder einzusetzen.

Die Zeit verrann und die Hauptarbeit lag noch vor ihnen. Die Männer brachten ihre schweren Taschen aus dem Vorraum in den Tresorraum und begannen auszupacken. Bald war der Boden mit Reisetaschen, Rucksäcken, Wasserflaschen und den verschiedensten Werkzeugen übersät.

Da zum Öffnen jedes Schließfachs sowohl ein eigener Code als auch ein Schlüssel erforderlich war, hatten die Männer die Option, subtil vorzugehen, sehr bald verworfen. Es war schlicht unmöglich, innerhalb von ein paar Stunden Codes und Schlösser von fast 200 Einzelsafes zu knacken. Bohren war zeitaufwendig und immer mit dem Risiko verbunden, dass der Erschütterungsalarm ausgelöst würde. Nur für den Fall, dass ihre Konstruktion nicht funktionierte, hatten die Männer die schwere Batterie, den Wechselrichter, Bohrer und ein Schweißgerät mitgebracht, um sich durch die Türen der Schließfächer zu arbeiten. Aber ihre Hoffnungen ruhten auf ihrer selbst gebastelten Vorrichtung.

Diese setzten sie in der Mitte des Tresors zusammen. Die Zugvorrichtung bestand aus einer etwa 30 Zentimeter langen Aluminiumstange mit quadratischem Querschnitt. An beiden Enden

standen rechtwinklig zwei Metallbeine von etwa zehn bis zwölf Zentimetern Länge ab. Wenn sie am Boden stand, wirkte diese Klammer wie eine simple Spielzeugbrücke.
Durch einen Schlitz in der Mitte der Querstange zwischen den beiden Beinen führten die Diebe einen langen Stahlbolzen mit einer dünnen Metallspitze am Ende, durch die ein Loch gebohrt war. Dann wurde ein weiteres Metallstück am dünnen Ende des Bolzens befestigt, das wie eine Klammer geformt war. Es hing an einem Scharnier, das es ermöglichte, die Klammer an der Spitze des Bolzens unabhängig zu drehen.
An das andere Ende des Bolzens – an den Teil, der durch die Oberseite der Querstange ragte – schraubten sie einen soliden Metallstöpsel von Größe und Form etwa einer großen Taschenlampenbatterie. Daran befestigten sie seitlich zwei schmale Metallrohre, parallel zu der Querstrebe. Diese Rohre dienten als Drehgriff: Drehte man sie nach rechts, wurde die am Bolzen befestigte Klammer von der Querstrebe weggedrückt, drehte man sie nach links, wurde sie zur Querstrebe gezogen. Zuletzt wurde ein Stahldorn mit einer schmalen Zunge in der Klammer befestigt. Der Dorn war nach dem Vorbild von Notarbartolos Schließfachschlüssel geformt und würde als Haken dienen, mit dem die Tür aufgezogen würde.
Das Gerät erinnerte an einen überdimensionierten Korkenzieher – und es funktionierte nach dem gleichen Prinzip. Einmal zusammengebaut, wurde es über einer der Schließfachtüren angesetzt, die Beine direkt ober- und unterhalb der Tür. Die Fächer waren zwar unterschiedlich hoch, doch dank der verstellbaren Beine ließen sich die großen Türen ebenso leicht öffnen wie die briefkastenfachähnlichen. Der Dorn wurde ins Schlüsselloch gesteckt und gedreht, sodass die Zunge in den Schließzylinder eindrang. Dann drehten sie den Griff links herum und zogen damit die Klammer samt Dorn zu sich her. Damit wurde das

ganze Schloss nach außen gezogen. Sobald die Zunge fest an das Schloss gepresst war, ließ sich der Griff immer schwerer drehen. Der Zug war jetzt so groß, dass die Vorrichtung nicht mehr festgehalten werden musste; die »Brücke« klemmte von selbst am Platz, senkrecht zum Boden stehend. Jetzt mussten sie nur noch kräftig genug weiter am Griff drehen, während der Riegel sich immer stärker verbog und die Tür immer weiter nach außen gezogen wurde.

Da Finotto bei Weitem der stärkste der Männer war, fiel es wahrscheinlich ihm zu, den Drehgriff zu bedienen. Mit seiner gewaltigen Kraft mühte er sich ab, als versuche er, festgerostete Muttern an einem Autoreifen zu lösen. Die Tür verzog sich nicht, aber sie begann sich zu öffnen, aufgezogen am ins Schloss steckenden Stahlstift. Sich verbiegendes Metall ächzte, während der Riegel immer weiter verbogen wurde und allmählich an seiner Führung entlangschabte. Dann das laute Knacken von Plastik im Schließfach, als die Abdeckplatte nachgab.

Schließlich – peng! – sprang die Tür mit dem Knall eines Silvesterböllers auf. Doch der Krach störte die Männer nicht: Die Erschütterungsmelder reagierten nicht auf einzelne Schläge, sonst würde es jedes Mal Alarm geben, wenn jemand einen Goldbarren fallen ließ. Und Jacques' Wohnung lag sechs Stockwerke über dem Tresorraum, in einem anderen Gebäude. Er konnte unmöglich etwas mitbekommen. Obwohl der andere Concierge, Jorge Dias de Sousa, dienstfrei hatte, bestand allerdings die Möglichkeit, dass er sich in seiner Wohnung aufhielt. Doch auch sie lag vier Stockwerke weiter oben, im zweiten Stock von Block B.

Gespannt scharten sich die Diebe um das Schließfach. Was es wohl enthielt? Ein weißes Diamantenbriefchen wurde liebevoll aufgefaltet. Und dann hielt die Turiner Schule endlich Diamanten in ihren behandschuhten Fingern. Geschliffene

Diamanten warfen das nüchtern weiße Licht des Tresorraums in einem Schauer von Regenbogenfarben zurück.
Während die Männer ein Fach nach dem anderen aufbrachen, begann sich die Beute zu türmen. Ein Fach enthielt 17 Diamanten, alle knapp unter zwei Karat – bis auf einen, der fast drei Karat hatte. Im gleichen Fach lagen auch eine Schachtel mit einer Weißgoldkette, eine chinesische Tasche mit Familienjuwelen, ein Armkettchen, einige Damenuhren, ein Paar Diamantohrringe, zwei Bulgari-Uhren (eine Damen-, eine Herrenuhr), ein diamantbesetztes Armkettchen in einer Plastiktüte und eine weitere Tüte mit verschiedenen Gold- und Weißgoldringen mit Diamanten. Schließlich fanden sie noch 8000 US-Dollar in bar.
Sie setzten das Werkzeug am nächsten Fach an und öffneten es mit einem weiteren Knall. Dort erbeuteten sie eine Brosche mit Marquiseschliff-Diamanten, einen Barren massives Gold, ein Goldmedallion mit der Inschrift »Frans«, goldene Ohrringe, goldene Manschettenknöpfe und eine goldene Rolex. Darüber hinaus lagen zwei weitere goldene Uhren im Fach, eine davon mit 20 Diamanten besetzt, goldene Anhänger mit Amethysten und Perlen sowie Goldmünzen, einige davon mit dem Abbild König Baudouins von Belgien, der von 1951 bis 1993 die Krone getragen hatte. Dieses Fach barg auch einen Schatz an Edelsteinen, viele davon in den Blisterpacks der Zertifizierer HRD und GIA. Sorgsam gefaltete Diamantenbriefchen enthielten Dutzende loser Steine der verschiedensten Schliffe – Marquise, Herz, Tropfen, Brillant – und Karatzahlen von einem halben bis über vier Karat. Zu dieser Sammlung gehörten auch ein seltener hexagonaler einkarätiger schwarzer Diamant und etliche Industriediamanten.
Schnell fielen die Räuber in eine wohlorganisierte Routine. Einer von ihnen öffnete die Fächer, so schnell er konnte, während die

anderen die Beute sortierten. Ihre Arbeit wurde begleitet vom mittlerweile gewohnten Knallen, wenn wieder eine Tür aufsprang. Diamanten kamen in eine separate Tasche, ebenso Uhren, Schmuck und Bargeld. Die Einbrecher wussten, dass sie wählerisch sein mussten, darum schlüpfte Notarbartolo in die Rolle eines Schnellgutachters, der entschied, welche Steine sie mitnehmen und welche sie dalassen würden. Denn warum sollte man sich mit Industriediamanten abschleppen, wenn man stattdessen viel wertvollere Edelsteine mitnehmen konnte?
Sollte der Adrenalinspiegel bei der Turiner Schule nach dem erfolgreichen Einbruch in den Tresor abesunken sein, so stieg er jetzt sicher wieder an. Für die Männer war es das beste Fest ihres Lebens, jedes neu geöffnete Fach wurde mit angehaltenem Atem und aufgerissenen Augen untersucht.
Ein Fach enthielt ausschließlich Diamanten, 140 Stück. Sie wurden in die Stofftasche geworfen, wie Kies in einen Sandsack. Ein anderes Fach war vollgestopft mit dicken Bündeln Dollar- und Euroscheinen, 20 Goldmünzen aus Napoleons Zeiten, einem Satz von zusammenpassenden Damen- und Herrenuhren und Armbändern, einigen Goldketten mit goldenen Anhängern, einer langen Perlenreihe sowie drei schweren, soliden Goldbarren. In einem dritten Fach lagen Aktien, goldene ECUs – die Vorläufer des Euro – eine goldene Krawattennadel, eine Brosche mit Rubinen, eine mit Diamanten, ein Diamantarmband und ein Set aus Armkettchen und Ohrringen, alle mit Diamanten. In verschiedenen Kästchen fanden sich Ketten, Armbänder und Ringe aus Gold. Ein Kuvert, auf dem der Name Estelle stand, enthielt mehrere goldene Schmuckstücke.
Die Diebe leerten den Umschlag und warfen ihn mitten im Raum auf den Boden, ebenso wie alle anderen Behältnisse, die sie in den Fächern fanden, von der Zigarrenschachtel aus Karton bis zum teuren Juwelenetui aus Samt. Bald lagen überall über den

Boden verstreut leere Seidenbeutel, filzbezogene Etuis von Ringen, feuerfeste Schubladen aus Metall, Lederhandtaschen, Umhängetaschen aus Leinen, Aktenkoffer und selbst Tupperware-Dosen. Auf diesen wachsenden Haufen warfen die Diebe Bilder, Briefe, Rechnungen, Geschäftsbücher, Firmenunterlagen, billigen Schmuck, persönliche Gegenstände, Kreditkarten, mindestens einen Pass und sogar einen Satz Patronen. Diese Gegenstände bedeuteten ihren Eigentümern zwar so viel, dass sie sie in einem unterirdischen Tresor wegschlossen, aber für die Diebe waren sie im Vergleich zu den erbeuteten Diamanten und dem Bargeld wenig wert.

Außer wenn die Fächer Geschäftsunterlagen enthielten, wussten die Diebe nicht, wen sie gerade bestahlen. Zu ihren Opfern gehörten Privatleute ebenso wie große Firmen. Aus dem Fach von Fay Vidal, der langjährigen Angestellten von IDH Diamonds, raubten sie etwa ein goldenes Zigarettenetui, einen Ehering, eine Turmalinklammer mit eingebetteten Smaragden und ein Säckchen Diamanten von insgesamt etwa zehn Karat. Selbst das Fach von Julie Boost, der Gebäudemanagerin, plünderten sie. Sie erbeuteten wertvollen Schmuck, darunter eine Weißgolduhr mit Diamanten, Goldketten, drei Diamantringe und eine Goldbrosche.

Die meisten aufgebrochenen Schließfächer gehörten Privatpersonen, aber gelegentlich stießen die Männer auch auf das Fach einer großen Diamantenfirma. Die quollen dann geradezu über von glitzernden, blendenden Steinen, die oft das gesamte Firmenvermögen darstellten. Die Diebe sackten jedes einzelne Karat ein.

Eines dieser Fächer enthielt 112 riesige Rohdiamanten, so groß wie Kiesel, die man über das Wasser springen lässt. Es handelte sich um De Beers Specials der letzten Auktion und eigentlich gehörten die Steine der Pluczenik Diamond Company, einem der

größten Sightholder bei De Beers. Eine andere Firma, Exclusive Diamonds, verlor lose Steine im Gesamtgewicht von 381 Karat, während eine dritte Firma, Emrusadiam, fast 3000 Karat verlor. Von Diabel stahlen die Diebe ein Päckchen mit neun Diamanten im Wert von 31 000 US-Dollar, eine Schachtel mit 17 Diamanten im Wert von 68 000 US-Dollar und ein ganzes Füllhorn von losen farbigen Steinen, »Fancies« genannt, die Tönungen von Kanariengelb bis Cognacbraun aufwiesen. Capital Diamonds schätzte seinen Verlust auf eine halbe Million Dollar in Diamanten. Die Taschen der Diebe füllten sich schnell, weil viele geschliffene Steine in Plastikverpackungen steckten. Die nahmen zwar Platz weg, machten die Steine aber wertvoll, weil sie ihre Echtheit garantierten.

Ebenso wie die Räuber erkannten, wenn sie einen Großhändler bestohlen, wussten sie auch, wann sie das Fach eines Juweliers erwischt hatten. Denn deren Fächer quollen geradezu über mit glitzernden Ringen, Ketten und Armbändern. In einem Fach fand sich eine 100 Gramm schwere Goldarmkette von Cartier, deren Materialwert allein 10 000 Dollar betrug, ein goldenes Kettchen mit einem Anhänger, auf dem »Sony« stand, und ein Ring mit den Initialen J.H. In einem weiteren Fach stießen die Diebe auf ein diamantbesetztes Feuerzeug, einen goldenen Davidstern und ein Bündel israelischer Schatzbriefe. Aus einem anderen Fach quollen etwa eine Million US-Dollar in bar.

Die Turiner Schule öffnete 40 Fächer, dann 50, dann 60. Die Männer hielten nur kurz inne, um sich am Schließfachöffner abzuwechseln, weil diese Arbeit äußerst anstrengend war. Sie tranken das mitgebrachte Mineralwasser und warfen die leeren Flaschen auf den Abfallberg mit den geplünderten Tüten und Schachteln. Durch ihre Arbeit stieg sicher die Temperatur im Tresorraum, doch solange die Styroporplatte an Ort und Stelle blieb und ihre Bewegungen verdeckte, brauchten sie sich um den

Alarm nicht sorgen. Regelmäßige Anrufe bei ihren Kollegen draußen bestätigten, dass die Straßen von Antwerpen so ruhig und verschlafen dalagen wie immer. Niemand ahnte, was in dem unterirdischen Tresorraum vorging.

Das Einzige, was sich im Diamantenzentrum sichtbar bewegte, war Jacques Plompteux, als er gegen 2 Uhr mit seinem Schwager von ihrer Kneipentour heimkehrte. Ohne es zu ahnen, nahmen sie den gleichen Weg ins Gebäude wie die Turiner Schule: durch das Garagentor und die Tür zu Block C. Plompteux gab später der Polizei gegenüber an, er sei mit seinem Schwager direkt in die Wohnung und bald zu Bett gegangen. Gleichzeitig fand im zweiten Untergeschoss der größte Coup der Geschichte statt. Eine halbe Stunde später betrat auch Jorge – der zwar nicht im Dienst war, aber bei seinen Eltern zu Abend gegessen und danach mit einem Freund noch einen gehoben hatte – das Diamantenzentrum. Er sagte später bei der Polizei aus, auf dem Weg in seine Wohnung nichts Ungewöhnliches gesehen oder gehört zu haben.

Unten im Tresorraum gab es indes plötzlich Komplikationen: Der Fachöffner brach mit dem unverkennbaren Kreischen abscherenden Metalls. Der Stahldorn, der die Tür am Schloss nach außen ziehen sollte, war abgebrochen, ohne die Tür auch nur einen Millimeter bewegt zu haben. Es handelte sich aber nur über ein vorübergehendes Problem, die Turiner Schule ließ sich von Materialversagen nicht aus dem Konzept bringen. Kurzerhand wurde aus einer Tasche ein neuer Dorn geholt. Sie hatten sicherheitshalber mehrere mitgebracht, nur für den Fall, dass das Instrument nach einer gewissen Zeit abgenutzt war und brach.

Was sie nicht wussten: Nicht Materialermüdung war schuld, dass der Dorn kaputt ging. Das Schließfach, an dem er sich die Zähne ausgebissen hatte, war eines der wenigen, die der

Schlosser Paul de Vos im Laufe der Jahre aufgerüstet hatte. Bei dieser neueren Tür bedeckte keine Plastikplatte den Schließmechanismus im Inneren, sondern eine Platte aus verstärktem Stahl. Hätte das Diamantenzentrum auf de Vos' Warnungen reagiert und alle Abdeckungen durch solidere ersetzt, hätte der Fachöffner gar nicht funktioniert.

Die Diebe standen vor einem Rätsel. Die meisten Türen öffneten sich ohne großen Widerstand, doch einige rührten sich überhaupt nicht. Sie warfen die gebrochenen Dorne auf den großen Müllhaufen und wandten sich anderen Schließfächern zu. Obwohl sie schnell ein riesiges Vermögen in den Taschen zu ihren Füßen angehäuft hatten, dachten sie gar nicht daran, aufzuhören, bevor es Zeit würde zu verschwinden.

Gelegentlich enthielt ein einzelnes Fach größere Schätze als jedes Juweliergeschäft, das sie je in Turin ausgeraubt hatten. Aus einem holten sie einen Platinring mit Steinen von mehr als sieben Karat, einen vierkarätigen Diamanten im Marquiseschliff, eine Perlenkette, goldene Armbänder, Ketten, einen Umschlag mit 22 000 Euro, Päckchen mit Rohdiamanten von insgesamt etwa 200 Karat und eine originelle Brosche, die einen Vogel in seinem Nest aus Gold und Diamanten darstellte.

Der Tresorraum sah aus, als wäre dort eine Bombe hochgegangen, mit Schrapnell aus Edelsteinen und Gold. Im ganzen Raum sah man die gähnenden Öffnungen aufgebrochener Schließfächer. Auf dem Boden herrschte ein wildes Durcheinander von leeren Taschen und Schachteln, dazwischen lagen Reife, Ringe, Goldbarren und lose Diamanten. Als sich ihre Taschen mit immer mehr Schätzen füllten, mussten die Diebe genau auswählen, was sie mitnehmen wollten. Um Platz für die wertvollsten Gegenstände zu schaffen, mussten sie einige weniger wertvolle Stücke opfern.

Im Schloss von Fach Nr. 25 brach ein weiterer Dorn ab. Möglicherweise der letzte Ersatzdorn. Es war kurz vor Morgengrauen; die Einbrecher hatten etliche Stunden hart und unter großer Anspannung gearbeitet. Sie hatten 109 der 189 Schließfächer des Diamantenzentrums aufgebrochen. Notarbartolos eigenes Schließfach gehörte zu den noch intakten; es befand sich in einem größeren Bereich von Fächern, welche die Turiner Schule nicht mehr geschafft hatte zu öffnen.

Die Männer waren seit ihrem – vermutlich schlechten – Schlaf in der Nacht von Freitag auf Samstag wach. Doch selbst der Effekt des Adrenalins und die Euphorie darüber, ungezählte Millionen in Gold und Diamanten gestohlen zu haben, hielten nicht ewig an. Schon wurden die Männer zusehends unbesonnen und bald würden sie den Punkt totaler Erschöpfung erreichen. Doch noch lagen etliche Risiken vor ihnen. Sie mussten sich davonstehlen, solange es draußen noch dunkel war. Sie konnten nicht riskieren, im Verkehr stecken zu bleiben oder von einem Frühaufsteher, der seinen Hund noch vor dem Gottesdienst Gassi führte, beim Verlassen des Diamantenzentrums beobachtet zu werden. Außerdem mussten sie sich davonmachen, solange die Concierges noch sicher schliefen – auch wenn beide nicht gerade wie der Typ wirkten, der sonntags früh aus den Federn sprang.

Der Abgang würde nicht ganz einfach sein, nicht zuletzt weil die Männer eine schwere Last an Schätzen und Geräten aus dem Gebäude zu schaffen hatten. Einige Werkzeuge wurden geopfert, damit mehr Platz für Beute war. So ließen die Männer etwa die Brechstange liegen, eine Nachlässigkeit, die angesichts der Disziplin, mit der sie den Coup sonst durchführten, überraschen musste. Bei ihren früheren Einbrüchen hatten sie ihr gesamtes Arbeitsgerät wieder mitgenommen. Die Turiner Schule wusste, dass die Ermittler alle hinterlassenen Spuren akribisch verfolgen

würden, weswegen sie normalerweise vermied, ihnen irgendwelche Ansatzpunkte zu hinterlassen. Peinlich genau hatten die Männer darauf geachtet, dass sich keine Fingerabdrücke oder sonstigen Spuren auf den wenigen Dingen befanden, die sie zurückzulassen planten, etwa das Styropor oder das Klebeband auf dem Lichtsensor.

Doch nach einigen Stunden des Plünderns standen sie vor dem Dilemma, dass sie mehr gestohlen hatten, als sie tragen konnten. Um das Risiko der Entdeckung möglichst gering zu halten, würden sie nicht noch einmal ins Gebäude zurückkehren. Sie durften also nur mitnehmen, was sie auf einmal tragen konnten. Nun gab es aber so viele stehlenswerte Stücke, dass sie vor der schwierigen Entscheidung standen, ob sie die Brechstange oder stattdessen einen weiteren Goldbarren mitnehmen sollten.

Sie zogen die Reißverschlüsse der Taschen zu und trugen sie zum Treppenhaus. Sie warfen einen letzten Blick zurück auf ihr Werk, sicher mit einem Hauch des Bedauerns darüber, dass sie die Millionenwerte an Steinen und Schmuck zurücklassen mussten, die am ganzen Boden verstreut herumlagen. Dann gaben sie ihren Freunden draußen per Handy Bescheid, dass sie herauskamen.

In Notarbartolos Wohnung schlüpfte Tavano in seinen Mantel, schnappte sich die Autoschlüssel und nahm den Lift ins Erdgeschoss. Der Späher auf den Straßen des Diamantendistrikts berichtete, dass die Bahn frei sei. Die Diebe hatten grünes Licht, den Tresorraum zu verlassen. Sie versuchten gar nicht erst, die Einbruchspuren zu verwischen. Sie ließen die Türen weit offen und das Licht an. Alles andere wäre auch Zeitverschwendung gewesen; der erste Mensch, der am Montagmorgen das zweite Untergeschoss betrat, würde sofort sehen, was geschehen war.

Vorsichtig schlichen die Diebe den gleichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Sie bewegten sich so leise, wie sie es derart

schwer bepackt nur konnten. Die Tasche mit den Diamanten allein wog mindestens 20 Kilo. Auf dem Weg zur Garage bog einer der Männer zur Haupteingangshalle ab, benutzte einen weiteren vorgefertigten Schlüssel und öffnete die Tür zum Kontrollraum der Gebäudesicherheit. Er entnahm die Bänder mit den Aufnahmen der Nacht aus den zwei Videorekordern und ersetzte sie durch unbespielte. Er durchsuchte das Archiv der vergangenen Monate und stahl die vier Bänder, die das Geschehen am 10. Februar aufgezeichnet hatten, als d'Onorio sich ins Gebäude geschmuggelt und den Magnetalarm sabotiert hatte. Die richtigen Kassetten waren nicht schwer zu finden, da sie mit dem Datum beschriftet und chronologisch geordnet waren. Der Mann schlüpfte aus dem Kontrollraum, verschloss die Tür hinter sich und stieß zu den anderen.

Als Letztes stand nur noch ein koordinierter, glatter Abgang aus dem Diamantenzentrum an. Wieder telefonierten die Diebe mit Tavano und dem Späher. Als das Auto rechts ranfuhr, gab der Späher grünes Licht und sie öffneten das Garagentor. Die von ihrer Arbeit im Tresor verschwitzten Männer müssen ob der Kälte der schwarzen Winterluft geschaudert haben. Schnell huschten sie aus dem Gebäude. Die Federung des Autos gab sichtbar nach, als die schweren Taschen mit gestohlenen Diamanten, Geldbündeln, Goldbarren und Juwelen in den Kofferraum geworfen wurden, gerade mal 15 Meter von dem Wachhäuschen um die Ecke in der Schupstraat entfernt, wo die Polizisten der Nachtschicht in dicke Mäntel gehüllt Dienst schoben.

Die Diebe zwängten sich ins Auto und verschwanden die Straße hinab.

•••

Die Versuchung, laut loszujubeln, muss überwältigend gewesen sein. Doch es war Sonntag, frühmorgens, und die Männer verzichteten weise darauf, Notarbartolos Nachbarn durch Triumphgeschrei zu wecken. Erschöpfung kroch in ihre Glieder, aber noch überwog das grandiose, überwältigende Hochgefühl, den Coup des Jahrhunderts gelandet zu haben. Die Männer waren euphorisch. Das war besser, als frisch verliebt zu sein! Besser als jeder Urlaub und jeder Geburtstag, den sie je erlebt hatten!
Die Männer strahlten sich an, die enorme Konzentration der letzten Stunden wich einem leisen Staunen darüber, dass wirklich alles geklappt hatte. Kurzerhand schütteten sie die erbeuteten Schätze auf den großen rötlichen Teppich in der Mitte des Zimmers, sichteten sie und teilten das Diebesgut in Pakete auf, die getrennt nach Italien zurückgebracht würden. Niemand fand diesen Teil des Raubzugs besonders anstrengend.
Wie Gewinner beim Monopoly sortierten und zählten sie Bündel verschiedenfarbiger Geldscheine. Die meisten waren Greenbacks, weil die Preise von Diamanten weltweit in US-Dollars angegeben werden. Außerdem hatten die Gauner Euros erbeutet, Schweizer Franken, englische Pfund, indische Rupien, australische Dollar, alte belgische Francs und neue israelische Schekel. Sie beschlossen, die Scheine weniger gängiger Währungen wegzuwerfen, die man nur schwierig in Umlauf würde bringen können, ohne Fragen zu riskieren. Die Rupien landeten in einem großen Müllsack, der bereits beim Coup verwendete Werkzeuge enthielt, unter anderem die Einzelteile des Schließfachöffners, der so gute Dienste geleistet hatte. Auch die Krokodilklemmen, die zur Überprüfung der Drähte in der Zwischendecke verwendet worden waren, flogen in den Müllsack, ebenso Rollen von Isolierband und andere Dinge, welche die Täter mit dem Raub in Verbindung bringen konnten.

Sie sortierten die Schatzbriefe und Aktienzertifikate aus aller Welt; ein Großteil stammte aus Belgien, es fanden sich aber auch exotischere, zum Beispiel israelische. Die Armbanduhren nahmen ziemlich viel Platz ein, weil sie mit ihren Originalverpackungen gestohlen worden waren. So würden sie sich leichter verkaufen lassen. Die Diamantohrringe häuften sich auf dem Teppich zu einem gleißenden Häuflein Neuschnee. Die Männer reichten Schmuckstücke herum und bewunderten die eingefassten Steine der Ringe und die Smaragde, Rubine und Saphire in den Armbändern und Halsketten.

Am meisten hingerissen waren sie aber sicher von der enormen Menge Diamanten, die sie gestohlen hatten. Die Tasche mit Diamanten wog so schwer, dass sie an den Nähten zu platzen drohte. Vorsichtig wurde sie über dem Teppich ausgeleert. Tausende roher und geschliffener Diamanten regneten herab, lose, in Tütchen, in Blisterpacks. Im Tresor hatten die Männer keine Zeit gehabt, die Tütchen aufzumachen, erst jetzt, auf dem Wohnzimmerteppich, falteten sie die Diamantenbriefchen auf und sahen nach, was sie enthielten. In manchen lagen tolle Steine, die zum Haufen auf dem Teppich kamen.

Andere enthielten relativ wertlose Kiesel, wie etwa ein Briefchen, in dem sich Hunderte Minismaragde befanden, winzige grüne Steinchen in Marquiseschliff, die gerade mal vier oder fünf Hundertstel Karat wogen. Beim Öffnen des Briefchens sprangen aufgrund der statischen Elektrizität ein paar der Steinchen heraus und auf den Teppich. Bei Steinen dieser Größe war das ein altbekanntes Problem und Händler passten ganz besonders auf, wenn sie ein Briefchen mit solchen Inhalt öffneten.

Die Mitglieder der Turiner Schule gingen nicht so vorsichtig vor. Sie kümmerten sich nicht weiter um die Minismaragde, die zwischen den Fasern des Teppichs verschwunden waren. Für sie zählte nur, dass der Inhalt des Päckchens relativ wertlos war.

Das Briefchen wurde samt Steinen zusammengeknüllt und in eine der Mülltüten geworfen. Peys erklärte später: »Obwohl diese Smaragde in der Summe durchaus einen gewissen Wert hatten, wirkten sie in jenem Moment, verglichen mit dem Rest der Beute, wie Plunder. Wie die Groschen in der Hosentasche, wenn man ein dickes Bündel Scheine in der Hand hält.«

Die Sichtung der Beute dauerte ein paar Stunden, danach wurde sie für den Rücktransport nach Italien in mehrere Päckchen aufgeteilt. Notarbartolo staunte über den Berg an Dingen, die sie aus der Wohnung mitnehmen mussten. Neben den Taschen mit der unschätzbaren Beute standen Koffer mit Notarbartolos persönlichen Gegenständen und etliche Müllsäcke. Aus Brot und Salami, die noch von Finottos Einkaufstour übrig waren, machte Notarbartolo sich ein Sandwich, aß es bis auf einen kleinen Rest auf und warf den in den Küchenmülleimer.

Nun stand der lange Heimweg nach Italien an. Notarbartolo nahm eine südwestliche Route über Frankreich, andere Bandenmitglieder fuhren über Deutschland und den Brenner zurück, während wieder andere Brüssel und dessen Flughafen ansteuerten. Da niemand in Antwerpen wusste, wo Notarbartolo wohnte (seine Adresse stand nicht im Mietvertrag des Diamantenzentrums, seine Miete zahlte er wie erwähnt bar), hätte die Bande gefahrlos noch ein wenig in dem Apartment bleiben können.

Als die Männer aufbrachen, musste der kleine Aufzug des Mietshauses etliche Male zwischen siebtem Stock und Erdgeschoss hin und her pendeln, bis alles, was mit dem Coup in Verbindung stand, aus der Wohnung gebracht und in den Autos verstaut war. Solange die Männer nur Gepäck in die Wagen luden, machten sie sich keine Gedanken. Die Müllentsorgung stellte eher ein Problem dar: Es musste ziemlich verdächtig wirken, als die Männer am frühen Sonntagmorgen ein Auto mit dicken Müllsäcken vollpackten.

Und es hatte sich eine erkleckliche Menge Müll gesammelt: Die Räuber warfen alle Werkzeuge und Geräte weg, ebenso den als wertlos erachteten Teil der Beute wie Minismaragde, indische Rupien und sogar einige Diamanten, bei denen sich die Mühe des Verkaufens nicht lohnen würde. Außerdem mussten die Männer die Gummihandschuhe und die gestohlenen Bänder mit den Aufnahmen der Sicherheitskameras entsorgen. (Die Videokassetten hatten sie vor dem Wegwerfen zerstört; sie hatten die Bänder herausgerissen und die Gehäuse zerbrochen.)
Im letzten Moment, schon auf dem Weg zur Tür hinaus, schnappte sich jemand noch den Haushaltsmüll aus der Küche. Der steckte in der Tüte von Finottos Einkaufstour zum Delhaize-Supermarkt, samt Kassenquittung. Die Tüte, eine weiße Einkaufstüte mit dem rot-schwarzen Löwenlogo der Supermarktkette, kam in einen der großen Müllsäcke. Insgesamt waren vier große schwarze Müllsäcke zu entsorgen, die Kofferraum und Rückbank eines der Autos belegten.
Die Männer verabschiedeten sich voneinander, ohne das geringste Misstrauen, dass einer sich davonmachen könnte, bevor die Beute gerecht geteilt worden war. Das würden sie am Montag erledigen, an einem Ort fern ihrer Stammplätze in Turin. Im Film würde in dieser Phase jemand versuchen, die anderen übers Ohr zu hauen und mit der ganzen Beute zu verschwinden. Aber diese Männer kannten sich (zumeist) seit der Kindheit, sie kannten die Frauen und Kinder der anderen. Und sie waren zwar Diebe, betrachteten sich aber als Ehrenmänner. Klar, sie hatten gerade etliche Unternehmen ruiniert und den Lebensunterhalt unschuldiger Opfer zerstört, aber das war nichts Persönliches. Einem gesichtslosen Unbekannten etwas zu stehlen war das eine, einen altvertrauten Komplizen zu betrügen etwas ganz anderes.

Die Männer gingen getrennte Wege, wissend, dass sie nur vorsichtig fahren und es rechtzeitig zum vereinbarten Treffen schaffen mussten. Dann würden sie behaupten können, den größten Coup aller Zeiten erfolgreich durchgezogen zu haben.
Einer von ihnen musste vor seiner endgültigen Flucht aus Belgien noch einen letzten Halt einlegen: Der Mann, der zum Flughafen Brüssel fuhr, musste einen Platz finden, an dem er den Müll auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen konnte. Nur wenige Ausfahrten vom Flughafen entfernt – die anfliegenden und startenden Jets hingen schon riesig am Himmel – fand er einen scheinbar idealen Ort.

9. KAPITEL

DER MÜLL DES EINEN IST DER SCHATZ EINES ANDEREN

Die Leute reden dauernd von ›Jahrhundertverbrechen‹, aber das sind sie nie.

Lodovico Poletto, Reporter bei *La Stampa*

Montagmorgen, 06:15 Uhr, trat Jorge Dias de Sousa zur Arbeit an. Die nächste Woche würde er der diensthabende Concierge sein. Die vergangene Nacht war zwar kurz gewesen – er war erst um 3 Uhr früh in seine Wohnung im Diamantenzentrum zurückgekehrt –, aber heute konnte er sich den Luxus nicht gönnen, länger liegen zu bleiben. Ganz im Gegenteil ging es sogar etwas früher los als gewohnt, weil er an der Garage Handwerker einlassen musste, die etwas im Gebäude erledigen sollten. 35 Minuten später stieg er in den Aufzug und fuhr ins zweite Untergeschoss, um den Tresor aufzuschließen, wie er es unzählige Male zuvor schon getan hatte.
Überrascht stellte er fest, dass im Vorraum Licht brannte. Na ja, vielleicht hatte sein Kollege Jacques einfach vergessen, es nach dem Verschließen des Tresors am Freitagabend auszuschalten. Jorge berichtet: »Normalerweise ist das Licht über Nacht aus.

Erst dachte ich, Jacques ist vielleicht unten. Ich rief ihn, ich rief seinen Namen.«

Niemand antwortete, aber kaum hatte Jorge einen Schritt Richtung Tresorraum gemacht, da wusste er schon, dass nicht Jacques die Lichter angelassen hatte. »Der Tresor stand offen«, berichtet Jorge. »Ich ging hinein und sah das Chaos am Boden.«

Der Raum war ein Schlachtfeld von ausgeweideten Schließfächern, weggeworfenen Taschen, Schmuckbeuteln und Aktenkoffern. Die Tür zum Lagerraum war gesplittert und stand offen, der Magnetalarm, der an der Tresortür hängen sollte, baumelte an seinen Drähten von der Decke.

Wie alle früheren Opfer der Turiner Schule erfuhr nun Jorge, was es bedeutete, seinen eigenen Augen nicht zu trauen. Die Verblüffung wich Panik und noch immer konnte er nicht fassen, wie das, was er da sah, möglich war. Niemand hätte es schaffen dürfen, in den unbezwingbaren Tresor des Gebäudes einzubrechen. Doch es war passiert, daran gab es keinen Zweifel. Das Diamantenzentrum war ausgeraubt worden. Jorge rief die Polizei und die Gebäudeverwalterin, Julie Boost.

Überall in Antwerpen begannen die Telefone zu klingeln, einer sagte dem nächsten Bescheid, und bald summte der gesamte Diamantendistrikt wie ein aufgebrachter Bienenstock. Die alarmierten Polizisten sprinteten aus ihrem nahe gelegenen Wachhäuschen zum Tatort. Der Anblick uniformierter Polizei, die zum Diamantenzentrum stürmte, verriet allen Passanten, dass etwas Dramatisches passiert war. Sofort hängten sie sich ans Telefon und verbreiteten die Neuigkeit. Sie wirkte wie die Nachricht von einem Feuer in der Nachbarschaft: Jeder versuchte herauszubekommen, ob er selbst oder ein Bekannter betroffen war. Innerhalb weniger Minuten verstopfte eine Traube von Polizisten, Journalisten, Händlern, Mietern des Diamantenzentrums und Neugierigen die Straße.

Philip Claes, damals Anwalt am Antwerp World Diamond Centre (2008 wurde er dort Generalsekretär), erzählt, vor der Schupstraat 9–11 habe reine Konfusion geherrscht: »Leute gestikulierten wild, sie waren überrascht, erstaunt über das, was passiert war … Viele befanden sich in einem Schockzustand, weil ihr Safe aufgebrochen worden war. Viele hatten all ihre Habseligkeiten in den Schließfächern … Ja, alles weg, verschwunden. Und die Leute verstanden einfach nicht, was passiert war, wie das möglich war.«

Die Polizei des Diamantendistrikts rief sofort die Spezialisten von der Diamanteneinheit. Dort hatte der Dienst gerade begonnen. Der Coup warf natürlich alle anderen Pläne für den Tag über den Haufen. Wie Feuerwehrleute, die auf einen Alarm reagieren, ließen die Ermittler alles stehen und liegen, schnappten sich ihre Mäntel und Autoschlüssel und rasten mit Blaulicht und Sirene durch die Straßen. Sie schafften die kurze Strecke zum Diamantenzentrum in Rekordzeit.

Die Versicherungsexpertin Denice Oliver gehörte zu den Ersten, die einen dringenden Telefonanruf bekamen. Sie traf kurz nach dem anfänglichen Tumult ein und bekam rasch mit, dass Jorge total von der Rolle war. Da unmittelbar nach Entdeckung der Tat weder Julie Boost noch Marcel Grünberger greifbar gewesen waren, lag die Verantwortung allein bei Jorge. Er war so konfus, dass er einige Schließfachmieter in den Tresorraum gelassen hatte, damit sie selbst sehen könnten, was passiert war. Das war natürlich ein Fehler – der Ort des Verbrechens hätte sofort abgeriegelt werden müssen. Schnell kamen Gerüchte auf, die Jorge zumindest eine Mitschuld gaben. Dabei hatte er während des Einbruchs gar nicht Dienst gehabt. Als Oliver am Diamantenzentrum ankam, hörte sie von einigen der Mieter, Jorge hätte zugegeben, den Bart nicht vom Tresorschlüssel getrennt und die Kombination am Schloss nicht gelöscht zu

haben. »Offenbar hatte er ein schlechtes Gedächtnis, denn wenn er den Tresor verschloss, verstellte der die Kombination nicht und hängte den Schlüssel in ein Kästchen im Nebenraum … Er rannte dort unten rum wie ein kopfloses Huhn.«

Es mag zwar unglaublich klingen, aber Nachlässigkeiten dieser Art sind erschreckend weit verbreitet. Safehersteller wissen, dass die Kunden oft Kombinationen wählen, die sie sich leicht merken können, wie etwa Geburtstage. Andere sagen sich die Zahlen vor, während sie sie eingeben, selbst wenn ein Fremder daneben steht. Und gelegentlich versäumen sie aus Bequemlichkeit, die momentane Kombination zu verstellen.

Fay Vidal, ebenfalls ein Opfer des Einbruchs, hörte etwas Ähnliches von einem der Ermittler. Sie war schockiert, wie nachlässig ihre Schätze – und die der anderen – bewacht worden waren. »Unser lieber Jorge, dieser faule H…sohn, fand es zu mühsam, jeden Morgen die Kombination einzugeben. Also schloss er einfach nur mit dem Schlüssel ab und ließ die Kombination stehen … Ich weiß nicht, ob er das immer tat, ich war nicht dabei. Aber das hat mir ein Ermittler gesagt.«

Diese Anschuldigungen lassen jedoch außer Acht, dass Jacques, nicht Jorge, den Tresor vor dem Coup verschlossen hatte. Darauf verwies Jorge rasch, als wir Jahre später über diese Vorwürfe redeten. »Ich war’s doch gar nicht. In der Woche hatte ich keinen Dienst. Mein Kollege hat den Tresor verschlossen, verstehen Sie das? In den 14 Jahren, die ich hier war, habe ich nicht ein Mal vergessen, die Kombination wieder zu verstellen … Das gewöhnt man sich einfach an, das geht ganz automatisch.«

Ob Jacques ebenso gewissenhaft war, konnte Jorge nicht sagen. »Bei Jacques weiß ich es nicht«, meinte er. »Dazu kann ich nichts sagen … Natürlich ist es möglich [dass er die Kombination nicht verstellte], aber ich weiß es nicht.«

Der Zorn der Mieter richtete sich vielleicht auf Jorge, weil er der oberste Hausmeister war und somit letztlich auch die Verantwortung für die Nachlässigkeit seines Untergebenen trug. Vielleicht aber auch einfach deswegen, weil er an jenem Morgen vor Ort war. Wenn die beiden Concierges inoffiziell übereingekommen waren, dass es genügte, die Tür nur teilweise zu sichern, dann traf beide die gleiche Schuld.
Als die Ermittler von der Diamanteneinheit eintrafen, fanden sie einen Tatort vor, durch den geschockte Zivilisten und ein hysterischer Concierge liefen. Erst als Boost ankam, fing Jorge sich wieder und hielt auf Anweisung seiner Chefin den Mund.
Die Ermittler, angeführt von Agim de Bruycker und Patrick Peys, übernahmen die Kontrolle. Sie setzten die Unbefugten vor die Tür und begannen ihre Untersuchungen. Die Dimensionen des Coups gingen ihnen erst später auf. Zunächst mussten sie sich einen Überblick über die Sicherheitsmaßnahmen des Hauses verschaffen, um eine Vorstellung davon zu bekommen, welche Schwierigkeiten die Diebe überwunden hatten. Doch dass hier Profis am Werk waren, sahen sie auf den ersten Blick. Widerwillig bewunderten sie die genial einfachen Lösungen mit dem Styropor über dem Bewegungsmelder und dem Klebeband über dem Lichtsensor.
Da die Tresortür ohne Gewalt geöffnet worden war, gingen die Ermittler anfangs von einem Insiderjob aus. Sie riefen Paul de Vos, den Schlosser, der den Tresor über 30 Jahre zuvor installiert hatte. Er sollte die Tür untersuchen und erklären, wie sie funktionierte.

•••

Der Tresorraum summte nur so vor Betriebsamkeit. Zwei Techniker von der Spurensicherung in weißen Ganzkörperoveralls

suchten mit Pulver nach Fingerabdrücken. Vorsichtig arbeiteten sie sich durch die Überbleibsel am Boden und wechselten nach jedem Gegenstand die Gummihandschuhe, um nicht versehentlich DNS von einem Beweisstück auf ein anderes zu übertragen. Sie sammelten die Klebebandstreifen, das Material, mit dem die Kameras verhängt worden waren, die von den Dieben zurückgelassenen Werkzeuge und die weggeworfenen Wasserflaschen. Unter den vielen achtlos auf den Boden geworfenen Gegenständen befanden sich auch Geschäftsbücher von Diamantenhändlern. Die Ermittler mit ihrer Nase für Schwarzmarktgeschäfte erkannten ihre Chance, noch anderen Verbrechern auf die Spur zu kommen als nur den Räubern. Angesichts der Größe des Coups beschloss die Einheit dann aber, zufällig gefundenen Hinweisen auf Schwarzmarktaktivitäten nicht nachzugehen. Vorrang hatte, den Coup aufzuklären, nicht, den Beraubten noch zusätzlich Ärger zu machen, indem man überprüfte, ob sie Steuern hinterzogen hatten. »Wir haben das so mit dem Untersuchungsrichter abgestimmt. Es hätte sich nicht gehört, den Vorfall auszunutzen«, erzählte Peys. »Also taten wir es nicht.«
Neben den möglicherweise verräterischen Geschäftsbüchern lagen etliche Wertgegenstände am Boden herum. »Was da noch an Wertsachen herumflog! Ich kann Ihnen versichern, wenn wir Ermittler uns das hätten teilen dürfen, hätte keiner von uns sechs im Leben noch arbeiten müssen«, staunte Peys. »In jenem Moment war es sehr schwierig und sehr wichtig, all diese Habseligkeiten an ihre Eigentümer zurückzugeben. Das Einsammeln stellte kein Problem dar, die Sachen lagen auf dem Boden verstreut, aber was gehörte wem? Das war eine harte Nuss. Bei manchen Diamanten und leicht identifizierbaren Schmuckstücken war der Fall klar, da musste man nicht rumdiskutieren. Aber bei anderen Diamanten, bei Bargeld und so Zeug konnte echter Streit ausbrechen. Zum Beispiel fanden wir einen Goldbarren.

Einfach so. Einen Barren Gold. Natürlich ohne Namen. Wem gehört er nun?«

Um Ordnung ins Chaos zu bringen, ließen die Ermittler im Vorraum einen Tisch aufstellen. Sie erlaubten Schließfachmietern, gruppenweise ins Tresorgeschoss zu fahren und mit den Ermittlern zu sprechen.

»Der Vorraum war voller Leute«, beschreibt Vidal die Szene. »Man musste seinen Namen angeben, die Safenummer, all das. Im Tresorraum waren drei Polizisten, jeder kümmerte sich um ein Opfer. Wir standen draußen an und wurden nach und nach eingelassen. Jeder ging zu seinem Schließfach und sah nach, ob es geöffnet worden war.«

Diejenigen, die draußen Schlange standen, waren – in Vidals Worten – »zerstört, dezimiert«. Als sie in den Tresorraum gelassen wurde, fand sie ihr Fach aufgebrochen vor. Es war leer bis auf ein paar Umschläge, die nichts von Interesse für die Diebe enthalten hatten. Alles andere – goldene Schmuckstücke aus der Zeit, als ihre Töchter klein waren, Schmuck, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte – war weg. Sie sah, dass der Riegel in einem 45-Grad-Winkel verbogen war.

Die Ermittler baten sie, sich am Boden umzusehen, ob sie dort etwas von sich erkannte. Es war eine mühselige Aufgabe, sich durch den Müllberg zu arbeiten.

»Auf dem Boden türmten sich von einem Ende zum anderen die zurückgelassenen Dinge so hoch«, beschrieb Vidal das Durcheinander auf dem Boden und zeigte mit den Händen an, wie hoch der Müllberg war. »Überall lagen Taschen: Plastiktüten, Reisetaschen, Stofftaschen. Leute legten ihre Sachen einfach mit Tasche in den Safe. Dann gab es Zinsscheine, Schatzbriefe, Papiere. Es lag auch Schmuck am Boden.« Aber von ihren Sachen fand sie nichts.

Auch Schließfachmieter, die ihr Eigentum identifizieren konnten, durften es nicht mitnehmen. Die Polizei betrachtete die Wertgegenstände weiter als Beweismittel, also kamen sie in durchsichtige Plastiktütchen, die mit dem Namen des Eigentümers beschriftet wurden. Zurückgegeben würden die Sachen erst, wenn die Spurensicherung eine Chance bekommen hatte, sie zu untersuchen.

Denice Oliver machte sich an die Herkulesaufgabe, eine Liste aller gestohlenen Gegenstände zu erstellen und Versicherungsansprüche zu prüfen. Als sie gehört hatte, es habe einen »Vorfall« am Diamantenzentrum gegeben, war sie nicht besonders überrascht. Sie hatte oft im Gebäude Kunden besucht, und obwohl ihr nie gestattet worden war, die Sicherheitsmaßnahmen genau unter die Lupe zu nehmen, war ihr einiges negativ aufgefallen. Sie hielt das Personal für schlecht; die Securityleute am Empfang, die Gäste ins Gebäude ließen, betrachtete sie nicht als echte Wachmänner. Bei früheren Besuchen hatte sie erstaunt, wie unbehelligt sie ewig durch das Haus streifen konnte, ohne dass irgendjemand sie zur Rede stellte. »In diesem Gebäude war einfach alles lax«, meinte sie später.

Während Oliver ihre Kunden befragte und die Polizei rätselte, wie die Diebe in den Tresorraum gekommen waren, erklärte Paul de Vos den Ermittlern, wie die LIPS-Tür funktionierte. Den zweiteiligen Schlüssel musste er beschreiben, weil er im Chaos auf dem Boden nicht auffindbar war. Die Ermittler glaubten, die Diebe hätten ihn mitgenommen. De Vos erklärte, er kenne die Kombination für den Tresorraum nicht, weil er immer die Augen abgewendet habe, wenn sie neu eingestellt wurde. Er verriet aber, wer sie kannte. Diese vier Leute standen auf der Liste der Verdächtigen ganz oben.

Man bat de Vos, die Schließfachtüren zu begutachten. Er verstand ebensowenig wie die Ermittler, wie die Diebe die Fächer

aufbekommen hatten. Er wusste, dass die Abdeckplatten einen Schwachpunkt darstellten, aber er hatte es nicht für möglich gehalten, dass jemand die Fächer aufbrechen könnte. Sorgfältig musterte er die Schließfachtüren. Dann fiel ihm etwas Ungewöhnliches an einer ungeöffneten Tür auf, der zu Fach Nr. 25. Aus dem Schlüsselloch ragte ein abgebrochener Metallstift. Er machte die Ermittler darauf aufmerksam. Damit hatten sie ihren ersten Hinweis, wie die Diebe die Fächer geknackt hatten.

•••

Als August »Gust« van Camp am Montagmorgen erwachte, war er nicht mehr sicher, ob er am Vortag das schwere grüne Metalltor geschlossen hatte, das die Zufahrt zum Wald von Floordambos versperrte. Sollte er es wirklich vergessen haben, wäre das untypisch für den deutlich über 60-jährigen Rentner gewesen. Der ehemalige Lebensmittelhändler hütete das malerische Wäldchen am Stadtrand von Brüssel nämlich mit großer Inbrunst. Er war Mitglied der Naturschutzorganisation Jacht en Natuurbeheer (Jagd und Natur) und machte fast jeden Tag einen Kontrollgang durch den Wald.

Van Camp hatte sich vorgenommen, Eindringlinge von dem Natur- und Tierschutzgebiet fernzuhalten, und er nahm seine selbst gewählte Aufgabe äußerst ernst, so ernst, als müsste er Atomraketensilos bewachen. Wenn er nicht zu Hause war oder einem Freund auf dessen Kürbisfeld half, streifte er durch den Wald oder an den Säumen des angrenzenden Maisfelds entlang. Das Gewehr hing ihm über die Schulter, sein treuer English Springer Spaniel tänzelte ihm um die Beine.

Besonders hasste Van Camp Motocrossfahrer, die auf ihren lauten Maschinen über die Waldpfade bretterten, und Eindringlinge, die den Wald als Müllabladeplatz betrachteten.

Immer wieder fand van Camp selbst tief im Wald Bierflaschen und Zigarettenstummel, Zeichen von nächtlichen Teenager-Partys. Manche Leute warfen sogar Haushaltsgeräte und alte Möbel ins Unterholz. Einmal hatte er Stapel von Dutzenden Altreifen entdeckt, die jemand zwischen Maisfeld und Wald auf den Weg geworfen hatte. Jahre zuvor hatte er in einem bewaldeten Graben sogar eine Leiche gefunden, das Opfer eines Verbrechens.

Es machte van Camp wütend, dass so wenige Leute seine Leidenschaft für die natürliche Schönheit des Waldes zu teilen schienen. Im Laufe der Jahre hatte sich seine Mission, den Wald von Floordambos vor Vandalen zu schützen, von einer netten Beschäftigung für die Zeit nach der Verrentung zu einer echten Obsession entwickelt. Wanderer, die van Camp auf seinen regelmäßigen Patrouillengängen begegneten, sahen in ihm wohl weniger einen freundlichen Waldschwärmer von nebenan, sondern eher einen tyrannischen Wald-Blockwart, dem man am besten kein zweites Mal über den Weg lief. Der endlose Strom an Müll hatte van Camp schon öfters so wütend gemacht, dass er die Polizei rief. Sein Name und sein schroffer Ton waren in der örtlichen Polizeiwache wohlbekannt. Dort hielt man ihn inzwischen für eine ziemliche Nervensäge. In den meisten Fällen geschah auf seine Anrufe hin nichts. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seinem Hund sein Leid zu klagen und selbst aufzuräumen.

Obwohl es nicht viel zu helfen schien, sperrte van Camp das Tor am Feldweg zum Wald immer ab. Als er am Montagmorgen erwachte, störte ihn der Gedanke, dass er das am Vortag vergessen haben könnte. Er zog seine übliche Kleidung an (Tarn-T-Shirt unter der Jacke, ausgebleichte grüne Baseballkappe, schäbige blaue Arbeitshose, dicke Gummistiefel), gab seiner Frau einen Abschiedskuss und schnappte sich seine Schlüssel. Wie immer

nahm er sein Gewehr mit für den Fall, dass er auf einen Fasan oder ein Kaninchen traf.

In seinem staubigen weißen VW-Bus fuhr van Camp die kurze Strecke von seinem adretten Häuschen in der adretten Vorstadtsiedlung in Vilvoorde, einem nur wenige Kilometer von Brüssel und seinem internationalen Flughafen entfernt liegenden Dorf, zum Wald. Der Wald von Floordambos hatte ursprünglich zu einem Landsitz aus dem 18. Jahrhundert gehört und wurde mittlerweile von der E19 in zwei Teile zerschnitten, der Autobahn zwischen Brüssel und Antwerpen. Die örtliche Regierung hatte 1991 sieben Hektar des Waldes unter Schutz gestellt. Ein Teil des Landes, das van Camp patrouillierte, gehörte ihm, aber er benahm sich, als gehöre ihm der ganze Wald.

Van Camp bog auf eine baumbestandene Straße, wo eine Zunge aus Erde aus den Bäumen zur Rechten kam und in das Maisfeld führte. Der VW Bully schaukelte über den holprigen Weg bis zum Ende des Feldes, wo eine steile Böschung zur Autobahn hochführte. Dort, wo der Weg links in dichten Wald abbog, stand das dunkelgrüne Tor weit offen. Van Camp ärgerte sich über seine Vergesslichkeit, packte sein Gewehr und beschloss, ein wenig durch den Wald zu wandern, bevor er zurückkam und das Tor verschloss.

An einer Verzweigung wollte er sich nach links wenden, weg vom Lärm des rasenden Verkehrs, als er plötzlich auf dem gerade weiterführenden Pfad etwas bemerkte. Abrupt blieb er stehen und murmelte eine Reihe kräftiger flämischer Flüche. Sein angenehmer Morgenspaziergang war vom Anblick leerer Sektflaschen mitten auf dem breiten Weg verdorben worden. Beim Näherkommen sah er, dass die Flaschen nur die Spitze des Müllhaufens waren.

Im Gehölz rechts des Weges lag eine ganze Batterie von großen grauen Abfallsäcken. Einige davon waren aufgeplatzt. Noch am

späten Nachmittag des Vortags hatte van Camp hier einen Kontrollgang gemacht, da waren sie nicht da gewesen. Die Säcke lagen drei bis sechs Meter vom Weg entfernt, um die Stämme junger Bäume verstreut. Wären nicht die Sektflaschen offen herumgelegen, hätte van Camp den Frevel vielleicht überhaupt nicht bemerkt. Jetzt, Mitte Februar, hatten die Bäume zwar kein Laub, aber die Äste des Unterholzes bildeten einen Schirm, durch den man vom Weg aus nicht viel sah. Van Camp lehnte sein Gewehr an einen Baum und begann, den Müll zu durchsuchen. Darin sollte sich doch ein Hinweis auf die Identität des Umweltsünders aufspüren lassen. Van Camp war wild entschlossen, Anzeige bei der Polizei zu erstatten.

In einem der Säcke fand van Camp eine weiße Einkaufstüte von Delhaize, voll mit Küchenabfällen, darunter Kaffeesatz, ein halbes Sandwich und einige Papierfetzen. Er zog sie heraus und untersuchte sie näher. Er konnte Teile einer Adresse in Antwerpen ausmachen. Er grub tiefer im Müllsack und fand braune Kuverts und Dokumente aus dem Diamantendistrikt, darunter Zertifikate und Rechnungen für Diamanten. Als er in einem der Säcke ein Bündel indischer Rupien entdeckte, wusste er endgültig, dass mit diesem Müll etwas nicht stimmte.

Während van Camp sich noch darüber ärgerte, wie respektlos die Leute mit seinem geliebten Wald umgingen, sah seine Frau Annie daheim Nachrichten. Der Aufmacher der Sendung war nicht, dass Venus Williams ihr Match im Proximus-Turnier gewonnen hatte und dem diamantbesetzten Tennisschläger einen Schritt näher gekommen war. Nein, die Nachrichten eröffneten mit dem Bericht über einen spektakulären Raub, der über das Wochenende in der Diamanten-Quadratmeile Antwerpens verübt worden war. Der Tresor eines der großen Bürogebäude sei geplündert worden, die Diebe seien mit Diamanten im Wert von etlichen Millionen Euro entkommen. Obwohl noch niemand die

Höhe des Schadens abschätzen konnte, sprachen die Reporter bereits von einem »Jahrhundertraub«.

Noch Jahre später konnten sich die van Camps darüber streiten, wer von den beiden als Erster die Verbindung hergestellt und erkannt hatte, dass der Müll im Wald von Floordambos vom Coup in Antwerpen stammte. Glaubt man van Camp, hatte er sofort erkannt, dass der Müll von einem Diamantenraub stammen musste, noch bevor er überhaupt die Nachrichten gehört hatte. Seine Frau erzählt die Geschichte ein wenig anders. Ihr zufolge sei van Camp stinksauer aus dem geschändeten Wald zurückgekommen, entschlossen, bei der Polizei Anzeige wegen illegaler Müllablagerung zu erstatten. Er habe ihr vom seltsamen Inhalt der Säcke erzählt, woraufhin sie die Verbindung zum Raub im Diamantenzentrum hergestellt habe.

Wie dem auch sei; auf jeden Fall war Gust van Camp auf eine wahre Schatzkammer wertvoller Hinweise gestoßen. Er rief die örtliche Polizei, die wiederum die Ermittler in Antwerpen verständigte. Die Ortspolizisten riegelten das Gebiet ab und warteten auf die Ankunft der Bundesbeamten, die über die E19 nach Süden brausten. Noch war nicht Montagmittag – und schon wimmelte es im Wald von Polizeibeamten. Sie machten Fotos, sammelten den Müll und durchkämmten kilometerweit das Unterholz auf der Suche nach weiteren Beweisen. Für die Polizei bedeutete der Fund einen sehr frühen und überraschenden Durchbruch. Der Coup war erst wenige Stunden zuvor entdeckt worden.

Der Müll war an dem ebenen, etwa 30 Meter breiten Streifen abgelegt worden, der zwischen dem Waldweg und der steilen Böschung hinauf zur Autobahn verblieb. Vom Wald waren es knapp 20 Meter hinauf zur Straße. Der Müll lag zu weit von der Straße weg, als dass die Diebe ihn einfach über die Leitplanke geworfen haben konnten. Ohnehin standen Bäume im Weg;

hinuntergeworfener Müll wäre nicht so weit gekommen. Daraus schlossen die Ermittler, dass die Diebe auf der Autobahn am Wald vorbeigefahren, die Ausfahrt nach Vilvoorde genommen haben und in einem Bogen zurückgekommen sein mussten. Die Sektflaschen stammten vielleicht von einer Spontanfeier, einen so guten Platz für die Entsorgung des Mülls entdeckt zu haben.
Tatsächlich wäre der Ort perfekt gewesen, hätte sich nur nicht ausgerechnet van Camp um ihn gekümmert. Bei der Fahrt aus Antwerpen hinaus muss der Müll den Dieben unter den Nägeln gebrannt haben, sicher wollten sie ihn so rasch wie möglich loswerden, sobald sie nur weit genug von der Stadt weg wären. Die prall gefüllten Säcke im Kofferraum und auf der Rückbank würden sicher verdächtig scheinen, sollten die Männer tatsächlich in eine Verkehrskontrolle geraten. Wenn man so dahinfuhr, konnte man leicht glauben, rechts und links der Autobahn böten sich die Müllabladeplätze nur so an. Die Männer hätten die Beweise an zahlreichen Orten entsorgen können, unter anderem an Tankstellen, Rastplätzen und in Müllcontainern von Restaurants nahe der Autobahn, aber möglicherweise wollten sie nicht riskieren, beim Abladen von so vielen Säcken beobachtet zu werden. Auch in Belgien sah es niemand gern, wenn ihm ein Fremder die Mülltonnen vollstopfte. Deshalb waren viele Müllcontainer verschlossen, einige sogar von Videokameras überwacht. Das galt insbesondere für alle Gebäude nahe der Autobahn.
»An jeder Autobahn gibt es Tankstellen, aber überall hängen Schilder, die verbieten, dort Haushaltsmüll zu entsorgen. Und das wird mit Kameras überwacht«, erklärte Peys. »Wenn ich Müll loswerden müsste, würde ich ihn nicht in öffentlich zugängliche Mülleimer werfen. Da weiß man nie, wer darin rumkramt.«
Inzwischen sahen die Diebe auf ihrer Flucht die vom Flughafen Brüssel startenden Flugzeuge schon ganz nah. Da muss ihnen das Wäldchen wie eine letzte Rettung vorgekommen sein. Sie

luden den Müll ab und fuhren weiter. Sie hätten ihn auch verbrennen können, um Beweismittel zu vernichten, aber der Brand hätte womöglich unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Rauch von einem Feuer in einem Wald so nahe der Autobahn musste Ordnungshütern fast zwangsläufig auffallen. Rückblickend war es ein Riesenfehler, den Müll nicht verbrannt zu haben, aber zu jenem Zeitpunkt schien es absolut sinnvoll, ihn in diesem eigentlich ganz guten Versteck einfach abzuladen. Im sicheren Gefühl, dass der Müll nie entdeckt würde, fuhren die Diebe davon.

Doch dank van Camp wurde er schon nach einem halben Tag gefunden. Zum ersten Mal hatte das Glück die Turiner Schule verlassen. Die Polizei war sich dessen völlig bewusst, dass der Müll aus reinem Zufall so schnell wieder aufgetaucht war.

»Wir reden hier von einer Autobahn, die über Kilometer von Wald und Natur gesäumt wird«, sagte Peys. »Wir sprechen von 30, 40 Kilometern [ab Antwerpen]. Und auf 38 Kilometern würde sich kein Mensch um den Müll geschert haben; er wäre nach Monaten von Straßenmeisterei oder Forstverwaltung entsorgt worden. Aus irgendeinem Grund, der in den Sternen steht, haben sie den Müll genau dort abgeladen, wo dieser Typ jeden Tag vorbeikommt und sich über Umweltsünder aufregt.«

Die Sektflaschen, die ungeöffneten Säcke, die aufgebrochenen Sony-Videokassetten aus dem Überwachungssystem und das von van Camp durchwühlte Material, all das wurde sorgfältig verpackt und nach Antwerpen zurückgebracht. Polizeitechniker machten Gipsabdrücke der Reifenspuren, die im weicheren Boden zurückgeblieben waren. Beamte, die das Unterholz durchsuchten, fanden lange Streifen Videobänder, die zwischen den Ästen hingen. Da die Stelle nur ein paar Dutzend Meter von den Müllsäcken entfernt lag, nahm die Polizei an, dass die Bänder zu

den demontierten Videokassetten gehörten, die man bereits entdeckt hatte.
Das Videomaterial wurde vorsichtig eingesammelt und einer der Ermittler organisierte eine Suchmannschaft, die den Rand der Autobahn in beide Richtungen kilometerweit abging und nach weiteren Hinweisen Ausschau hielt. Das schien sich auszuzahlen: Die Beamten fanden zahlreiche Streifen Videoband entlang der Strecke, als habe jemand ein Ende des Bandes festgehalten und die Spule aus dem Fenster eines fahrenden Autos geworfen. Das frei den Elementen ausgesetzte Band, so die Hoffnung der Diebe, würde sehr schnell unleserlich. Die Polizei ging davon aus, dass auch diese Bänder aus den Rekordern im Diamantenzentrum stammten. Das gesammelte Videomaterial wurde schließlich zur belgischen Zentrale von Sony geschickt, zur Rekonstruktion durch Experten.
Die Ermittlung lief jetzt von den Büros der Diamanteneinheit und vom forensischen Labor Antwerpen aus, einem unscheinbaren Bau direkt gegenüber dem Gebäude der Bundespolizei. Nach Sonnenuntergang brachten Peys und das Team aus dem Tresorraum das von ihnen gesammelte Material ins Labor, gleichzeitig kamen andere Ermittler mit den Müllsäcken aus dem Wald von Floordambos. Die Säcke wurden geöffnet, ihr Inhalt sorgfältig sortiert und registriert.
»Am nächsten Tag versuchten die Kollegen zu rekonstruieren, was in den Säcken gewesen war«, erzählte Peys. »Die Sachen standen sicher in Zusammenhang mit dem Coup, aber Hinweise auf Verdächtige zu finden war etwas ganz anderes. Das war nicht einfach, das kann ich Ihnen versichern.«
Die Säcke enthielten Gummihandschuhe, Klebebandrollen, Schraubenschlüssel, Drahtspulen, Zangen, Krokodilklemmen und einige Metallteile, aus denen die Polizei anfangs nicht schlau wurde. Erst Wochen später setzte ein Polizeitechniker sie richtig

zusammen und erkannte, dass es sich um eine Vorrichtung zum Öffnen der Schließfächer handelte. Die Ermittlungsbeamten fanden auch beide Teile des Tresorraumschlüssels und einige nachgemachte Schlüssel, die zum Öffnen verschiedener Türen im Diamantenzentrum verwendet worden waren. Außerdem verzeichneten sie weggeworfene Dokumente, Umschläge und Diamantenbriefchen. Eines davon enthielt noch kleine Smaragdsteinchen.

Die Entdeckung des Mülls beschleunigte die Ermittlung ungemein. Die Polizei folgte mehreren heißen Spuren gleichzeitig, rund um die Uhr koordiniert durch die Ermittler der Diamanteneinheit. Jeder einzelne Beamte der Einheit arbeitete an dem Fall, dazu kamen noch weitere Ermittler, die aus anderen Städten abgestellt worden waren.

Der Druck, das Verbrechen schnell aufzuklären, war immens. Die Schätzungen über die Höhe der Beute reichten von mehr als 100 bis weit über 400 Millionen Euro. Der Schaden ließ sich nur schwer abschätzen, insbesondere anfangs. Eine Schätzung beruhte auf den Summen, die gegenüber den Versicherungen als Schaden angemeldet worden waren. Andere, deutlich höhere Schätzungen bezogen mit ein, dass etliche Schließfachbesitzer ihre Verluste schlicht nicht abschätzen konnten.

Viele der beraubten Firmen hatten einfach keine Ahnung, was sich an jenem Wochenende in ihren Schließfächern befunden hatte. Außerdem wurde allgemein davon ausgegangen, dass viele Mieter ihre Verluste kleinredeten, um ihre Verstrickung in den Schwarzmarkthandel nicht zu offenbaren.

Doch selbst die offiziell angegebenen Schäden übertrafen alles bisher Dagewesene. Nie hatten Gauner mit einem einzigen Coup so viel erbeutet, in Belgien oder sonstwo. Wie man auch immer rechnete, es handelte sich um den größten Coup der Geschichte.

Die Nachricht versetzte Antwerpens Image als sicherem Handelsplatz für Diamanten einen schweren Schlag. Nach allem, was die Händler wussten, war das Diamantenzentrum ja um nichts weniger sicher als der ganze Rest des Diamantendistrikts. Klar, die Diebe und die Ermittler wussten es besser, aber der durchschnittliche Händler war in den Tagen nach dem Coup schwer verunsichert.

»Das war nicht gut für den Ruf der Stadt. Ist es nie«, sagte Claes vom Antwerp World Diamond Centre. »Plötzlich fühlten die Leute sich nicht mehr sicher. Man wusste ja, dass das Diamantenzentrum ein gutes Sicherheitssystem hatte. Es fehlte an nichts. Alles lief seinen geregelten Gang, wie in den anderen Häusern auch. Es gab Überwachungskameras … der Raum mit den Schließfächern war natürlich geschützt. Und wenn man dann sieht, dass all das nicht reicht, dann weiß man nicht mehr, wem man noch trauen kann.«

Antwerpen musste also beweisen, dass es die ihm anvertrauten Schätze schützen konnte – oder zumindest die Diebe schnell zur Strecke bringen, wenn der Schutz versagte. Die Ermittler arbeiteten daher unter enormem Druck. Die Uhr tickte: Wenn die Beute jemals zurückerstattet werden sollte, musste sie so schnell wie möglich aufgespürt werden. Selbst Diamanten im Wert von Hunderten Millionen ließen sich schnell verkaufen – und dann fiel die Chance, dass der rechtmäßige Eigentümer sie je wiedersah, gegen null.

•••

Doch dank des Mülls hatten die Ermittler sofort eine heiße Spur und etliche vielversprechende Hinweise. Die Delhaize-Tüte mit dem Haushaltsmüll enthielt Bierflaschen, eine Weinflasche, Joghurtbecher und ein halbes Salamisandwich. Das alles wurde

auf DNS-Spuren untersucht. Im Müll fanden sich auch zwei Maut-Belege: einer für die italienische Seite der Brennerautobahn, für Sonntag, den 9. Februar 2003, und einer für die österreichische Seite. Das war der erste Hinweis darauf, dass die Täter aus Italien stammten.

Die Tüte enthielt auch den Kassenbon eines Brico-Baumarkts in Mechelen vom Valentinstag und den Beleg für einen Einkauf in einem Delhaize-Supermarkt am Vortag. Die auf den Kassenzetteln aufgeführten Artikel, darunter Brecheisen, Styroporplatten und Mopp mit Teleskopstiel, passten zu den aufgefundenen Gegenständen aus den Müllsäcken und dem Safe. Ermittler fuhren in beide Geschäfte und fragten das Personal, ob sich jemand an die Käufer erinnerte und ob Überwachungsvideos existierten. Die Polizei kaufte alle auf den Kassenzetteln aufgeführten Artikel nach, um zu prüfen, ob sie mit den aufgefundenen Dingen übereinstimmten.

Die Ermittler retteten auch 35 mit Kaffeesatz verdreckte Papierfetzen aus der Delhaize-Tüte. »Meine Kollegen begannen, die Seite zusammenzupuzzeln, ohne zu wissen, ob es sich um eine Rechnung oder den Kontoauszug von jemandem handelte«, erzählte Peys. »Man weiß nie, was man findet.«

Einige der Hinweise führten rasch weiter.

Im Brico-Handwerkermarkt erinnerte sich die Kassiererin an den Einkauf. Er war ihr in Erinnerung geblieben, weil die Männer mit einem 500-Euro-Schein bezahlt hatten, was selten vorkam. Sonst hatte nur noch ein einziger anderer Kunde an jenem Tag mit einem so großen Schein bezahlt. Der Laden hatte das Geld noch nicht zur Bank gebracht und die Polizei nahm die Scheine mit, um sie auf Fingerabdrücke zu untersuchen.

Sie fanden keine.

Der Laden verfügte über keine Videoüberwachung, aber die Kassiererin lieferte eine detaillierte Beschreibung der Männer.

Anhand der Beschreibungen identifizierten die Ermittler später d'Onorio und Finotto.

Wenn es eine Gruppe mit einem ebenso guten Gedächtnis für Raubzüge gibt wie Diebe, dann sind das die Ermittler, die sie untersucht haben. Schon sehr bald nach der Entdeckung des Coups gingen die Polizisten ihre geistige Liste vergleichbarer Coups in der Vergangenheit durch. Einer fiel durch gewisse Parallelen auf: der gescheiterte Einbruch in die KBC-Bank in der Pelikaanstraat aus dem Jahr 1997. Damals hatten Männer sich als Bankkunden ausgegeben und versucht, sich außerhalb der Geschäftszeiten Zugang zum Tresorraum zu verschaffen. Beim Versuch, einen Alarm schachmatt zu setzen, hatten sie ihn aber ausgelöst. Die verhinderten Diebe waren entkommen. Es war der Polizei gelungen, einen Verdächtigen zu identifizieren, doch der war mittlerweile aus dem Land geflohen. Die Ermittler erinnerten sich, dass der Täter ein Büro im Diamantenzentrum angemietet hatte, von dem aus er den Überfall organisierte.

Der in Abwesenheit verurteilte Mann, der in Italien verhaftet, aber nie ausgeliefert worden war, hieß Ferdinando Finotto. Sie gruben ein Bild des Turiners aus den alten Akten jenes Falls und klebten es an die weiße Tafel in einem der Konferenzräume, von denen aus die Ermittlung koordiniert wurde.

Finotto wurde zum ersten Verdächtigen in diesem Fall.

Weitere folgten schnell. Die Ermittler, die das Blatt Papier zusammensetzten, hielten bald den Arbeitsauftrag in Händen, in dem ein Unternehmen namens Damoros Preziosi den Einbau einer Videokamera bestellt. Sie fanden außerdem eine zerrissene Visitenkarte eines Sicherheitsexperten namens Elio d'Onorio, dessen Name auch auf dem Arbeitsauftrag erschien. Peys suchte Damoros Preziosi in der Liste der Mieter im Diamantenzentrum und stellte fest, dass ihr Eigentümer, Leonardo Notarbartolo, vom Coup nicht betroffen worden war. Sein Schließfach gehörte

zu denjenigen, die nicht aufgebrochen worden waren. »Zu jenem Zeitpunkt sagte uns der Name Notarbartolo nichts«, sagte Peys. »Aber wir wussten, dass sein Schließfach nicht angerührt worden war.«

Das wäre an sich nicht verdächtig gewesen, aber wenn sein Fach nicht ausgeräumt worden war, wie kam dann der Arbeitsauftrag in den Müll aus dem Coup?

Die Ermittler besorgten sich einen Durchsuchungsbefehl für Notarbartolos Büro und kehrten am Mittwoch, zwei Tage nach Entdeckung des Coups, zum Diamantenzentrum zurück. Julie Boost eskortierte sie zum fünften Stock; sie war erleichtert, dass die Polizei jemanden im Visier hatte, der nicht beim Diamantenzentrum angestellt war. Sie und die drei anderen, welche die Kombination der Tresorraumtür kannten, waren seit Montag von der Bundespolizei durch die Mangel gedreht worden. Dass die Polizei eine Kopie der Baupläne gefunden hatte, samt einem Post-it mit Notarbartolos Namen, half auch nicht gerade, den Verdacht vom Personal abzulenken.

Boost öffnete das Büro Nr. 516 mit ihrem Generalschlüssel. Es war leer. Selbst in den Papierkörben lag kein Fitzelchen. Peys sah sofort, dass in diesem Büro keine legitimen Geschäfte getätigt worden waren. Er ließ alle Schubladen und Aktenschränke durchsuchen, fand aber nichts Brauchbares. Notarbartolo hatte saubere Arbeit geleistet und alle Spuren verwischt, die seinen Aufenthaltsort verraten könnten.

Der nächste Weg führte die kleine Gruppe in den Tresorraum, ein surrealer Besuch, weil die gleiche LIPS-Tür, welche die Räuber so mühelos überwunden hatten, noch immer den Eingang bewachte. Schließlich funktionierte sie ja tadellos; es wäre eine närrische und zeitintensive Art der Geldverschwendung gewesen, sie auszutauschen. Nachdem die Polizei am Montagabend den Schauplatz des Verbrechens verlassen

hatte, war die Tür einfach wieder abgeschlossen worden. Diesmal mit einem Reserveschlüssel, den Marcel Grünberger in seinem privaten Safe aufbewahrte, und mit einer geänderten Kombination. Man durfte getrost davon ausgehen, dass der Schlüsselbart zukünftig nicht mehr zusammen mit dem Schaft im Lagerraum aufgehängt würde. Auch der Magnetalarm war unbeschädigt, man brauchte nur ein paar Schrauben, um die Teile wieder an Tür und Rahmen zu befestigen.

Im Tresorraum hatte man schon begonnen, die aufgebrochenen Schließfachtüren zu ersetzen. Paul de Vos bekam endlich Gelegenheit, die alten Modelle durch stabilere neue auszutauschen. Die Polizei untersuchte die Tür zu Schließfach Nr. 149 auf Fingerabdrücke, dann sah sie zu, wie de Vos durch das Schloss bohrte und die Tür zu Notarbartolos Schließfach öffnete. Es enthielt ebenso wenig Brauchbares wie das Büro.

Inzwischen hatten die Ermittler im Kontrollraum der Security auswerten lassen, wann Notarbartolo das Gebäude betreten und verlassen hatte. So erfuhren sie, dass er am Freitag vor dem Raub als einer der Letzten gegangen war. Zurück in der Zentrale sahen sie zahllose Stunden von Überwachungsvideos durch, bis sie einen ersten Blick auf ihren neuesten Verdächtigen erhielten. Sie verfolgten, wie der gut aussehende Italiener in der Woche vor dem Einbruch jeden Tag in den Tresorraum gegangen war, am Freitag sogar drei Mal.

Auf einigen Bändern trug er eine kleine Tasche unter dem Arm, die offenkundig dazu benutzt worden war, heimlich Aufnahmen zu machen. Wenn man nur genau hinsah, erkannte man sogar das kleine Loch in der Seite der Tasche, hinter dem sich die Kameralinse verbergen musste. Aber solche Details konnten einem leicht entgehen, wenn man nicht speziell auf Notarbartolos Verhalten achtete. Offenbar hatte Notarbartolo noch in

letzter Minute Aufnahmen gemacht, um die anderen zu beruhigen, dass alles startbereit sei.
Die Ermittler hatten keinen Zweifel, dass Notarbartolo der Maulwurf im Diamantenzentrum war. Sie zeigten sich angemessen beeindruckt, als sie erkannten, mit welcher Geduld er den Jahrhundertcoup über mehr als zwei Jahre hinweg peinlich genau vorbereitet hatte.
Die Befragung des Personals zu Notarbartolo ergab überhaupt nichts Brauchbares – was den Italiener sicher stolz gemacht hätte. Niemand kannte seine Adresse in Antwerpen; auch auf dem Mietvertrag für das Büro war keine angegeben.
Aus der Tatsache, dass die Gauner in einem Supermarkt ganz in der Nähe des Diamantenzentrums eingekauft hatten, schloss Peys, dass auch Notarbartolos Wohnung in der unmittelbaren Umgebung liegen musste. Nach seinen Erfahrungen mit der Professionalität der Bande ahnte er aber auch, dass er die Wohnung leer vorfinden würde. Die Männer waren garantiert wieder in Italien, aber sie hätten geradeso gut auf dem Mond sein können. Obwohl Italien zur EU gehörte, würde es extrem schwierig werden, italienische Staatsbürger ausgeliefert zu bekommen. Peys war auch klar, dass die Diebe sich dessen voll bewusst waren. Was aber nicht bedeutete, dass Peys aufstecken würde. Der nächste Schritt bestand darin, die örtlichen Behörden in Turin zu informieren.
In Turin klingelte Marco Martinis Telefon.

10. KAPITEL

BEIM STEHLEN ERWISCHT

Wenn du stehlen willst, stiehl ein bisschen klug, auf die nette Art.
Nur wenn du so viel nimmst, dass du über Nacht reich wirst,
erwischt man dich.

Mobutu Sese Seko, zum Zeitpunkt des Ausspruchs amtierender Präsident von Zaire

Während die belgische Polizei ihre Namen, Fotos und Vorstrafen schon über Interpol laufen ließ, gratulierte sich die Schule von Turin zu einem perfekten Coup, der die Ermittler noch jahrelang vor Rätsel stellen würde.
Nach einer langen, aber ereignislosen Flucht durch Europa trafen sich die Bandenmitglieder am Montag, dem 17. Februar 2003, unmittelbar nach ihrer Rückkehr nach Italien. Das Treffen fand nicht in Turin statt, sondern an einem vorher vereinbarten Ort. Die Polizei hat den exakten Treffpunkt nie herausgefunden, aufgrund der später ermittelten Handydaten vermutet sie aber, dass es sich um eine Villa in dem Seengebiet nordöstlich von Mailand, nahe des Iseo-Sees, gehandelt hat.
Der Iseo-See ist ein schmaler Wasserfinger, umgeben von steilen Felsen, mit einer fantastischen Sicht auf die Berge. An seinen

Ufern verstreut liegen Villen und Herrschaftshäuser mit ihren roten Ziegeldächern, die Dächerlandschaft regelmäßig unterbrochen von einzelnen Kirchtürmen. Der See selbst ist mit Inselchen durchsetzt, auf denen finstere Burgen und barocke Villen stehen, die nur mit dem Boot zu erreichen sind. Im Sommer drängten sich hier die reichen Touristen, selbst ein paar Hollywoodstars fliehen in die Abgeschiedenheit der schroffen Vorberge um den See. Im Winter jedoch liegt die Gegend fast vollständig verlassen da. Wenn die Touristenschwärme abgezogen sind, harrt nur noch eine Handvoll Einheimischer aus im pittoresken Eis und Schnee eines Sommerurlaubsorts mitten im Winter.

Ein perfekter Rückzugsort, um seine Beute in angemessenem Luxus zu teilen. Die Bande konnte sich problemlos leisten, die teuerste verfügbare Villa zu mieten, selbst ohne einen Nebensaison-Rabatt. Hier bekamen die Diebe der Turiner Schule erstmals Gelegenheit, sich wirklich zu entspannen und im Ruhm eines Coups zu sonnen, durch den sie alle reicher geworden waren, als sie sich hatten vorstellen können.

Die Männer aßen, tranken und sprachen den Coup Schritt für Schritt noch einmal durch, während Geldbündel sortiert und Diamanten bewundert wurden.

Notarbartolo hatte nun genug Geld, um sich jeden Sportwagen der Welt zu kaufen, und er durfte sich mit dem Design seiner privaten Schmuckkollektion so viel Zeit nehmen, wie er nur wollte. An Ausgangsmaterial fehlte es ihm gewiss nicht. Am meisten zählte für ihn aber, dass seine Kinder und Kindeskinder sich lebenslang keine finanziellen Sorgen machen brauchten.

Die Männer hatten allen Grund zu feiern. Sie stießen darauf an, den Coup des Jahrhunderts durchgezogen zu haben. Was keiner ahnte: dass Gust van Camps Fund an eben diesem Morgen die Turiner Schule direkt ins Visier der Ermittler gerückt hatte.

Die Bande verbrachte die Montagnacht an ihrem Treffpunkt. Als die Männer sich am Dienstag trennten, fuhr Elio d'Onorio nach Süden, in seinen Wohnort Latina bei Rom. Finotto und Tavano kehrten nach Turin zurück. Notarbartolo fuhr ebenfalls nach Turin zurück, ignorierte aber die Regeln der Bande und zerstörte weder Handy noch SIM-Karte, über die er während des Coups mit den anderen kommuniziert hatte. Der schwierigste Teil des Raubes war geschafft, aber Notarbartolo hatte noch einiges zu erledigen.
Seine letzte Aufgabe bestand darin, nach Antwerpen zurückzukehren und einige Spuren zu beseitigen.

•••

Marco Martino verschlug es einen Augenblick lang die Sprache. Der Chef der mobilen Kriminalpolizeieinheit von Turin hatte natürlich von dem Coup in Antwerpen gehört – die Nachrichten waren voll davon –, aber nicht eine Sekunde daran gedacht, dass die Täter aus seinem eigenen Hinterhof kommen könnten. Besonders schwer fiel es ihm, zu glauben, dass Leonardo Notarbartolo der Kopf der Bande sein sollte. In Martinos Augen war Notarbartolo ein Kleinkrimineller, ein kleiner Fisch im kriminellen Haifischbecken Turins. Martino traute Notarbartolo schlicht nicht zu, einen derart großen Coup durchzuziehen.
Später äußerten sich Turiner Kriminalreporter ähnlich. Schließlich wimmelte es in Turin nur so von profilierten Gangstern. Lodovico Poletto, Journalist bei der Tageszeitung La Stampa, führte Notarbartolo nicht mal in der gleichen Liga wie die Star-Kriminellen, über die er sonst schrieb.
Pancrazio Chiruzzi etwa hatte sich den Spitznamen »der Solist mit der Kalaschnikow« erworben, als er 1988 im Alleingang ein gepanzertes Fahrzeug überfiel. Chiruzzi war für eine ellenlange

Liste von Banküberfällen, Überfällen und Einbrüchen verantwortlich und wanderte schließlich wegen Mordes für 20 Jahre ins Gefängnis. Man schreibt ihm ein Vermögen in Höhe von 20 Millionen Euro zu, auch wenn er, in Polettos Worten, »sein ganzes Leben noch keinen Tag gearbeitet hat«. Womit er natürlich meinte: ehrlich gearbeitet hat. Leute wie Chiruzzi sorgten zwar für interessantere Zeitungsartikel, doch Poletto wusste, dass Notarbartolo ebenso hochfliegende Pläne hatte wie Chiruzzi – auch wenn der Juwelier später (vergeblich) alles versuchte, seinen Namen aus seinem größten Fischzug herauszuhalten. Jahre nach dem Coup erzählte Poletto, Notarbartolo »war ein Mann mit einem Traum«, im Grunde aber nur Amateur. Das könne man schon daran erkennen, wie schnell er als Täter identifiziert wurde.

Martino hingegen nahm Notarbartolo sehr ernst.

Der Anruf hatte ihn am Donnerstag, den 20. Februar 2003 über die zentrale Koordinierungsstelle in Rom erreicht. Die Stelle hatte eine Bitte der belgischen Polizei um Amtshilfe bei der Ermittlung gegen Notarbartolo erhalten und an Martino und seine Einheit weitergeleitet.

Die Büros der Squadra Mobile befanden sich im ersten und dritten Stock eines alten steinernen Polizeigebäudes, an einem breiten, stattlichen Boulevard im Zentrum Turins. Während die Antwerpener Diamanteneinheit in modernen Büros mit gläsernen Wänden und verstellbaren Trennwänden saß, mussten sich ihre italienischen Kollegen mit zugigen Fenstern, pfeifenden Heizkörpern und schiefen Türstöcken herumschlagen. Der einzige Schmuck bestand aus den Totems und Symbolen, mit denen Polizisten in aller Welt ihre Wände schmücken. Bei Peys und de Bruycker waren das die Fotos von all den Orten in der ganzen Welt, an denen ihr Team ermittelt hatte. Bei Martino waren es religiöse Kultobjekte, darunter ein Kruzifix und zwei riesige

Abbilder von St. Michael, dem Schutzpatron der Polizisten, wie er Satan, der sich unter seinen Füßen krümmt, mit einem Speer durchbohrt.
Nachdem Martino von der Spur nach Turin erfahren hatte, rief er seine Leute von ihren geschundenen Schreibtischen und alternden PCs zu sich. Mit ihnen besprach er eine Strategie, wie sie endlich einen Speer durch die Turiner Schule treiben könnten.
Allerdings konnten sie nicht einfach in Notarbartolos Haus eindringen – trotz der zwingenden Beweise, die in Belgien gegen ihn vorlagen. Für eine Hausdurchsuchung bräuchten sie den Beschluss eines italienischen Richters, der wiederum nur auf formalen Antrag seitens eines belgischen Gerichts tätig würde. Dieser Prozess würde eine Zeit lang dauern.
Da Notarbartolo aber bereits mehrfach verurteilt worden war, durfte die Mobile Kriminalpolizeieinheit nach italienischem Recht Notarbartolos Haus auch ohne richterliche Verfügung durchsuchen, allerdings nur nach Waffen und Drogen. Martinos Leute hörten sich auf der Straße um und taten – so die offizielle Version der Ereignisse – auch schnell Informanten auf, die versicherten, Notarbartolo verstecke in seinem Haus illegale Waffen. Tatsächlich handelte es sich bei der Suche nach Waffen nur um einen Vorwand.
Am Freitag, dem 21. Februar 2003 wand sich eine Reihe von Polizeifahrzeugen durch die kurvigen Straßen nach Trana. Als sie Notarbartolos gepflegtes Anwesen erreichten, waren weder er noch seine Frau zu Hause. Die Polizei traf nur ihre erwachsenen Söhne Francesco und Marco an. Francesco, der jüngere der beiden, sah gut aus und hatte den athletischen Körper eines Fußballspielers. Im Gegensatz dazu ähnelte Marco eher dem Schauspieler John Belushi in dessen jungen Jahren. Gemeinsam war den Brüdern jedoch ihre Verachtung für die Polizei, die sie hinter einer Miene gespielter Gleichgültigkeit verbargen. Das

hatten sie offenkundig von ihrem unerschütterlichen Vater geerbt.

Die Brüder ließen die Polizei ohne Widerstand ein. Gründlich durchsuchten die Ermittler die Schlafzimmer, das Wohnzimmer, den Billardraum und selbst Notarbartolos Werkstatthäuschen. Im Hinterhof versuchten sie, einen 10 000-Liter-Heizöltank zu überprüfen, verfügten aber nicht über die Möglichkeit, ihn leer zu pumpen. Also probierten sie es mit einem Bluff: Unter den Augen von Francesco und Marco Notarbartolo führten einige Beamte plötzlich eine große Schau auf und jubelten, als hätten sie die Beute gefunden. Doch die Brüder schnupperten nicht mal an dem Köder.

Natürlich fanden die Ermittler keine Waffen, aber sie befahlen einem der Brüder, den Familiensafe zu öffnen. Darin lagen Bargeld (Euro, Dollar, britische Pfund) im Wert von mehr als 80 000 Euro, Schmuck und 17 Diamanten. Aber ob die aus dem Coup stammten, ließ sich nicht ohne Weiteres sagen. Einige der Steine befanden sich in den Blisterpacks von Zertifizierern, aber das war nicht notwendigerweise verdächtig. Zertifizierte Steine durfte man im Haus eines Juweliers mit Büro in Antwerpen erwarten.

Da die italienischen Polizisten über keine Aufstellung des Diebesguts verfügten, konnten sie nichts anderes tun, als ihren Fund zu katalogisieren und zu fotografieren. Offiziell suchten sie nach Waffen, nicht nach Diamanten, daher hatten sie kein Recht, den Safeinhalt zu beschlagnahmen. Die verpackten Diamanten, darunter ein ungewöhnlicher brauner Diamant von 0,7 Karat, wurden sorgfältig fotografiert, sodass Zertifikatnummer und weitere Informationen gut lesbar waren. Schmuckstücke wurden aus ihren Ziploc-Tüten geholt und einzeln abgelichtet.

Alle Gegenstände kamen zurück in den Safe und Martino übertrug Marco Notarbartolo die Verantwortung darüber, dass nichts davon verschwand. Diese Anweisung hatte Rechtswirkung und machte den Sohn dafür verantwortlich, dass die registrierten und fotografierten Steine blieben, wo sie waren. Anweisungen dieser Art waren eigentlich nur in Fällen üblich, in denen eine physische Beschlagnahme unsinnig wäre, etwa bei Vieh, Booten und ähnlichen Dingen. Nun mag es in diesem Fall so wirken, als habe man den Bock zum Gärtner gemacht, aber der Polizei blieb nichts weiter übrig, als Marco Notarbartolo mit der vollen Härte des Gesetzes zu drohen, wenn er die Anweisung missachtete. Der nahm die Belehrung stoisch auf.
Mit leeren Händen – von den gemachten Aufnahmen einmal abgesehen – fuhren die Polizisten die 45 Minuten nach Turin zurück. Die Bilder vom Safeinhalt schickten sie per E-Mail an ihre Antwerpener Kollegen.

•••

Während die Polizei an jenem Freitag sein Haus in Trana durchsuchte, fuhr Notarbartolo gerade mit seiner Frau Adriana Crudo in dem gemieteten Peugeot zurück über die Alpen an den Ort, wo man ihn am allerwenigsten erwartete: nach Antwerpen. Er hatte jetzt einige Tage das Gefühl genossen, den größten Coup der Geschichte gelandet zu haben. Seiner Ansicht nach hatten die Männer ihn perfekt ausgeführt und keinerlei Spuren hinterlassen, die zu ihnen führten.
Notarbartolo hatte mehrere gute Gründe für diese letzte Fahrt nach Antwerpen: Erstens musste er den Mietwagen zurückgeben, mit dem er nach dem Coup nach Italien gefahren war. Dann stand eine gründliche Reinigung der Wohnung in der Charlottalei an, denn sie hatten das Haus sehr eilig verlassen

und keine Zeit gehabt, gründlich alle Spuren zu beseitigen, die sie mit dem Coup in Verbindung bringen konnten. Notarbartolo wollte auch noch ein letztes Mal ins Diamantenzentrum, nur kurz durch die Drehkreuze hinein und wieder hinaus. Er wusste, dass die Polizei sich die Computeraufzeichnungen daraufhin ansehen würde, ob ein Mieter nach dem Raub nicht wieder erschien.

Ein Außenstehender mag Notarbartolos Beschluss, zum Schauplatz des Verbrechens zurückzukehren, lächerlich leichtsinnig finden. Aber der Turiner strotzte nur so vor Selbstvertrauen, selbst nachdem die Zeitungen berichtet hatten, dass ihr Müllabladeplatz entdeckt worden war, den sie für so sicher gehalten hatten. Er war fest davon überzeugt, dass nichts im Abfall auf ihn hinwies – er wusste ja nicht, dass der Haushaltsmüll mit d'Onorios Arbeitsauftrag ebenfalls im Wald gelandet war. Ebenso wenig ahnte er, dass die Polizei bereits sein Büro und sein Schließfach durchsucht hatte.

Aus zwei langen Jahren Erfahrung wusste Notarbartolo, wie ausgestorben das Diamantenzentrum an einem Freitagabend wegen des jüdischen Sabbats sein würde. Er plante, kurz vor Schließung des Gebäudes kurz ein- und auszuloggen, wenn nur noch ganz wenige Diamantenhändler ihn beobachten könnten.

Der Besuch im Diamantenzentrum, da war er sicher, wäre so schnell erledigt, dass er danach noch gemütlich mit einem alten Freund zu Abend essen konnte. Er rief Antonino Falleti an, der in den Niederlanden wohnte, und lud ihn mitsamt dessen Familie nach Antwerpen zum Abendessen ein. Er habe seine Arbeit in Belgien beendet, verriet er seinem Freund, nach diesem letzten Besuch würde er Wohnung und Büro dort aufgeben. Heute sei also für längere Zeit die letzte Gelegenheit, sich zu sehen. Er lud Falleti für 18 Uhr in seine Wohnung ein. Am nächsten Tag, Samstag, planten Notarbartolo und Crudo, Antwerpen zu

verlassen, mit einem Ryanair-Flug, für den er Tickets im Internet gekauft hatte.
Wenn sie erst einmal zurück in Italien waren, würde ihnen keiner mehr etwas anhaben können.

•••

Antonino Falleti, der dem jungen Robert de Niro verblüffend ähnlich sah, war für seinen schlechen Orientierungssinn berühmt. Am Freitag, dem 21. Februar 2003 fuhr er frühzeitig in Haarlem los und kam um 17:30 Uhr in Antwerpen an. Doch dann hatte er Schwierigkeiten, die Charlottalei zu finden. Er rief seinen Freund auf dessen Handy an, um sich zu der Adresse lotsen zu lassen. Notarbartolo antwortete nach dem ersten Klingeln. Es dauerte noch eine weitere halbe Stunde, bis Falleti durch die verwinkelten Straßen Antwerpens zur Charlottalei 33 gefunden hatte. Falleti freute sich, seinen Freund wieder zu sehen.
Tonino, wie Antonino Falleti genannt wurde, kannte Notarbartolo fast schon sein gesamtes Leben. Als Kinder hatten sie eine Zeit lang im gleichen Haus gewohnt, ihre Väter hatten beide als Lastwagenfahrer gearbeitet. Toninos älterer Bruder Mimmo war seit Kindheitstagen Notarbartolos bester Freund. Tonino war zwar acht Jahre jünger als Mimmo, aber im Laufe der Zeit verlor dieser Altersunterschied immer mehr an Bedeutung. Tonino nannte Notarbartolo »Leo« (wie all dessen Freunde), aber auch »Pino« (ein Spitzname aus Kindheitstagen) oder »Tarrun«, in Anspielung auf dessen süditalienische Wurzeln.
Falleti hatte seine Frau mitgebracht, Judith Zwiep, und seine acht und elf Jahre alten Töchter. Außerdem hatte er ein italienisches Festmahl in Tupperware-Dosen dabei. Während die beiden Frauen Kinder und Essen in die Wohnung brachten,

folgte Falleti Notarbartolo mit seinem Auto zur Leihwagenfirma, wo sie den Peugeot zurückgaben.
Als das erledigt war, stieg Notarbartolo zu Falleti ins Auto und wies ihm den Weg zum Empire-Einkaufszentrum. Sie parkten an der Appelmansstraat, einem engen Boulevard, von dem man durch das Einkaufszentrum in die Straßen des Diamantendistrikts gelangen konnte. Die Mall war eine Ansammlung von Luxusboutiquen und Dienstleistern für die Diamantenbranche. Es gab einen Schönheitssalon, ein kleines Geschäft mit koscheren Lebensmitteln und einige Diamantenzubehörhändler. In etlichen Restaurants mit unterschiedlichster Küche konnte so ziemlich jeder heimatliches Essen finden, egal, wo er herkam. Die beiden Italiener ließen sich nieder und unterhielten sich bei einem Bier.
Falleti arbeitete in Haarlem als Parkraumüberwacher und verzehrte sich vor Heimweh, obwohl er schon bald 20 Jahre in den Niederlanden lebte. Er freute sich immer, mit einem Turiner Landsmann zu plaudern, und hatte in der langen Erkundungsphase vor dem Coup seinen Freund mehrmals in Antwerpen besucht. Später sagte er der Polizei gegenüber aus, er habe von Notarbartolos Treiben in Antwerpen fast nur gewusst, was der ihm erzählte: dass er in Antwerpen Steine für seine Läden und für sein Hobby, das Schmuckdesign, kaufe. Notarbartolo habe Falleti auch anvertraut, dass all diese Geschäfte schwarz liefen. Auf dem Schwarzmarkt gekaufte Steine, so Notarbartolo angeblich, seien billiger und man spare außerdem Steuern.
Sollte das stimmen, ließe sich damit vielleicht erklären, was die Polizei zu jenem Zeitpunkt schon wusste: In der gesamten Zeit, die Damoros Preziosi in Antwerpen tätig war, hat die Firma nicht eine einzige Diamantentransaktion bei der zuständigen Behörde angemeldet. Für die Ermittler war das ein wichtiges Indiz

dafür, dass Notarbartolo sein Büro nur angemietet hatte, um das Diamantenzentrum vor dem Coup auszuspionieren.
Vielleicht stimmt sogar, was Notarbartolo seinem Freund erzählte, aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen. Händler, die Diamanten in die EU einführten oder aus ihr exportierten, mussten die Ware von Experten des belgischen Zolls untersuchen lassen, von einer Lizenzierungsbehörde und vom Finanzministerium. Die kurz Diamond Office (»Diamantenbüro«) genannte Behörde erfüllte mehrere wichtige Funktionen. Sie schätzte den Wert der Ware und stellte sicher, dass er dem entsprach, was der Exporteur oder Importeur angab. Außerdem bestätigte sie die Art der gehandelten Steine und ihr Gewicht. Bei Rohdiamanten überprüfte sie auch, ob die Ware von einem Kimberley-Process-Zertifikat begleitet wurde, das garantierte, dass die Steine nicht aus Kriegsgebieten kamen. Diese Unterlagen nützten zwar in erster Linie dem Staat – sie bildeten zum Beispiel die Bemessungsgrundlage für die Steuer –, waren aber auch für den Händler nützlich, da sie von unabhängiger Seite den Wert eines betreffenden Steins bestätigten. Banken prüften anhand von Dokumenten des Diamantenbüros, ob sie eine Lieferung vorfinanzieren wollten, und Versicherungen akzeptierten sie als Beleg für den Warenbestand eines Unternehmens.
Das war zumindest das offizielle Prozedere, aber in Antwerpen wusste jeder, dass aus den verschiedensten Gründen ständig schwarz gehandelt wurde. Ließ man Transaktionen nicht über Behörden und Geschäftsbücher laufen, ersparte man sich Papierkram und Steuern, außerdem ließen sich so prima Gelder waschen oder Steine dubioser Herkunft handeln. Dennoch hielt Philip Claes vom Antwerp World Diamond Centre es für »lächerlich«, dass eine Diamantenfirma, die über zwei Jahre lang aktiv gewesen sein will, nirgends in den Unterlagen des

Diamantenbüros auftaucht, nicht mal am Rande als Kunde eines anderen Unternehmens.
Beim Bier erzählte Notarbartolo Falleti, er habe sein Zimmer im Diamantenzentrum bereits leer geräumt und schließe sein Büro in Antwerpen, um sich besser auf Turin konzentrieren zu können. Obwohl es beide Männer zum Abendessen zog, sagte Notarbartolo Falleti, er müsse noch einmal im Diamantenzentrum nach seiner Post sehen. Da es ganz in der Nähe liege, könnten sie doch kurz hinübergehen. Noch ein allerletztes Mal wollte Notarbartolo seine Karte durch die Leser an den Drehkreuzen ziehen. Es blieben nur noch wenige Minuten, bis das Gebäude schloss. Das schien die perfekte Gelegenheit.
Falleti, der wie die meisten Menschen in Europa die Nachrichten verfolgte, wusste natürlich von dem Coup. Tatsächlich hatte er noch auf der Fahrt aus den Niederlanden nach Antwerpen im Autoradio einen Bericht darüber gehört. Er hatte auch einige Zeitungsartikel gesammelt und wollte sie Notarbartolo geben, aber er hatte sie daheim vergessen. Falleti kannte Notarbartolos Vergangenheit und ahnte, dass sein Freund etwas mit der Sache zu tun haben könnte. Da er nicht in die Sache hineingezogen werden wollte, stellte er keine Fragen, zumindest nicht beim Bier in einer Kneipe wenige 100 Meter vom Tatort entfernt.
Sie durchquerten das Einkaufszentrum und betraten den Diamantendistrikt an der Kreuzung Hoveniersstraat und Rijfstraat. Gegen die Kälte trug Notarbartolo einen schweren Parka über einem dunklen Pullover und einem weißen Hemd. Dazu trug er eine dunkle Freizeithose.
Genau wie Notarbartolo gehofft hatte, war der Distrikt um diese Tageszeit wie ausgestorben.

•••

Notarbartolo stellte sich vor, wie er durch die Glastüren ging, in eine fast menschenleere Eingangshalle, am Wachmann vorbei, der maximal ein »Bonsoir« bekam, dann durch die Drehkreuze und zu den Aufzügen. Er musste nicht lange bleiben, nur zum Büro gehen, so tun, als erledige er dort etwas, und dann wieder zurück und aus dem Gebäude. Er hatte nicht mal den Schlüssel zu Büro oder Schließfach dabei; sein Plan war, schnell wieder zu verschwinden. Er wollte nicht riskieren, irgendjemanden zu treffen, der ihn bei seiner allerletzten Mission vor dem endgültigen Verschwinden unnötig aufhielt.

Allerdings ahnte Notarbartolo nicht, dass er nicht länger der unsichtbarste Mieter des Diamantenzentrums war, sondern der meistgesuchte Mann Belgiens. Jeder Wachmann im Gebäude wusste Bescheid.

Julie Boost hatte der Polizei bei der Durchsuchung von Notarbartolos Büro und Schließfach assistiert und den Ermittlern Hunderte Stunden Videomaterial aus den Tagen vor dem Coup übergeben. Außerdem hatte sie die Wachmannschaft angewiesen, nach Notarbartolo Ausschau zu halten, auch wenn im Diamantenzentrum niemand wirklich erwartete, ihn je wieder zu sehen.

Als Kamiel, der Wachmann im Eingangsbereich, den Juwelier auftauchen sah, war er daher ebenso verblüfft wie an dem Tag, als er vom Coup erfuhr. Notarbartolo kam aus der Kälte herein und lächelte so freundlich wie immer. Der andere Mann, den Kamiel nie gesehen hatte, blieb draußen. Kamiel fing sich rasch, griff unauffällig zum Telefon und löste Alarm aus, dass Notarbartolo zurück sei. Erst rief er seine Chefin an, Julie Boost, danach gleich die Diamanteneinheit. Deren Ermittler hatten Kamiel seit Montag mehrmals befragt und ihm ihre Durchwahl gegeben.

Boost war in dieser Woche durch die Hölle gegangen. Als Gebäudemanagerin hatte sie anfangs zu den Hauptverdächtigen gezählt. Schließlich gehörte sie zu den nur vier Leuten, die den Code für den Tresor kannten. Die Mieter hatten sie mit vernichtender Kritik über die lasche Sicherheit im Gebäude bombardiert. Jetzt sah sie ihre Chance, etwas wiedergutzumachen, indem sie bei der Ergreifung jenes Mannes mithalf, der ihr Gebäude ausgeraubt hatte.
Kurz entschlossen ließ Boost alles stehen und liegen und rannte zum Haupteingang. Sie fing Notarbartolo im Gang zu Block B ab, kramte ihren lange nicht genutzten Charme aus und begrüßte ihn wie einen verlorenen Sohn. Ausführlich berichtete sie ihm auf Französisch über die Ereignisse der Woche und tat, als nehme sie an, er wolle sich erkundigen, ob sein Schließfach ausgeraubt worden war. Obwohl das genau die Art von Begegnung war, die Notarbartolo zu vermeiden gehofft hatte, hörte er höflich zu. Schließlich wäre es höchst verdächtig gewesen, wenn ihn das Schicksal seiner Wertsachen nicht interessiert hätte. Während Boost endlos über den Raub plauderte, war bei der Diamanteneinheit nach Kamiels Anruf hektische Betriebsamkeit ausgebrochen.

•••

Die Ermittler waren an einem toten Punkt angekommen, als plötzlich das Telefon klingelte. Seit der Entdeckung des Coups am Montag hatten sie ununterbrochen gearbeitet. Jetzt waren sie müde und frustriert.
Patrick Peys erinnert sich noch gut: Seit den ersten vielversprechenden Stunden mit ihren konkreten Hinweisen hatte sich die Stimmung mittlerweile deutlich verfinstert. Inzwischen fürchteten alle, dass die Täter endgültig verschwunden sein

könnten. »In Europa läuft das nicht wie etwa in den Vereinigten Staaten. Wir steigen nicht einfach ins Flugzeug und ermitteln in Italien«, erklärt Peys. »Alles geht den offiziellen Dienstweg – und das dauert. Es hätte uns mindestens ein paar Tage, vielleicht eine Woche gekostet, bis wir nach Italien fliegen und Notarbartolo hätten befragen können. Wir hätten das auch getan. Aber damals waren wir noch nicht so weit. Natürlich hätten wir hinfliegen können, aber wir hatten keine Erlaubnis.«

Doch selbst mit einer offiziellen Erlaubnis, Notarbartolo zu befragen, hätten sie ihn noch lange nicht verhaften dürfen. Darüber mussten italienische Behörden entscheiden. Und die Chancen, dass Notarbartolo nach Belgien ausgeliefert und dort angeklagt würde, standen schlecht. Damals, 2003, war es schier unmöglich, Italien zur Auslieferung eines Staatsbürgers zu bewegen, wenn dieser eines Verbrechens verdächtigt wurde, bei dem keine Gewalt angewendet worden war. Die Höhe des finanziellen Schadens spielte überhaupt keine Rolle.

Im Gefühl, dass Notarbartolo ihnen durch die Finger glitt, beschloss die Einheit am späten Freitagnachmittag, früher Schluss zu machen. Ihr Kommandant, Agim de Bruycker, ging mit einigen anderen Ermittlern in eine nahe gelegene Kneipe, um sich bei ein paar Bier vom Stress der Woche zu erholen. Peys plante, seine Frau in ein Restaurant auszuführen und war schon unterwegs, sie abzuholen. Als Kamiel anrief, harrten von der Einheit nur noch Kris de Bot und Gerry Vanderkelen in der Zentrale aus.

»Die Befragung von Marcel Grünberger ging gerade zu Ende«, erinnerte sich de Bot später. »Er las gerade seine Aussage durch. In dem Moment kam der Anruf. Ich informierte sofort die örtliche Polizei, weil die ein Revier unweit vom Diamantenzentrum hatte. Ihre Leute mussten in unmittelbarer Nähe sein. Wenn etwas sehr dringlich ist, sind sie als erste dran.«

Ein kritischer Augenblick. De Bot und Vanderkelen würden mindestens zehn Minuten zum Diamantenzentrum brauchen, selbst wenn sie mit Blaulicht und Sirene hinüberrasten. Zwar wimmelte es im Diamantendistrikt von Cops, aber die Ermittler wollten vermeiden, dass die Polizeikräfte vor Ort Notarbartolo sofort verhafteten.

»Wir brauchten Leute [vor Ort], welche die Bedeutung Notarbartolos kannten. Und die auch wussten, dass wir herausfinden mussten, wo er wohnte«, erklärte Peys. »Es wäre kontraproduktiv gewesen, den Verdächtigen zu Boden zu werfen, ihn festzunehmen und dann zu fragen, wo er denn wohne.«

Die Ermittler mussten Notarbartolo deshalb im Glauben lassen, er sei nur ein wichtiger Zeuge, der im Rahmen einer Routinebefragung seine Adresse angab. Doch selbst wenn sie Notarbartolo zu fassen bekamen, bevor er ihnen entschlüpfte, bestand immer noch das Risiko, dass Komplizen, die das Ganze beobachtet hatten, die Wohnung hastig räumen und alle Beweise beseitigen würden. Da Kamiel einen zweiten Mann gesehen hatte, schien diese Möglichkeit in den Augen der Ermittler durchaus real. Sobald Notarbartolo festgehalten wurde, tickte also die Uhr, denn es bestand die Gefahr, dass einer seiner Komplizen sein Verschwinden bemerkte und schnell reagierte, indem er mögliche Beweise vernichtete. Die Ermittler würden nie rechtzeitig herausbekommen, wo Notarbartolos Wohnung lag, wenn die örtliche Polizei ins Diamantenzentrum stürmte und ihm Handschellen anlegte. Wenn er einmal verhaftet war, das sahen die Ermittler voraus, würde er als erfahrener Krimineller gar nichts mehr sagen.

De Bot rief die Polizei vor Ort an, beschrieb ihnen die Lage im Diamantenzentrum und gab strikte Anweisung, Notarbartolo im Gebäude zu halten, ihn aber nicht zu verhaften und ihm nicht zu verraten, dass er ein Verdächtiger sei.

De Bot fuhr, während Vanderkelen vom Beifahrersitz aus per Handy den Rest der Mannschaft zusammentrommelte. Eigentlich hatten die zwei ja geplant, später zu den Kollegen in der Kneipe zu stoßen, sobald sie die Befragung Grünbergers beendet hatten, doch nun würden die Kollegen zu ihnen stoßen. Am anderen Ende der Stadt ließen die acht Ermittler, die mit de Bruycker tranken, ihr Bier stehen und eilten in den Diamantendistrikt. Peys wendete und rief seine Frau an, dass er zurück an die Arbeit müsse.

Währenddessen machte im Diamantenzentrum Boosts Geschnatter Notarbartolo allmählich unruhig. Diese Redelust passte gar nicht zu der reservierten Gebäudemanagerin. Peys gratulierte ihr später zu ihrer Vorstellung. »Ich bin mit Julie Boost ja nicht immer gut ausgekommen, aber wie sie ihn da hinhielt, das war exzellente Arbeit«, sagte Peys.

Draußen näherten sich mehrere Polizisten dem Gebäude, einige betraten es. Dass jetzt auch noch Polizisten im Eingangsbereich auftauchten, machte Notarbartolo endgültig nervös und er begann, sich Richtung Ausgang und Freiheit zu bewegen.

Boost hingegen war erleichtert, dass die Gendarmerie eingetroffen war. Sie verstand allerdings nicht, warum Notarbartolo nicht verhaftet wurde. Allgemeine Verwirrung machte sich breit. Notarbartolo versuchte, sich Richtung Ausgang zu schwindeln, Boost forderte einen der Polizisten flüsternd auf, Notarbartolo sofort zu verhaften, während die Beamten unschlüssig waren, wie sie mit der Situation umgehen sollten. Allerdings würden sie niemanden verhaften, nur weil Julie Boost es von ihnen verlangte.

Glücklicherweise dauerte diese Phase der Verwirrung nicht lange. De Bot meinte später, es habe sich angefühlt, als hätten sie die zehn Minuten von der Zentrale »in zehn Sekunden« geschafft. Die zwei Ermittler schalteten Blaulicht und Sirene ab,

bevor sie durch die Fahrzeugsperre an der Schupstraat fuhren und vor dem Diamantenzentrum hielten. Obwohl ihr Herz raste, schlenderten sie ins Gebäude und versuchten, freundlich und entspannt zu wirken. Das fiel ihnen nicht allzu schwer; Vanderkelen sah aus wie ein Sportstudent, de Bot mit seinem lichter werdenden Haar wie dessen Vater.

So harmlos die zwei auch gewirkt haben mochten, wusste Notarbartolo doch, dass ein gefährliches Katz-und-Maus-Spiel begonnen hatte, als sie ihn im Gang für eine Befragung zur Seite nahmen. »Notarbartolo, der ja ziemlich klug ist, merkte, dass da was im Busch war«, erklärte Peys, »aber er konnte nicht riskieren, sich verdächtig zu verhalten. Hätte er verkündet, ›Ich sage hier überhaupt nichts‹, hätte er die letzte Brücke hinter sich abgebrochen.«

Anfangs lief das Gespräch entspannt, doch als die Ermittler zu der Frage kamen, wo Notarbartolo denn in Antwerpen wohne, bekam dessen Französisch plötzlich Lücken und er erklärte, so freundlich wie eh und je, dass er nicht verstehe. »Herr Notarbartolo behauptete, nur Italienisch zu sprechen und weder Englisch noch Französisch zu verstehen«, erinnert sich de Bot. Doch diese Lüge war so dreist – schließlich hatte er eben noch hervorragend Französisch gekonnt, als die Polizisten ankamen –, dass die Ermittler die Frage geduldig, aber hartnäckig einfach wiederholten. Notarbartolo hielt sie weiter hin, während sein Hirn nach einem Ausweg aus dieser Klemme suchte.

•••

Während sich im Erdgeschoss dieses Drama abspielte, beendete Fay Vidal in den Büros von IDH Diamonds im dritten Stock ihre Arbeit und fuhr mit dem Lift ins erste Untergeschoss, in die Tiefgarage. Als sie das Gebäude verlassen wollte, fand sie die

Garagentore verriegelt. Die Wache weigerte sich strikt, sie oder irgendjemand anders aus dem Gebäude zu lassen. Polizeiliche Anordnung, sagte er.

Für Vidal war das nach einer langen und anstrengenden Woche der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Von Rijfstraat bis Schupstraat hatte es nur ein Gesprächsthema gegeben: den Coup. Wie die meisten Opfer hatte auch Vidal ihren Schaden der Versicherung gemeldet, jetzt musste sie versuchen, in den Alltag zurückzufinden. Am Ende dieser sehr langen Woche wollte sie nur noch nach Hause und all den Ärger hinter sich lassen. Und nun das.

Vidal ließ sich nicht gern herumkommandieren. »So bin ich nun mal«, erklärte sie später. In jenem Moment beschloss sie: »Ich werde dieses Gebäude verlassen.«

Sie fuhr ins Erdgeschoss und nahm den Korridor zum Haupteingang an der Schupstraat, auf der Suche nach Julie Boost. Von ihr wollte sie verlangen, durch die Garage aus dem Gebäude gelassen zu werden. Wie die meisten Mieter des Diamantenzentrums hatte sie keine Ahnung, wer Leonardo Notarbartolo war. Den Namen hatte sie noch nie gehört. Sie verstand sofort, dass der Mann, an dem sie gerade vorbeiging, im Zusammenhang mit dem Coup befragt wurde, aber das war in den vergangenen fünf Tagen ein gewohnter Anblick geworden. Sie ahnte nicht, dass es sich um den Mann handelte, der ihr Schmuck, Diamanten und Familienerbstücke gestohlen hatte.

»Ich sehe da einen Mann stehen, in einer kurzen Jacke, und um ihn drei Männer, sehr groß, die sich seine Papiere ansehen und offenkundig mit ihm reden«, erinnerte sie sich. »Ich höre ihn auf Italienisch sagen, ›Questo non è possibile.‹ [Das ist unmöglich.] Dieser Mann hier verstand überhaupt nicht, was man von ihm wollte und warum man seine Papiere sehen wollte, und [er

verhielt sich wie] eine verschüchterte Jungfrau mit seinem ›Was wollen Sie von mir?‹«

Damals war Notarbartolo für sie ein »totaler Nobody«. Im Nachhinein wünschte sie sich, sie hätte dem Mann, der sie bestohlen hatte, eine reingehauen. Seinen Namen spuckte sie später nur aus wie einen ekligen Knorpel: No-tar-BAR-tolo.

•••

PresseClub Webedition

Kurz bevor die Polizei eintraf, meldete sich Tonino Falletis Blase. Draußen war es eiskalt und Notarbartolo, tief ins Gespräch mit Boost vertieft, brauchte viel länger als die paar versprochenen Minuten. Falleti tigerte unter dem Betonvordach des Diamantenzentrums hin und her und suchte die Straße nach einem geeigneten Ort ab, wo er auf die Toilette gehen konnte. Doch es gab nichts. In der Schupstraat residierten Diamantengeschäfte und Banken, die alle so spät am Freitag entweder geschlossen hatten oder in die man nur mit Sicherheitsausweis hineinkam.

Schließlich wurde sein Bedürfnis so dringend, dass Falleti um die Ecke in eine nahe gelegene Wirtschaft zog. Anstatt gleich zum Diamantenzentrum zurückzukehren, beschloss er, in der warmen Gaststube auf seinen Freund zu warten. Allmählich machte er sich leichte Sorgen um ihn. Er versuchte, Notarbartolo auf dem Handy anzurufen, um ihm Bescheid zu geben, wo er sei. Es ging zwar jemand dran, sagte aber nichts. So entschied er, zum Diamantenzentrum zurückzugehen – in der Hoffnung, Notarbartolo auf der Straße zu treffen. Was er sah, als er um die Ecke kam, erstaunte und erschreckte ihn.

Vor dem Diamantenzentrum wimmelte es von Polizisten und ständig kamen mehr dazu. Auf der Schupstraat herrschten große Aufregung und wildes Durcheinander. Falleti fürchtete,

Notarbartolo könnte in Schwierigkeiten stecken, und ahnte, dass es mit dem Coup zu tun haben könnte. Er rief Crudo an und fragte sie, was er tun solle. Sie wies ihn an, sofort zur Wohnung zurückzukehren.
So gefasst wie möglich entfernte sich Falleti von dem Polizeiauflauf, holte sein Auto und schaffte es, zur Charlottalei zurückzufinden, ohne sich zu verfahren. Während der Fahrt rief er wieder bei Notarbartolo an, doch diesmal ging niemand dran. Er machte sich große Sorgen um Notarbartolo und die deprimierende Wohnung war ihm kein Trost. Er trank ein Gläschen Grappa, um den Kopf klar zu bekommen. Es wurde immer später und das Abendessen, das Zwiep und er von daheim mitgebracht hatten, blieb unangetastet. Crudo war angespannt und ängstlich, unschlüssig, was sie tun sollte.
Sie fürchtete, er habe wegen seines langen Vorstrafenregisters Probleme bekommen. Sie und Falleti beschlossen, gemeinsam zum Diamantenzentrum zu fahren und sich bei der Polizei zu erkundigen, wo er sich befinde und was mit ihm geschehen sei. Aber noch im Auto entschieden sie sich anders. Es sah Notarbartolo gar nicht gleich, nicht ans Telefon zu gehen. Sie nahmen sein Schweigen als Zeichen dafür, dass er in Schwierigkeiten steckte.
Falleti beschloss, Frau und Kinder lieber nicht allein in der Wohnung zu lassen und zu riskieren, dass sie in die Ermittlungen hineingezogen würden. So fuhr er mit Crudo zurück und sammelte seine Familie für die Fahrt in die Niederlande ein. Schnell packten sie alles ein, was in der Wohnung war. Sie hatten das Gefühl, einer auf sie zurollenden Gefahr entkommen zu müssen. Sie packten das unberührte Essen wieder ein, steckten die Mädchen in ihre Mäntel und stellten die Koffer an die Wohnungstür. Falleti half Crudo, all das zu entsorgen, was Notarbartolo und sie in aller Ruhe über das Wochenende

wegzuschaffen geplant hatten. Falleti versprach, am nächsten Morgen noch einmal nach Antwerpen zu kommen, wenn er in Ruhe darüber nachgedacht hätte, was zu tun war.

Keinen Kilometer entfernt konnte Notarbartolo sich vorstellen, unter welchem Druck Crudo stand. Er wusste: Sobald er den Ermittlern seine Adresse verriet, würden sie in Scharen dort einfallen. Deshalb spielte er so lange wie möglich auf Zeit, um seinen Verbündeten die Möglichkeit zu geben, die Wohnung zu räumen und zu verschwinden. Ihm war klar, dass er nicht gewinnen konnte: Die Ermittler befragten ihn höflich, aber hartnäckig, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie seine Weigerung, eine Adresse zu nennen, als absichtliche Behinderung der Ermittlung betrachten würden. Dann würde er zum Verdächtigen – und das wollte er vermeiden.

Natürlich stand es für die Beamten außer Frage, dass Notarbartolo verdächtig war, aber der konnte ja nicht ahnen, wie viele Beweise die Polizei schon gegen ihn gesammelt hatte. Er hoffte noch immer, sich herausreden zu können, indem er das verwirrte, unschuldige Opfer spielte. Die Ermittler durchschauten zwar Notarbartolos Versuche, Zeit zu schinden, stellten ihre Fragen aber weiter so freundlich wie möglich, um ihm keinen Grund zu geben, indigniert und unkooperativ zu werden. »Er war sehr durcheinander«, erinnert sich de Bot. »Total überrascht. Man erkannte das an seinem Gesichtsausdruck und seiner Körpersprache. Meiner Ansicht nach wusste er nicht, dass wir ihn suchten.«

Notarbartolos einzige Hoffnung bestand darin, Crudo und den anderen genug Zeit zu verschaffen, die Wohnung leer zu räumen und zu fliehen. Und dabei musste er so kooperativ scheinen, dass die Polizei ihm nicht vorwerfen konnte, die Ermittlung zu behindern. Denn das hätte ein möglicher Vorwand sein können, ihn zu verhaften. Außerdem bestand die Chance, dass, solange

man freundlich plauderte, ein Beamter versehentlich verriet, was man gegen ihn in der Hand hatte.

Und so gab er bei der Befragung vor, die Adresse seiner Wohnung nicht zu kennen. Er behauptete de Bot gegenüber, er kenne nur den Weg vom Diamantendistrikt dorthin. So freundlich wie zuvor führte de Bot ihn zu einem Streifenwagen und erklärte, er führe ihn gern nach Hause. Allmählich gingen dem italienischen Dieb die Optionen aus, aber noch kämpfte er, wie ein sturer Schachspieler, der seinen einsamen König verzweifelt von einem Feld zum nächsten zieht, während die Türme und Springer des Gegners ihn geduldig ins Schachmatt treiben.

Schließlich konnte Notarbartolo nicht mehr anders und führte de Bot vom Rücksitz eines Streifenwagens zur Wohnung.

»Er hatte große Angst, seine Adresse zu verraten«, erinnerte sich de Bot. »Doch als wir sagten: ›Sir, wenn Sie nichts mit dem Fall zu tun haben, warum rücken Sie dann nicht heraus, wo Sie wohnen?‹, verstand er: Wenn er in dieser Frage mauerte, dann würden wir ihm nichts mehr glauben … Er kapierte, dass er seine Adresse preisgeben musste, sonst würde er ein Problem mit der Polizei bekommen.«

In der Charlottalei deutete Notarbartolo auf seine Wohnung, hoffend, dass seine Verbündeten genug Zeit gehabt hätten, sie auszuräumen. De Bot und Vanderkelen beschlossen, auf Verstärkung zu warten, bevor sie den Wagen verließen. Sie fürchteten, von einem Schmiere stehenden Komplizen beobachtet worden zu sein und geradewegs in eine Falle zu laufen. Sie wollten auch vermeiden, dass Notarbartolo irgendwie Kontakt zu den anderen Verdächtigen aufnahm. Und so riefen sie Verstärkung und brachten Notarbartolo zur weiteren Befragung in die Dienststelle.

Als sich der Streifenwagen entfernte, war für eine kurze Zeit keine Polizei vor dem Anwesen Charlottalei 33.

Die letzte Phase der Flucht aus der Wohnung hatte durchaus komische Züge, doch die Betroffenen waren überhaupt nicht in Stimmung für Komik. Drei Erwachsene und zwei Kinder quetschten sich in den winzigen Lift, zusammen mit einem aufgerollten Teppich, einigen Taschen, Koffern und einem Haufen italienischer Hausmannskost in Plastikdosen. Nach quälend langsamer Fahrt aus dem siebten Stock erreichte der Lift endlich das Erdgeschoss.

Genau in diesem Moment hielt der erste Streifenwagen am Bordstein. Das Timing war perfekt – oder grauenhaft, je nach Perspektive.

Als Falleti, seine Familie und Crudo aus dem Lift traten, liefen sie direkt der Polizei in die Arme. Mit Säcken voll vernichtender Beweise in den Händen.

Falleti, Zwiep und die Kinder wurden in einen Streifenwagen verfrachtet, Crudo in einen zweiten. Notarbartolo war bereits in einem dritten weggebracht worden. Niemand war offiziell verhaftet worden, aber alle wurden zur Befragung in die Dienststelle der Diamanteneinheit gebracht. Doch noch hatten die Polizisten ihr Rennen gegen die Uhr nicht ganz gewonnen. Bisher hatten sie es zum Diamantenzentrum geschafft, bevor Notarbartolo Boosts Hinhaltetaktik durchschaut und das Gebäude verlassen hatte. Sie hatten auch Falleti und die anderen geschnappt, nur Sekunden bevor diese mit wertvollen Beweisen verschwinden konnten. Doch jetzt brauchten sie einen Durchsuchungsbefehl für die Wohnung, und wenn sie den nicht bis 21 Uhr in Händen hielten, würden sie laut belgischem Gesetz bis zum nächsten Morgen warten müssen.

Es war bereits 20:30 Uhr, als sie den zuständigen Untersuchungsrichter anriefen. Der lebte in einer Gemeinde außerhalb der Stadt und hatte zu Hause weder Fax noch Computer. Er würde den Durchsuchungsbefehl von Hand schreiben, ein Beamter der

örtlichen Polizei würde ihn abholen und der Diamanteneinheit faxen. Wenn das Papier nicht rechtzeitig eintraf, würden sie über Nacht Beamte vor der Wohnung postieren müssen. Aber sie würden niemanden davon abhalten können, das Gebäude zu betreten. Sollte ein weiterer Komplize erfahren, dass seine Kollegen in Polizeigewahrsam waren, könnte er an den Wachen vorbei in das Gebäude spazieren, die Wohnung betreten und alle verbleibenden Spurenbeweise die Toilette hinunterspülen.

Doch ihr Glück blieb den Ermittlern auch weiter treu. De Bots Schwester arbeitete auf dem Polizeirevier in der Gemeinde des Richters und sie hatte an jenem Abend Dienst. Mit Blaulicht raste sie zu dessen Haus, holte den Durchsuchungsbefehl und raste zur Wache zurück. Von dort faxte sie ihn der Diamanteneinheit.

Während seine Schwester den Durchsuchungsbefehl holte, wartete de Bot mit laufendem Motor vor dem Polizeigebäude, bereit, ihn zur Wohnung zu bringen.

»Es war ganz knapp«, erzählte er später. »Agim [de Bruycker] wartete am Faxgerät, ich wartete unten im Auto.«

Als das Fax kam, sprang de Bruycker in den Aufzug, rannte durch die Glastüren des Polizeigebäudes und drückte es de Bot in die Hand. De Bot stieg aufs Gas.

Der handgeschriebene Durchsuchungsbefehl kam um 20:58 Uhr an der Charlottalei 33 an.

11. KAPITEL

SCHACHMATT

Ob uns zu Fall bringt Ehrgeiz, Lust, ob Raub,
wie Diamanten schleift auch uns nur eigner Staub.

Herzog Ferdinand, Die Herzogin von Malfi (1613–1614)

Leonardo Notarbartolo hoffte noch immer, sich aus der Sache herausreden zu können.
Vielleicht befragten die Ermittler ja alle Zeugen so gründlich? Notarbartolo glaubte, dass ihn nichts mit dem Raub in Verbindung brächte. Sie hatten während des Coups Handschuhe getragen, die Überwachungsbänder gründlich zerstört und keine Spur hinterlassen, die zu ihnen führte. Er wusste, dass der Abfall ihres Coups gefunden worden war, nicht aber, dass darin auch Haushaltsmüll gewesen war, der die Polizei direkt zu ihm geführt hatte.
An einem Tisch in einem stillen Befragungsraum sitzend, spielte Notarbartolo weiterhin den Part des verwirrten Juweliers, der nicht verstand, warum die Polizei sich für einen unschuldigen Mann wie ihn interessierte. Um die Polizei davon zu überzeugen, dass sie auf dem Holzweg war, musste er die richtige Mischung aus Indigniertheit und Kooperationsbereitschaft treffen.
Genau dort wollte Peys ihn haben. Solange Notarbartolo noch einen Ausweg sah, würde er weiter mit der Polizei reden. Und

vielleicht würde er dabei versehentlich etwas Wichtiges ausplaudern, auch wenn es vordergründig nur um Nebensächlichkeiten ging.

»Ich behandelte ihn anfangs nicht wie einen Verdächtigen, sondern wie einen Zeugen, der vielleicht etwas Wichtiges beisteuern könnte«, erinnert sich Peys Jahre später. »Er erzählte uns detailliert, was er an den Tagen [um den Raub herum] getan hatte.«

Notarbartolo wusste auf alles eine Antwort. Er habe das Auto gemietet, weil er verschlafen und seinen Flug nach Italien verpasst habe. Er sei ein paar Tage länger in Antwerpen geblieben – in der Hoffnung auf weitere Geschäfte und habe dann entschieden, heimzufahren statt zu fliegen. Angesichts der großen Entfernung mag man einen solchen Plan zwar für seltsam halten, aber er war natürlich nicht illegal.

Peys fragte ihn, warum es über die ganzen zwei Jahre seiner Anwesenheit in Antwerpen keinerlei Aufzeichnungen über irgendeine Geschäftstätigkeit seiner Firma Damoros Preziosi gebe. Das Unternehmen hatte sich nie beim Wirtschaftsministerium um eine Lizenz beworben, ohne die Güter weder im- noch exportiert werden durften. Auch habe das Diamantenbüro keinerlei Aufzeichnungen über von der Firma getätigte Geschäfte. Das, erklärte Peys, scheine höchst verdächtig. Um diesen Verdacht auszuräumen gab Notarbartolo an, ausschließlich auf dem Schwarzmarkt gehandelt zu haben, weil er angeblich Steuern sparen wollte.

Peys erhöhte den Druck und fragte Notarbartolo, was er an diesem Abend im Diamantenzentrum gewollt habe. »Er behauptete, er habe etwas im Büro zu tun gehabt, was Blödsinn war, denn das war ja völlig leer«, erzählte Peys später. Außerdem trug Notarbartolo weder Büro- noch Schließfachschlüssel bei sich. Die fand die Polizei später in seiner Wohnung.

Das stimme, räumte Notarbartolo ein, als Peys ihn auf den Widerspruch hinwies. Er habe erst im Diamantenzentrum gemerkt, dass er die Schlüssel daheim vergessen hatte. In eben jenem Moment habe er Julie Boost entdeckt und beschlossen, sie zum Raub zu befragen. Diese Erklärung war ein geschickter Versuch, Boosts Falle zu seinen Gunsten zu nutzen.

Als Nächstes probierte es Peys aus einer anderen Richtung. Er wies darauf hin, dass Notarbartolo den Tresorraum als Letzter vor dem Einbruch betreten hatte. Notarbartolo entgegnete, es habe sich noch jemand, ein Inder, in dem Raum befunden, als er ging. Die Polizei hatte die Überwachungsbänder jenes Abends aber bereits durchgesehen. Peys wusste, dass Notarbartolo log. Dann fragte er, warum Notarbartolo sich erst so spät nach dem Raub erkundigt habe, woraufhin dieser erklärte, er habe bei seinem letzten Besuch im Tresorraum sein Fach geleert und gewusst, dass sich nichts Wertvolles mehr darin befand.

Auf jede der bohrenden Fragen wusste Notarbartolo eine gute Antwort – außer auf eine: Wo er denn Samstagnacht, den 15. Februar gewesen sei? Notarbartolo gab an, er habe sich in seiner Wohnung Abendessen gemacht und noch ein wenig ferngesehen. Um Mitternacht sei er ins Bett gegangen. Ein denkbar schwaches Alibi, wie Peys fand.

Die Stunden verrannen; der Ermittler ließ sich Zeit und hielt das Gespräch am Laufen. Beide verhielten sich höflich und professionell. Das gehörte zu ihrer jeweiligen Fassade, zum Versuch, den anderen zu übertölpeln. Peys kam das durchaus entgegen.

»Als Polizist muss man einen Menschen so neutral wie möglich sehen«, sagte er später als Erklärung dafür, dass er Notarbartolo nicht einfach mit den gegen ihn vorliegenden Beweisen konfrontierte. »Man muss immer die Möglichkeit im Auge behalten, dass das Gegenüber unschuldig ist. Andererseits muss man auch realistisch sein … Da mag der andere noch so sehr beteuern: ›Ich

habe damit nichts zu tun, ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann, der eineinhalb Jahre in Antwerpen zu tun hatte‹, wenn wir für seine angeblichen Geschäfte keine Belege finden, dafür aber alle möglichen Indizien, die gegen ihn sprechen, und wir außerdem herausbekommen, dass er seit 20 Jahren Einbrüche verübt, dann … nun, wir sind keine Richter, wir betrachten nur das, was wir haben, als Beweise. Und irgendwann merkt man, dass man den Richtigen erwischt hat.«

Peys erkannte auch den Zeitpunkt, als er mit dieser Art der Befragung nicht mehr weiterkam. Notarbartolo war ungewöhnlich selbstbeherrscht, deshalb versuchte Peys, ihn zu erschüttern, um eine Reaktion aus ihm herauszukitzeln. Da Notarbartolo offenkundig nicht ahnte, dass die Polizei nach ihm gefahndet hatte, wusste er natürlich auch nicht, dass es ihr bereits gelungen war, einige seiner Komplizen zu identifizieren. Und so ließ Peys mitten im freundlichen Plausch das alte Polizeifoto von Finotto vor Notarbartolo auf den Tisch fallen. »Schauen Sie, was halten Sie von dem Typen?«, fragte Peys. »Wer ist das?«

Notarbartolos Reaktion überraschte selbst Peys, einen erfahrenen Ermittler, der berufsmäßig Schwindler und Betrüger überführte. »Er zuckte nicht mit der Wimper«, erinnerte sich Peys. Noch Jahre später merkte man ihm an, wie sehr ihn die Kaltblütigkeit des Italieners beeindruckt hatte. »Er tat einfach so, als habe er den Mann noch nie gesehen … Stellen Sie sich das vor: Eine Woche nach dem Coup legen wir ihm das Foto eines Komplizen vor und sagen: ›Das ist der Typ.‹ Mich würde es echt vom Stuhl hauen, wenn mir jemand während einer Befragung so was vor den Latz knallte. Und ihm war absolut nichts anzumerken. Ich erinnere mich deswegen so gut, weil das im Nachhinein so unlogisch und so unreal scheint.«

Tatsächlich beherrschte sich Notarbartolo so sehr, dass Peys vorübergehend zweifelte, ob Finotto wirklich beteiligt war.

»Noch hatten wir ja gar keine Beweise für Finottos Beteiligung«, erzählte Peys. »Gut, Finotto war zehn Jahre zuvor [bei dem fehlgeschlagenen Bankraub] dabei und kannte der italienischen Polizei zufolge Notarbartolo, aber das heißt gar nichts. Ich meine, [die Turiner Schule] besteht vielleicht aus 15, 20, 25 Leuten, die nur bei Bedarf zusammenarbeiten. Hinterher wussten wir, dass Finotto mitgemacht hatte, aber zu jenem Zeitpunkt noch nicht.«
Danach stand fest, dass Notarbartolo sich keinen Fehler erlauben und versehentlich etwas Wichtiges ausplaudern würde. Peys machte den letzten ihm verbleibenden Zug und sagte Notarbartolo auf den Kopf zu, dass die Polizei ihn für einen Täter hielt. Genau wie Peys vermutet hatte, endete das Gespräch damit abrupt.
Peys erinnert sich: »Er erklärte sehr höflich, denn er war immer sehr höflich: ›Gut, ich werde gar nichts mehr sagen, da können Sie tun, was Sie wollen.‹ Und seitdem hat er uns gegenüber kein Wort mehr zu dem Fall gesagt.«

•••

Bei Falleti hatte die Polizei mehr Glück; er war erpicht darauf, Frau und Kinder nach Hause zu bringen, und versuchte alles, um die Ermittler von seiner Unschuld zu überzeugen. Bevor sie ihn befragten, erlaubten die Ermittler der Familie eine unbehagliche Mahlzeit: Unter den aufmerksamen Augen eines Beamten durften die vier in der Cafeteria endlich das Essen verzehren, das sie aus den Niederlanden mitgebracht hatten. Alle waren nervös, verängstigt, schweigsam. Danach blieb ein Beamter bei den Kindern, während Falleti und seine Frau getrennt befragt wurden.
Sowohl Falleti als auch Zwiep beteuerten ihre Unschuld und versicherten den Ermittlern, sie seien nur für ein Abschiedsessen

unter Freunden nach Antwerpen gefahren. Von dem Coup, so erklärten sie, wüssten sie nichts über das hinaus, was sie aus den Nachrichten erfahren hätten. Von Notarbartolos Beteiligung an dem Verbrechen hätten sie nichts geahnt.

Die Beamten wussten nicht genau, welche Rolle das Paar bei dem Ganzen spielte, aber sie gingen davon aus, dass es eigens nach Antwerpen gekommen war, um die Wohnung räumen zu helfen. Damit hätten sie sich der Vernichtung von Beweisen und einer Mittäterschaft schuldig gemacht. Falleti war mit einem Teppich in Händen erwischt worden, in dem das Labor der Spurensicherung später winzige Smaragde fand. Diese Smaragde hatten die Diebe versehentlich verstreut, als sie die Beute sichteten. Darüber hinaus hatten Falleti und Zwiep Crudo begleitet, die eine gestreifte Einkaufstüte und eine große Tasche getragen hatte. Darin enthalten waren: ein Akkubohrer, drei Taschenlampen, eine kleine Tasche mit einem Loch für die Linse von Notarbartolos Videokamera und ein benutzter Staubsaugerbeutel. Laut Peter Kerkhof, dem Forensiker, der die Beweise in diesem Fall sammelte und untersuchte, enthielt der Beutel Dreck, Staub »und sehr kleine Glaspartikel«. Bei genauerer Analyse der Fragmente stellte er fest, dass es sich gar nicht um Glas handelte. Er kennzeichnete sie als »mögliche Smaragde«.

Den Hauptgewinn landeten die Ermittler aber mit zwei SIM-Karten, die sie in Crudos Tasche fanden. Auf der einen stand mio (»meine«), auf der anderen non mio (»nicht meine«). Die Polizei liebte es, SIM-Karten bei ihren Verdächtigen zu finden, denn über sie ließ sich eine Unmenge an Informationen ermitteln, zum Beispiel Zeit und Datum aller angenommenen und getätigten Anrufe sowie die Nummern der Gesprächspartner. Hatte man eine Telefonnummer, konnte man vom Netzbetreiber sogar erfahren, wo das Handy sich zum Zeitpunkt der Telefonate ungefähr befunden hatte.

Als wäre der Besitz dieser Dinge noch nicht schlimm genug, hatte Falleti der Polizei gegenüber sogar eingeräumt, dass er vorhatte, den Teppich wegzuwerfen. Was bei den Beamten den Eindruck erweckte, er habe wissentlich geplant, Beweismittel zu vernichten.

Sollten Falleti und Zwiep wirklich die Aufgabe gehabt haben, Spuren zu beseitigen, waren sie schmerzlich unvorbereitet gekommen und außerdem inkompetent. Noch während die Verdächtigen befragt wurden, untersuchten de Bruycker und eine Mannschaft von der Spurensicherung jeden Zentimeter der schäbigen Wohnung an der Charlottalei. Das Team fand jede Menge wertvoller Beweise, aber auch Indizien dafür, dass die »Putzleute« in aller Eile vorgegangen waren. Falleti und Zwiep hatten überall Fingerabdrücke hinterlassen, Falleti unter anderem auf einer Grappaflasche und einem Glas. Die Forensiker fanden außerdem ein Taschentuch in der Wohnung, auf dem sich seine DNS befand. Das Paar war ohne Haushaltshandschuhe, ohne Bleich-, Desinfektions- oder sonstige Reinigungsmittel nach Antwerpen gekommen, dafür mit ihren zwei Kindern im Schlepptau. Man konnte sich nur schwer vorstellen, dass die beiden nach Belgien gefahren waren, um hinter der Bande aufzuräumen.

Falleti und Zwiep versuchten, die Polizei davon zu überzeugen, dass sie nur Crudo aus einer Notlage hatten helfen wollten, in der sie um das Wohlergehen ihres Mannes fürchtete. Es sei ihnen nichts verdächtig an Crudos Bitte vorgekommen, doch auf ihrem Weg nach unten den Müll mitzunehmen. »Es ging alles so schnell, da wunderte ich mich gar nicht, dass man mich zum Runtertragen des Mülls brauchte«, erzählte Falleti der Polizei.

Die Geschichte klang zwar plausibel, dennoch kaufte die Polizei sie dem Paar nicht ab. Sie beschloss, die beiden festzuhalten, bis ihre DNS mit Spuren abgeglichen worden war, die man im Müll

aus dem Wald von Floordambos und im Tresorraum gefunden hatte. Außerdem wichen die Aussagen der beiden in einem kritischen Punkt voneinander ab, was den Wahrheitsgehalt des ganzen Rests infrage stellte: Auf die Frage, wo er am Abend des 16. Februar gewesen sei, antwortete Falleti, an jenem Sonntag sei er auf die Geburtstagsparty eines Freundes gegangen. Zwiep hingegen sagte aus, sie beide hätten den Abend zu Hause verbracht.
Crudo hatte auch eine Menge zu erklären, war sie doch mit einem ganzen Haufen verdächtiger Gegenstände erwischt worden. Sie gab zu, die anderen angestiftet zu haben, alles zusammenzuraffen und aus der Wohnung zu fliehen. Sie erzählte der Polizei, in Panik verfallen zu sein, als Falleti ihr berichtete, dass ihr Mann vernommen würde, vermutlich in Zusammenhang mit dem Juwelenraub.
Angesichts der bekannten Probleme ihres Manns mit der Polizei in der Vergangenheit habe sie, so Crudo, nicht riskieren wollen, irgendetwas in der Wohnung zurückzulassen, das den Ermittlern einen falschen Eindruck vermitteln könnte. Schließlich sei ihr Mann ein achtbarer, gesetzestreuer Bürger. Auch sie wurde zur weiteren Befragung festgehalten.
Alle vier Verdächtigen kamen in Einzelzellen im Keller des Bundespolizeigebäudes. Zwiep gelang es nicht, Verwandte in den Niederlanden zu erreichen, die sich um die Kinder hätten kümmern können. So endeten auch sie als eine Art Gefangene. Polizeibeamte brachten sie ins Koningin Paola Kinderziekenhuis, ein Kinderkrankenhaus. Die Kinder verbrachten die Nacht am Fenster stehend, in der Hoffnung, dass jemand sie nach Hause bringen würde.

•••

Am folgenden Tag, Samstag, bekamen die Gefangenen eine kurze Einführung in die Absonderlichkeiten des belgischen Justizsystems. Getrennt wurden sie zum Gerichtsgebäude gebracht, einem imposanten alten Kasten aus Ziegel und Stein. Dort fand eine Befragung durch einen »vorläufigen Untersuchungsrichter« statt, der wiederum zur Staatsanwaltschaft gehörte.

Falleti meinte später, die unterirdische Arrestzelle im Gerichtsgebäude habe auf ihn gewirkt wie ein Überbleibsel aus Feudalzeiten. Es hätten nur noch ein Strohsack am Boden und Fußeisen an der Wand gefehlt, um das Bild zu vervollständigen. Nicht einmal eine Toilette habe es gegeben. Vier Stunden habe er dort allein verbracht, dann sei er durch einen Irrgarten enger Gänge zum Büro des Untersuchungsrichters geführt worden. Dort hätten sich neben dem Untersuchungsrichter noch ein Stenograf und zwei Polizisten befunden.

Falleti setzte sich und wartete. Die Stille im Raum wurde nur unterbrochen durch das Rascheln von Papier, während der Untersuchungsrichter das Protokoll der ersten Befragung Falletis durchlas. Als er schließlich erneut das Wort an Falleti richtete, ging es wieder um die gleichen Dinge: Warum war er nach Antwerpen gekommen? Warum hatte er versucht, Beweismittel zu vernichten? Was wusste er über den Coup?

Den anderen Verdächtigen erging es genauso. Auf die wiederholte Frage, warum Crudo am Vortag versucht habe, die Wohnung leer zu räumen, erweiterte sie ihre ursprüngliche Aussage. Sie gab zu, auf dem Teppich einen kleinen glitzernden Stein entdeckt zu haben. Sie gab an, befürchtet zu haben, dass die Polizei die Wohnung durchsuchen, den Stein finden und zum Vorwand nehmen würde, Notarbartolo der Beteiligung am Coup zu beschuldigen. Deshalb habe sie Zwiep gebeten, ihr beim Ausräumen der Wohnung zu helfen. Als Notarbartolo vor den Untersuchungsrichter geführt wurde, schwieg er.

Der Untersuchungsrichter hielt die von Crudo und den anderen Verdächtigen vorgebrachten Erklärungen für unglaubwürdig. Er ordnete an, sie für weitere fünf Tage inhaftiert zu lassen. Sie wurden weiterhin voneinander getrennt gehalten, damit sie sich nicht über Details ihrer Befragungen austauschen oder hinsichtlich eines Alibis absprechen konnten.

Getrennt wurden sie ins Gefängnis von Antwerpen gebracht, das aussah, als wäre es von Edgar Allen Poe entworfen worden. Wie das ganze belgische Justizsystem war auch das Gefängnis ein Überbleibsel aus napoleonischen Zeiten. Von der Straße aus gesehen ist es ein etwa drei Stockwerke hohes Gebäude aus Ziegel und Beton, mit geschwungenen Brüstungen, Schwibbögen und hohen, schmalen, mit Stahlbügeln gesicherten Fenstern. Die hohe Ziegelmauer um den Komplex umfasst einen gesamten Straßenblock. Die Anlage bestand aus mehreren schmalen, miteinander verbundenen Zellenblocks, die jeweils eigene offene Innenhöfe umschlossen, in denen Hunderte Gefangene auf ihre Gerichtstermine warteten.

Der Komplex war berüchtigt für seine harschen Haftbedingungen. Selbst die Wachleute hatten schon mehrfach gegen die Arbeitsbedingungen in der Anstalt gestreikt und die Gefangenen hatten wiederholt gemeutert, um auf die gefährliche Überbelegung aufmerksam zu machen. Im Sommer vor dem Coup war es im Gefängnis von Antwerpen zu Hungerstreiks und anderen Protestaktionen von Häftlingen gegen die Zustände in der Anstalt gekommen.

Für Notarbartolo muss sich die Verhaftung angefühlt haben wie ein Schwall Eiswasser ins Gesicht. Noch 24 Stunden zuvor war ihm Antwerpen buchstäblich zu Füßen gelegen, dank seines fast unbegrenzten neuen Reichtums. Er hätte im besten Hotel übernachten, den besten Champagner trinken und in den edelsten Boutiquen einkaufen können. Nun aber wurde er, wie jeder

Neuankömmling, ausgezogen, entlaust, mit einem Schlauch abgespritzt und gründlich durchsucht. Er bekam seine Gefängniskleidung: Turnschuhe, einheitlich blaue Hose, blauen Pullover mit einem breiten weißen Streifen. Zu trinken gab es nur Tee oder Filterkaffee – ein Graus für jeden Italiener. Seine Zelle maß zwei auf vier Meter und war bis auf eine Matratze und einen Toiletteneimer leer.

In ihren ersten fünf Hafttagen durften die Verdächtigen nicht miteinander sprechen oder irgendwie mit der Außenwelt kommunizieren, außer mit einem Anwalt. Sie mussten in ihren Zellen bleiben, ohne Fernsehen oder Radio und ohne Freigang. Einmal nahm Notarbartolo im Verlauf der anfänglichen Prozeduren quer durch den Raum Blickkontakt mit Falleti auf, aber die zwei sprachen nicht miteinander. Notarbartolo hatte für den Freund nur ein entschuldigendes Schulterzucken.

Während seiner Zeit in Einzelhaft grübelte Notarbartolo, was die Ermittler gegen ihn in der Hand haben könnten. Während der Befragung hatte Peys sorgfältig darauf geachtet, seine Trümpfe nicht zu zeigen, gleichzeitig aber deutlich signalisiert, dass die Ermittler von Notarbartolos Schuld überzeugt waren. Die Fragen bohrten tief und verrieten, dass die Ermittler schon jeden Aspekt seines Lebens in Antwerpen durchschnüffelt hatten, als Notarbartolo noch in Italien seinen Triumph feierte. Notarbartolo wusste, dass ihm und seinen Landsleuten trotz aller Sorgfalt irgendwo ein schlimmer Fehler unterlaufen war. Er hatte nur keine Ahnung, welcher.

Die bitterste Ironie an Notarbartolos Lage bestand darin, dass der Mann, der Diamanten und Bargeld im Wert von 100 bis 400 Millionen Euro gestohlen hatte, einen Pflichtanwalt beantragen musste. Er konnte ja schlecht mit der Beute bezahlen, ohne sich selbst zu verraten. Der ihm zugeteilte Anwalt reichte den Fall an einen erfahrenen Verteidiger weiter, Walter Damen.

Notarbartolo nahm auch Verbindung mit seinem Anwalt in Italien auf, mit Basilio Foti.
Falleti tat sich schwerer, einen Rechtsbeistand zu finden. Er kannte niemanden in Belgien, abgesehen von Notarbartolo und einer Schwester, die in Brüssel wohnte. Er wusste nur, dass er in Schwierigkeiten steckte, und er fürchtete sich. Als Falleti 16 Jahre alt war, kam sein Vater wegen Erpressung sechs Jahre in ein italienisches Gefängnis und verpasste einen guten Teil der Jugend seines Sohnes. Falleti hatte vermeiden wollen, dass es ihm mit seiner Familie ebenso erging, und deshalb immer gesetzestreu gelebt und ehrlich gearbeitet. Er wusste, dass er unschuldig war, aber Unschuld allein reichte nicht. Er brauchte einen guten Anwalt.
Verzweifelt reckte er den Hals aus seinem Zellenfenster und rief den Häftlingen zu, die im Hof herumlungerten, ob nicht einer einen guten Anwalt empfehlen könne. Erstaunlicherweise antwortete einer von ihnen. Ein Insasse schlenderte unauffällig, um die Wachen nicht zu alarmieren, zu seinem Fenster und gab ihm den Namen und die Telefonnummer eines Anwalts. Falleti kritzelte die Daten nieder, hämmerte an seine Zellentür und verlangte, Jan de Man in seinem Namen zu kontaktieren. Dieser ungewöhnliche Schuss ins Dunkle war ein Volltreffer: Drei Tage später trafen sich Falleti und der kettenrauchende elegante de Man. Der wiederum arrangierte, dass einer seiner Kollegen, Eric Boon, Zwiep vertrat.
Falleti rief auch die Namen seiner Freunde durchs Zellenfenster, um herauszufinden, ob ihn jemand hörte, und schließlich antwortete Crudo. Sie habe noch keinen Anwalt, brüllte sie Falleti auf diesem rohen Kommunikationsweg zu. Und so bat Falleti de Man, auch Crudo einen Anwalt zu beschaffen.
Als sie am 24. Februar wieder vor dem Untersuchungsrichter erschienen, hatten alle einen Anwalt – frei kamen sie trotzdem

nicht. Es erging ein Haftbefehl über weitere zwei Wochen, um den Strafverfolgungsbehörden Zeit zu geben, Beweise zu sammeln und eine Anklage vorzubereiten.
Leen Nuyts, eine Sprecherin der Antwerpener Staatsanwaltschaft, erklärte Reportern gegenüber, die vier Personen würden »wegen des Verdachts der Beteiligung an dem Raub festgehalten«.

•••

Während die Gefangenen in ihren Zellen schmorten, wuselten Ermittler durch Europa und sammelten Beweise.
In Italien sah es aus, als wäre das Militär in Trana einmarschiert. Örtliche Beamte in Uniform, Mitglieder der Mobilen Kriminalpolizeieinheit in Turin, drei Ermittler der belgischen Diamanteneinheit und ganze Abteilungen von Spurensicherern strömten in das Dorf am Hügel. Ziel des Besuchs von Martino und seinen Männern war, die Beweise aus dem Familiensafe der Notarbartolos mitzunehmen und das Anwesen nach weiteren Indizien abzusuchen.
Die Bilder, welche die italienische Polizei vom Safeinhalt gemacht hatten, waren den belgischen Ermittlern Beweis genug, dass ihr Hauptverdächtiger am Coup in Antwerpen beteiligt war. Von den 17 Diamanten, die während der Durchsuchung von Notarbartolos Anwesen in Trana gefunden worden waren, steckten neun in Plastikverpackungen von Diamanten-Zertifizierungsfirmen. Einer davon entsprach genau einem gestohlenen Stein: ein tiefbrauner (»cognacfarbener«) Diamant mit Brillantschliff und einem Gewicht von 0,70476 Karat. Dieser Stein widerlegte Notarbartolos Unschuldsbeteuerungen auf fatale Weise, denn die Nummer des Zertifikats fand sich auf der Liste mit den gestohlenen Gegenständen. Es war nur ein einziger

Stein, aber ein untrüglicher Beweis dafür, dass Notarbartolo mit der Sache zu tun hatte.
Als die Polizei anrückte, um den Stein zu konfiszieren, waren Notarbartolos Söhne zu Hause – aber Schmuck, Bargeld und Diamanten waren verschwunden, obwohl Marco Notarbartolo die ausdrückliche polizeiliche Anweisung hatte, nichts zu entfernen. Marco Notarbartolo erzählte Martino, dass zwei ihm unbekannte Männer eines Nachts aufgekreuzt seien und behauptet hätten, Notarbartolo habe ihnen aufgetragen, einige Dinge aus dem Familiensafe zu entfernen. Sie hätten alles mitgenommen und seien in Minutenschnelle wieder verschwunden. Marco Notarbartolo gab an, er wisse weder, wo sie hergekommen noch, wo sie hingegangen seien.
Die Ermittler explodierten vor Wut, als sie hörten, dass der unwiderlegbare Beweis für Notarbartolos Schuld verschwunden war, aber die Brüder quittierten das Pech der Ermittler mit einem Schulterzucken. Die meisten Leute hätten wohl angesichts der wütenden Schimpfkanonade, die daraufhin folgte, die Fassung verloren. Nicht so die Gebrüder Notarbartolo. Sie hatten ihr Leben lang am Beispiel ihres Vaters gesehen, wie man mit Polizei umging. In der ganzen Zeit, als sie erst zu Hause und anschließend in der Turiner Dienststelle gnadenlos in die Mangel genommen wurden, verhielten sie sich diszipliniert wie gefangen genommene Soldaten und fügten sich in die Konsequenzen.
Die Beamten nahmen das Haus praktisch auseinander, sie suchten von den Blumenbeeten bis zu den Dachbalken nach Anzeichen für ein geheimes Versteck. Aber sie fanden nichts.

•••

Andernorts trieb die Polizei die bekannten Mitglieder der Turiner Schule zusammen, herauszufinden, wer sonst noch an dem

Coup beteiligt gewesen war. Da die Ermittler die Arbeitsweise der Bande kannten, wussten sie, dass noch mehr Leute bei diesem Coup mitgemacht haben mussten als die bisher verdächtigten.

Die heimlich installierten Mikrofone in Aniello Fontanellas Schlosserladen Personal Chiavi – die Abhöraktion »Magischer Augenblick« gehörte zu einer breiter angelegten Kampagne gegen die Turiner Schule – übertrugen, wie Fontanella mit dem Alarmexperten Giovanni Spurgo den Diamantenraub besprach und dann den gescheiterten Bankraub 1997 erwähnte, für den Finotto verurteilt worden war. Sofort nahm die Polizei Fontanella – den »Magier der Schlüssel« – und Spurgo fest. Beide Männer leugneten, am Coup in Antwerpen beteiligt gewesen zu sein, und boten an, ihre Unschuld mit einem DNS-Test zu beweisen. Der 53-jährige Spurgo hatte sogar ein perfektes Alibi: Er war am Wochenende des Raubes im Gefängnis gesessen, verhaftet wegen des Verdachts, er habe einen Turiner Juwelier ausgeraubt.

Giovanni Poliseri, der betagte »König der Diebe«, stand den Zeitungen zufolge auf der Liste der Verdächtigen ganz oben. Während seiner über 30-jährigen Karriere als Krimineller hatte er eine Technik zum Überlisten von Alarmanlagen entwickelt – er beschmierte Bewegungsmelder mit Creme oder Gel, um sie blind zu machen –, die derjenigen ähnelte, die beim Einbruch im Diamantenzentrum angewendet worden war. Aus Mangel an Beweisen konnten die Ermittler Poliseri nicht wegen des Antwerpener Coups verhaften. Doch zwei Monate später fasste die belgische Polizei den 69-jährigen Poliseri und seinen Gehilfen Pasquale Scelza bei ihrem Versuch, in das Martens-Juweliergeschäft in Sint-Niklaas einzubrechen, 20 Minuten von Antwerpen entfernt.

Die Ermittlungen gegen die bereits Inhaftierten gingen weiter. Die belgischen Behörden mussten sich noch darüber klar

werden, welche Rollen Crudo, Zwiep und Falleti gespielt hatten und wie tief – wenn überhaupt – sie in die Tat verstrickt waren. Alle drei pflegten zwar Umgang mit Mitgliedern der Turiner Schule, gehörten aber nach Wissen der Polizei selbst nicht dazu. Crudo war zuvor nie mit Notarbartolos Aktivitäten in Verbindung gebracht worden, von der Niederländerin Zwiep hatte die italienische Polizei noch nie gehört.

Bei Falleti lagen die Dinge komplizierter. Er war seit Kindertagen mit Notarbartolo befreundet und kannte viele der Kriminellen aus Notarbartolos Dunstkreis. Aber er lebte seit 18 Jahren in den Niederlanden, arbeitete bei der Strafverfolgung und hatte eine weiße Weste. Andererseits strotzte seine Geschichte, warum er nach Antwerpen gefahren und wie es gekommen sei, dass er mit belastenden Beweisen in Händen aufgegriffen worden war, vor Ungereimtheiten und Zufällen. Ganz ausschließen wollte die Polizei ihn deshalb als Täter noch nicht. Auf Antrag der belgischen Behörden durchsuchte die niederländische Polizei Falletis Wohnung in Haarlem. Stundenlang durchkämmten sie Schubladen und Schränke, wendeten Matratzen und sahen Rechnungen und Dokumente durch. Sie fanden die ausgeschnittenen Zeitungsberichte über den Coup und ein Handy mit Prepaid-Karte. Das war insofern verdächtig, als Falleti bei seiner Verhaftung ein Mobiltelefon dabei hatte. Die Polizei beschlagnahmte weiße Handschuhe und eine Rolle Klebeband, die möglicherweise beim Raub verwendet worden waren.

Im Nachhinein amüsierte Falleti sich über die schlampige Arbeit der Polizei. Zur Sicherheit hatte er Familienschmuck und -erbstücke mit einer Schnur hinter den Heizkörper im Wohnzimmer gehängt. Ein solcher Fund hätte sicher Verdacht erregt – doch die Polizei suchte nicht gründlich genug.

Beim Handy verging Falleti das Lachen allerdings. Sein Speicher verriet, dass es ausschließlich dazu verwendet worden war, Notarbartolo anzurufen. Doch warum sollte Falleti ihn von einer anonymen SIM-Karte aus anrufen, wenn er ein normales Handy hatte? Wieder war Falleti nicht um eine Antwort verlegen, die ihm die Polizei jedoch nicht recht abkaufte: Er habe Telefon und SIM-Karte für seine älteste Tochter gekauft, aber seine Frau habe sich quergestellt und protestiert, das Kind sei noch zu jung für ein eigenes Handy. Anstatt es umzutauschen, habe Falleti beschlossen, die Freiminuten für Auslandsgespräche zu nutzen.
Das klang arg nach einer windigen Ausrede, die Polizei schluckte die Erklärung letztlich, weil Falleti mit der anonymen SIM-Karte nur Notarbartolos offizielles Handy angerufen hatte, nicht eine der SIM-Karten, die bei Crudo gefunden gefunden worden waren. Die Ermittler arbeiteten zwar noch an der Auswertung der Gesprächsdaten, aber sie glaubten, dass mindestens eine der SIM-Karten in Crudos Besitz Teil eines geschlossenen Telefonnetzes war, in dem die Diebe über anonyme SIM-Karten ausschließlich untereinander kommuniziert hatten.
Falletis normales Privathandy lieferte weitere Hinweise. Im internen Telefonbuch fand sich eine verwirrende Vielzahl von Einträgen für Notarbartolo, darunter *P* (eine Abkürzung von Notarbartolos Spitznamen Pino aus Kindertagen) und *Tarrun*. Es gab auch eine Nummer für *Pie & Leo*, unter der Falleti Notarbartolo in Belgien anrufen sollte. Die Ermittler glaubten, dass *Pie* sich auf Pietro Tavano bezog, ein weiteres Mitglied der Turiner Schule, das die Italiener als Freund von Notarbartolo identifiziert hatten.
Auch Falleti und Tavano waren seit vielen Jahren miteinander befreundet, noch aus der Zeit, als Falleti in Turin lebte. Tavano hatte ein Vorstrafenregister, in dem unter anderem Raub und Förderung der Prostitution standen. Als italienische Ermittler

Tavano vernahmen und ein Prepaid-Handy mit belgischer Telefonnummer beschlagnahmten, beteuerte er seine Unschuld, weigerte sich aber, eine Genprobe abzugeben. Die Polizei observierte ihn daraufhin und folgte ihm in ein Turiner Café. Als Tavano seinen Cappuccino ausgetrunken hatte und gegangen war, nahmen die Beamten einfach die Tasse mit und schickten sie zur Erbgutanalyse ins Labor.

Die italienische Polizei half der belgischen, so gut sie konnte. Doch so sehr Beamte wie Martino sich wünschten, die ausgebufftesten dieser Männer hinter Gitter zu bringen, waren die Mitglieder der Turiner Schule relativ sicher vor den Folgen ihrer kriminellen Taten, solange sie das Land nicht verließen. Weil sie bei dem Coup keine Gewalt angewendet hatten, war eine Auslieferung höchst unwahrscheinlich.

Doch das hielt die italienischen Ermittler nicht davon ab, die Verdächtigen zu vernehmen. Sie besuchten Elio d'Onorio in seinem Haus in Latina. In seinem Besitz fanden sie vier Handys, und obwohl sie keinen Durchsuchungsbefehl hatten, konfiszierten sie eine Unterhose, eine Zahnbürste und einen Kamm zum Abgleich von DNS-Spuren.

Als die italienische Polizei d'Onorio mit einer Kopie des Dokuments konfrontierte, das mehr als alles andere zur Klärung des Falls beigetragen hatte – des Arbeitsauftrags, der im Wald von Floordambos gefunden worden war –, erklärte er, er habe sich um den Auftrag beworben, eine Videokamera in Notarbartolos Büro zu installieren, und sei nach Antwerpen gefahren, um die Sache mit Notarbartolo zu besprechen. Mit dem Juwelenraub habe er selbstverständlich überhaupt nichts zu tun. Und er könne sich gar nicht erklären, wie der Arbeitsauftrag zwischen die Werkzeuge und Überreste des Coups gelangt sein könnte.

Auch Finotto wurde zur Vernehmung mitgenommen. Eine Woche nach Entdeckung des Raubes besuchten belgische

Ermittler den Delhaize-Supermarkt, aus dem der Einkaufsbon im Haushaltsmüll stammte. Der Beleg war am Donnerstag, dem 13. Februar, um 13:16 Uhr ausgestellt worden; von dieser Zeit rückwärts gehend sichteten die Ermittler die Aufnahmen der Überwachungskameras im Laden. Sie brauchten nicht lange, bis sie fündig wurden: Um 12:56 Uhr betrat Finottos unverwechselbare Gestalt den Laden. Das Videobild war ein wenig körnig, der Mann trug einen dicken Parka und war nur von der Brust aufwärts zu sehen. Doch der kantige Kopf, die gerunzelte Stirn und der spitze Haaransatz gehörten unleugbar zu Finotto.
Bei der Vernehmung durch die Turiner Polizei leugnete Finotto jegliche Beteiligung an der Tat, steckte aber sicherheitshalber die Stummel der Zigaretten, die er während der Befragung rauchte, in die Tasche, um keine DNS-Spuren zu hinterlassen. Belgische Ermittler spürten Finottos Freundin in Nizza auf und erwirkten eine Durchsuchung ihrer Wohnung durch französische Beamte. In ihrem Safe fand sich ein Bündel amerikanischer Hundertdollarscheine, die unauffällig mit einem Marker gekennzeichnet worden waren. Derart markierte Scheine hatte ein Opfer des Antwerpener Coups als gestohlen gemeldet.

•••

Nicht jede Spur, der die Ermittler nachgingen, führte zu verwertbaren Beweisen. Die Techniker bei SONY etwa schafften es nicht, dem Videoband, das im Wald von Floordambos verteilt worden war, noch Bilder zu entlocken. Das Band war einfach zu stark beschädigt. Es gelang ihnen zwar, acht Bandstücke zu rekonstruieren, die am Seitenstreifen der E19 gefunden worden waren, aber sie hatten nichts mit dem Raub zu tun. Auf den Bändern waren Nachrichten, die Sitzung eines Unternehmens

und Pornos zu sehen und sie waren aus unterschiedlichen Gründen entlang der Autobahn entsorgt worden.
Nur ein paar Tage zu spät fanden die Ermittler heraus, dass eine Überwachungskamera der Goldfirma an der Lange Herentalsestraat auch das Garagentor des Diamantenzentrums erfasste. Als die Beamten Zugang zu den Bändern erbaten, waren die schon wieder benutzt und überspielt worden.
Mit der Analyse von Notarbartolos SIM-Karte hatten die Ermittler mehr Glück. Prepaid-Karten sicherten dem Nutzer weitgehende Anonymität, weil man keine Kontoverbindung und damit keinen Namen angeben musste, wenn man im Voraus bezahlte. Solange von diesen Nummern aus nur innerhalb geschlossener Netze telefoniert wurde, ließ sich die Identität der Anrufer nicht ermitteln.
Doch als die Polizei erst einmal Notarbartolos SIM-Karte hatte, kannte sie die geheimen Nummern der anderen Komplizen. In diesem geschlossenen Netz kommunizierten sieben »Einheiten«, wie Peys es ausdrückte, miteinander. Die Rufdatenprotokolle der Telefongesellschaften zeigten Datum, Uhrzeit und Dauer der Gespräche zwischen den Einheiten. Es war sogar möglich, den Standort der Telefone während dieser Gespräche zu ermitteln, indem man die Stärke des Telefonsignals an verschiedenen Sendestationen des Netzes maß. Erreichte das Signal eines Telefons mehr als zwei Sendestationen, konnte ein Computer durch einfache Triangulation den Standort eines Handys berechnen. Je mehr Referenzpunkte es gab, desto exakter wurde die Ortung; deswegen ließen sich Mobiltelefone in Stadtgebieten, wo die Sendemasten dichter stehen, genauer lokalisieren als auf dem Land.
Dank dieser Technik erfuhren die Ermittler, dass Notarbartolos Handy in der Nacht des Raubes im Diamantenzentrum benutzt worden war, und zwar im Zeitraum zwischen kurz nach Mitternacht und 04:44 Uhr morgens. Die Anrufe gingen an Tavanos

Prepaid-Handy, das in der Wohnung in der Charlottalei verortet wurde. Die Analyse der Handydaten verriet außerdem, dass Bandenmitglieder von einem Industriegebiet am Rand von Antwerpen aus telefoniert hatten, wo etliche Maschinenbau- und Werkzeugmacherfirmen saßen. Dort, so vermuteten die Ermittler, hatten die Räuber wohl letzte Änderungen an ihrem genialen Schließfachöffner vornehmen lassen.

Der Gesprächsverkehr in den Stunden nach dem Coup erlaubte den Ermittlern, die Flucht der Diebe zu rekonstruieren. Anhand der Protokolle zeigte sich, dass Notarbartolo durch Frankreich nach Italien zurückfuhr, mindestens ein Dieb durch Deutschland floh und ein dritter den Flughafen Brüssel betrat, also vermutlich das Flugzeug benutzte. Die Ermittler durchkämmten die Passagierlisten sämtlicher Flüge, die an jenem Sonntag von Brüssel nach Italien gingen, stießen aber auf keine bekannten Namen. Welcher Täter auch immer Belgien per Flugzeug verlassen hatte, war der Polizei also unbekannt. Er war unter falschem Namen gereist oder hatte ein Ziel außerhalb Italiens angeflogen.

Nach dem Coup traten fünf der Mobiltelefone, darunter Notarbartolos, am Montag, dem 17. Februar in der Nähe des Iseo-Sees wieder in Erscheinung, bevor sie sich am folgenden Tag in verschiedene Richtungen verstreuten. Eines bewegte sich nach Latina, drei weitere steuerten Turin an. Die fünfte SIM-Karte verabschiedete sich aus dem Netz und tauchte nie wieder auf. Gut möglich, dass sie am Grund des Iseo-Sees liegt. Die Ermittler vermuten, dass die Beute in der Nähe des Iseo-Sees aufgeteilt wurde, eine genaue Adresse konnten sie aber nicht ermitteln.

Die Handydaten bestätigten die Ermittler in ihrem Verdacht gegen die bereits identifizierten Männer, verrieten aber gleichzeitig, dass es bis zu drei weitere Komplizen gab, die erst noch gefunden werden mussten.

Besiegelt wurde das Schicksal der Verdächtigen durch die Ergebnisse der forensischen Untersuchung. An einem Stück des Klebebands, das bei der Verhüllung der Videokamera im Vorraum des Tresors benutzt worden war, fand sich Erbgut, das zu den in d'Onorios Haus genommenen Proben passte. Das halb gegessene Salami-Sandwich aus dem Haushaltsmüll in Floordambos, das Notarbartolo weggeworfen hatte, als sie die Beute für den Transport nach Italien vorbereiteten, wies seine DNS auf. An einer Vittel-Wasserflasche in Notarbartolos Antwerpener Kühlschrank stellte die belgische Polizei DNS von Finotto sicher. Tavanos DNS fand sich in der Antwerpener Wohnung und an Gegenständen, die im Wald von Floordambos sichergestellt worden waren. Darüber hinaus wurden DNS-Spuren entdeckt, die zu keinem der bekannten Verdächtigen gehörten, was die Theorie erhärtete, dass es noch weitere, bisher unbekannte Täter geben musste.

Weitere kleine Details halfen, Lücken zu füllen. Ein Edelsteinexperte in Valenza verriet der Polizei, dass in der Woche zwei Männer zu ihm gekommen seien und ihn nach dem Wert kleiner gelber Diamanten gefragt hätten, die sie dabei hatten. Anhand von Polizeifotos identifizierte der Mann die beiden als Notarbartolo und Finotto. Der Spezialist fuhr fort, beide hätten im Jargon der Branche gesprochen, weshalb er sie für Kollegen gehalten habe. Notarbartolo habe das Reden übernommen, während Finotto auf einem Laptop Notizen gemacht habe. Der Mann erklärte, die zwei hätten nicht versucht, ihm die Steine zu verkaufen, sie seien nur an einer Schätzung und einer Zertifizierung interessiert gewesen.

In Turin fertigte ein Professor anhand der Aufnahmen aus dem Delhaize-Supermarkt eine computergestützte Gesichtsanalyse Finottos, die er dann mit einem von der Polizei gemachten Foto

verglich. Seinem schriftlichen Bericht zufolge handelt es sich auf beiden Bildern um dieselbe Person.
Eine Edelsteinexpertin in Antwerpen analysierte die winzigen Smaragde mit Marquise-Schliff aus dem Teppich, den Falleti wegzutragen versucht hatte, mit denen aus den Müllsäcken im Wald von Floordambos. Sie erklärte, dass die Steine ihrer Meinung nach aus der gleichen Quelle stammten.
Diese Gutachten, zusammen mit dem zertifizierten braunen Diamanten aus Notarbartolos Safe, reichten als Beweise, um Notarbartolo, Finotto, d'Onorio, Tavano und eine nicht identifizierte fünfte Person des Einbruchs ins Diamantenzentrum anzuklagen. Allerdings drohte den Männern keine allzu harte Strafe: Das belgische Gesetz sah für Einbruch eine Höchststrafe von fünf Jahren vor, selbst wenn die Beute aus Diamanten im Wert von mehreren Hundert Millionen Euro bestand.
Die Anklage beantragte fünf Jahre für Notarbartolos Beteiligung an dem Einbruch und weitere fünf Jahre für seine Rolle als Kopf der kriminellen Vereinigung. Durch diese Ausdehnung der Anklage verdoppelte sich die mögliche Höchststrafe für ihn auf zehn Jahre.
Der Prozess gegen die Bande sollte bald beginnen – trotz der Tatsache, dass drei der Angeklagten in Italien ein freies Leben führten. Denn nach belgischem Recht ließ sich auch Abwesenden der Prozess machen. Allerdings würden die Angeklagten nach einer Verurteilung einfach nur in Italien bleiben müssen, um der Haft zu entgehen. Die Regelung, dass Italien in Fällen dieser Art nicht auslieferte, wurde erst zwei Jahre später gekippt.
Und es gibt schlimmere Strafen auf dieser Welt, als Italien nicht verlassen zu dürfen.

•••

Das Sammeln der Beweise dauerte Wochen und erforderte die Zusammenarbeit von Polizeikräften aus vier Nationen. Während jede weitere Entdeckung Notarbartolos Schuld nur bestätigte, kamen im Laufe der Ermittlungen Zweifel an der Schuld von Crudo, Falleti und Zwiep auf.

So zeigte sich etwa, dass diese drei Verdächtigen für die Tatzeit ein wasserdichtes Alibi besaßen. Falletis Arbeitgeber bestätigte, dass Falleti am betreffenden Samstagabend Dienst gehabt hatte. Da es sich bei dem Arbeitgeber um die örtliche Polizei von Haarlem handelte, durfte man das als solides Alibi betrachten. Zwiep konnte belegen, dass sie ebenfalls in den Niederlanden gewesen war; es wurde auch bestätigt, dass Crudo sich in der Tatnacht in Italien aufgehalten hatte. Der einzige inhaftierte Verdächtige ohne vernünftiges Alibi war Notarbartolo.

Trotz ihrer Alibis kamen die drei anderen Inhaftierten nicht automatisch frei, weil sie sich möglicherweise nach dem Einbruch schuldig gemacht hatten. Die Mühlen der belgischen Justiz mahlten quälend langsam und in diesem Mahlwerk hingen die Verdächtigten fest.

Für Strafprozesse gab es in Belgien, nach dem Vorbild der französischen Justiz, vier Gerichtsebenen. Aufgrund der Natur des Verbrechens übersprangen die Verdächtigen das Tribunal de police, vor dem Bagatelldelikte verhandelt wurden. Das Gericht der ersten Instanz – Tribunal de première instance – war auch als Strafgericht bekannt. Doch anders als in den USA kamen die Fälle nicht vor eine Jury von Laien; das geschah nur in sehr ernsten Fällen und dann vor dem Court d'assises. Statt einer Jury würden drei Richter über ihr Schicksal entscheiden. Als nächsthöhere Instanz kam das Berufungsgericht in Antwerpen. Und danach blieb nur noch der Kassationshof, in dem aber nur überprüft wird, ob das Recht korrekt angewendet wurde; die Beweisaufnahme wird dort nicht noch einmal aufgerollt.

Doch bis der Prozess begann, musste man sich erst einmal gedulden. Die Gerichte in Antwerpen waren notorisch überlastet. In jedem Sitzungssaal waren bis zu 20 Fälle am Tag angesetzt, doch die Richter schafften selten mehr als fünf. Das führte zu unendlichen Wartezeiten. Die Situation wurde durch überaus komplexe Prozeduren, ein veraltetes Informationssystem und ein unzulängliches Budget weiter verschärft, das nicht annähernd mit den Anforderungen an das Justizsystem Schritt hielt. Jean-Charles Verwaest, ein Journalist bei der Zeitung De Standaard, schrieb einmal, manchmal scheine es, als wollten die belgischen Politiker kein funktionierendes Gerichtssystem, so hartnäckig weigerten sie sich, die Fehler des Systems anzugehen.
Während sie auf ihren Prozess warteten, passten Falleti und Notarbartolo sich in die Routine des Gefängnislebens ein. Falleti übernahm im Gefängnis die Aufgabe, allen Neuankömmlingen ihre Anstaltskluft zu übergeben, während Notarbartolo stapelweise Bücher las und sich auf seinen Prozess vorbereitete. Nur während der ersten Woche der Inhaftierung waren die beiden in Einzelhaft gewesen, danach kamen die zwei alten Freunde einfach zur restlichen Schar der Gefangenen. Sie trafen sich oft auf dem Hof, spielten Fußball oder wanderten an der Mauer entlang und besprachen ihre Lage. Andere Insassen begegneten ihnen respektvoll; einerseits, weil sie einen spektakulären Coup gelandet hatten, andererseits, weil man munkelte, sie gehörten zur Mafia.
Notarbartolo verhielt sich gegenüber allen Leuten, mit denen er zu tun hatte, freundlich, seien es nun Wachen oder Mitgefangene. Nur einmal schlug er einen Mitgefangenen, weil der Falleti bedroht hatte. Der Geschlagene war ein Neuankömmling und kannte den Status der zwei Italiener im Gefängnis offenbar nicht. Sofort kamen weitere Insassen zu Notarbartolos Unterstützung hinzu und die Auseinandersetzung war schnell beendet.

Von diesem Zwischenfall abgesehen, hatten Notarbartolo und Falleti nie Probleme.

Bei einer dieser Wanderungen an der Mauer entlang entschuldigte sich Notarbartolo dafür, seinen Freund in diesen Schlamassel hineingezogen zu haben. Er bedauerte, dass er die Polizei an jenem Abend nicht noch länger hatte hinhalten können. Falleti war eine Frohnatur, dem nach italienischer Art Familie und Freunde über alles gingen. Angesichts ihrer langen gemeinsamen Geschichte gehörte Notarbartolo für ihn in beide Kategorien. Es fiel ihm nicht schwer, ihm zu vergeben.

Tatsächlich fühlte sich Falleti im Gefängnis erstaunlich wohl. Natürlich sorgte er sich um seine Familie und seinen guten Ruf, aber er genoss die Tatsache, dass er sich hinter Gittern nicht mit Rechnungen, Arbeit und dem alltäglichen Stress herumschlagen musste. Trotzdem sprach er regelmäßig mit den Ermittlern, um ihnen seinen guten Willen zu zeigen und sie von seiner Unschuld zu überzeugen. Manchmal traf er sich bis zu zwei Mal die Woche mit ihnen. Jedes Mal stellten sie ihm die gleichen Fragen. Und nie waren sie mit den Antworten zufrieden. Falleti hatte das Gefühl, alles drehe sich im Kreis. Notarbartolo hingegen blieb seinen letzten Worten zu Peys treu und weigerte sich weiterhin, mit den Ermittlern zu sprechen.

Am Freitag, dem 28. März 2003 mussten die zwei Männer und ihre Frauen wieder vor einem Richter erscheinen. Falleti hoffte, er und Zwiep könnten gegen Kaution bis zum Prozessbeginn freikommen. Alle neuen Beweise sprachen für ihre Unschuld: Tests hatten ergeben, dass die in ihrer Wohnung gefundenen Handschuhe und das Klebeband nicht zu den bei dem Einbruch verwendeten Gegenständen passten, die DNS-Tests zeigten keinerlei Verbindung zwischen dem Paar und irgendwelchen Dingen im Tresor oder im Wald von Floordambos. Eine Analyse der SIM-Karten ergab auch keine Verbindung zwischen Falletis

bekannten Telefonnummern und denjenigen im geschlossenen Telefonnetz der Täter. Der Wunsch des Paars erfüllte sich und nach fünf Wochen Haft kamen sie gegen Kaution frei. Falleti musste 2500 Euro bezahlen und versprechen, auf Anweisung jederzeit nach Antwerpen zu kommen. Andernfalls riskierte er seine Festnahme. Zwiep kam gegen die Verpflichtung frei, auf Anfrage der Behörden zurückzukommen. Ihre Kinder warteten in den Niederlanden auf sie; ein Verwandter hatte sie abgeholt, nachdem sie drei Tage im Koningin Paola Kinderziekenhuis verbracht hatten.
Anfang Mai kam auch Crudo bis zum Beginn ihres Prozesses frei. Sie hatte mehr als zwei Monate im Gefängnis gesessen.

•••

Falleti war zwar aus der Haft entlassen worden, doch er war weit davon entfernt, sein gewohntes Leben wieder aufnehmen zu können. Er musste darum kämpfen, seinen Job zurückzubekommen, sorgte sich, welche Auswirkung seine Inhaftierung auf die Kinder haben würde, und merkte, wie die Beziehung zu seiner Frau unter der Angst beider litt, verurteilt zu werden und für fünf Jahre hinter Gitter zu wandern.
Die Polizei durchsuchte auch die Wohnung von Falletis Schwester in Brüssel (die Anrufprotokolle der Handys zeigten, dass zumindest einer der Diebe in diese Stadt geflohen war) und drohten ihr mit Haft, wenn sie sich weigern sollte, ihre Fragen zu beantworten. Am 19. August rief die Diamanteneinheit Falleti an und forderte ihn auf, nach Antwerpen zu kommen und zusätzliche Fragen zu beantworten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Mit einer Weigerung hätte er seine Bewährungsauflagen verletzt und es wäre Haftbefehl gegen ihn ausgestellt worden.

Während dieser neuen Befragungsrunde bombardierten die Ermittler Falleti mit detaillierten Fragen zu seinen Telefongesprächen mit Notarbartolo. Sie fanden es verdächtig, dass Falleti von dem Prepaid-Telefon ausschließlich Notarbartolo angerufen hatte, keinen seiner anderen Freunde oder Verwandten, die im Ausland lebten. Die Erklärung, Notarbartolo sei die einzige Person, die er regelmäßig im Ausland angerufen hätte, befriedigte die Ermittler nicht.

Sie fanden es auch verdächtig, dass Falleti Notarbartolo sowohl vom Prepaid- als auch von seinem normalen Telefon aus angerufen hatte. Obwohl das seiner früheren Aussage widersprach, er habe Notarbartolo nur von seinem Prepaid-Handy angerufen, entlastete ihn dieser Umstand doch eigentlich. Die Tatsache, dass Falleti Notarbartolo von beiden Handys aus angerufen hatte, zeigte, dass er nicht versucht hatte, den Kontakt zu ihm zu vertuschen. Es konnte also keine Rede davon sein, dass hier von einem geheimen Telefon zum anderen kommuniziert wurde. Doch die Ermittler sahen das ganz anders. Sie warfen Falleti vor, sie vorher angelogen zu haben, um sie über den Umfang seiner Kommunikation mit Notarbartolo zu täuschen.

Die Ermittler glaubten auch, Falleti habe Notarbartolos Nummer deswegen unter *P* und *Tarrun* gespeichert, um die Identität seines Freundes zu verbergen. Falletis Erklärung mit den Spitznamen, so oft er sie auch wiederholte, wurde ignoriert. Italienische Sitten wurden in Belgien nicht verstanden.

Trotz seiner Kooperationsbereitschaft wurde Falletis Bewährung widerrufen, die Polizei steckte ihn wieder ins Gefängnis. Die Ermittler hatten das Gefühl, die Beweise gegen ihn verdichteten sich. Wenn er jetzt gehen dürfte, würde er vielleicht verschwinden. »Diese Unsicherheit bringt uns um«, kommentierte Falleti das Auf und Ab im Kampf um seine Freiheit. »Wir waren doch durch reinen Zufall in dieses Abenteuer geraten!«

Im Gefängnis trafen Falleti und Notarbartolo sich bald wieder. Sie nahmen ihre alten Gewohnheiten auf und durften sich sogar eine Zelle teilen. Notarbartolo schlief oben im Stockbett, Falleti unten. Falleti schilderte Notarbartolo als einen pingeligen Zellengenossen, der in der Früh als Erstes sein Bett perfekt machte. Gemeinsam kochten sie italienische Mahlzeiten auf der elektrischen Kochplatte in ihrer Zelle; die Zutaten bekamen sie im Gefängnisladen. Fehlte eigentlich nur noch der Wein dazu.

Während die Angeklagten auf ihren Gerichtstermin warteten, streiften italienische und belgische Ermittler weiterhin durch Europa. Sie suchten nach weiteren Verdächtigen, nach Beweisen – und nach irgendeiner Spur von Diamanten, Schmuck und Bargeld im Wert von 100 bis 400 Millionen Euro. Bislang vergebens.

Mit jedem verstreichenden Tag sank die Chance, auch nur ein gestohlenes Karat wiederzufinden. Es handelte sich um die sprichwörtliche Suche nach einer Stecknadel im Heuhaufen.

12. KAPITEL

DER PROZESS

Eh du ein Ding drehst, überleg dir, ob es das Risiko wert ist.
Ob man nun fünfzig Dollar kassiert oder gleich 'ne ganze Million, schnappen können sie einen dabei genauso schnell.

Die Rechnung ging nicht auf (Origiginaltitel: The Killing, 1956)

Von dem Moment an, da sein Name mit dem größten Coup der Geschichte verbunden wurde, löste sich Notarbartolos sorgsam gepflegte Anonymität ebenso in Luft auf wie die Beute, die er aus dem Diamantenzentrum gestohlen hatte. Bald war die Turiner Schule weltberühmt, und zwar für die Genialität ihrer Tat ebenso wie für die Art, wie sie sich hatte schnappen lassen.
Das Interesse der Medienvertreter, ohnehin schon seit Monaten gewaltig, verstärkte sich noch, als der Prozesstermin der Diebe näher rückte.
Turins Tageszeitung *La Stampa* schien sich nicht recht entscheiden zu können, ob sie Notarbartolo als Volkshelden oder als Schurken darstellen sollte. Ein Reporter verlieh Notarbartolo den Spitznamen »Mann aus Gold«, während andere es einen »Anfängerfehler« von »Amateuren« nannten, den Müll im Wald

von Floordambos abzuladen. Ein dritter schrieb eine lange Reportage über den Hintergrund der Turiner Schule, in der sie hingestellt wurde wie Robin Hood und seine Getreuen.

In Antwerpen berichtete man in einem ganz anderen Ton. Die Presse schlug Notarbartolo und die anderen Verhafteten gleich der Mafia zu und beschrieb ihn als Mann, der nicht nur mit dem organisierten Verbrechen in Verbindung stand, sondern auch mit Drogen und Waffen handelte. Belegt wurden diese Anschuldigungen nie.

Der Coup war für den Diamantendistrikt ein schlimmer Schlag und außerdem eine ziemliche Peinlichkeit. Die Presse kostete das aus. Nicht nur die Mieter der Schließfächer waren betroffen, sondern auch die wichtigste Branche der Stadt. Ein sicheres Umfeld für den Handel war unerlässlich, sonst würden die Diamantäre abwandern.

Trotz der schweren Bedenken hinsichtlich der Sicherheit stellte niemand ernsthaft Antwerpens Fähigkeit infrage, Diamanten zu sichern. »Niemand ist wegen des Einbruchs aus Antwerpen weggegangen«, behauptete Philip Claes vom Antwerp World Diamond Center später. »Er schlug sich nicht negativ in den Zahlen nieder, er beeinflusste weder Importe noch Exporte noch die Stellung Antwerpens als wichtigster Diamanthandelsplatz der Erde. Natürlich spielte es eine große Rolle, dass die Polizei die Täter relativ schnell identifizierte. Das war eine große Erleichterung für alle. Nun gut, die Sicherheitsmaßnahmen haben vielleicht versagt, aber die Polizei hat tolle Arbeit geleistet.«

Vielleicht wünschten sich die Strafverfolger, den Fahndungserfolg noch einmal öffentlich herauszustreichen, und standen deshalb amerikanischen Reportern von *ABC News* für eine Story in *Primetime Live* Rede und Antwort. Unmittelbar nach dem Einbruch waren die Berichte von dem spektakulären Raub um die Welt gegangen. Auch die größeren amerikanischen Zeitungen

hatten darüber berichtet, wenn auch nur kurz. Die belgische Polizei kooperierte grundsätzlich nicht offen mit Journalisten – und noch nie hatte man sich in einer Fernsehsendung, die Millionen Leute anschauen würden, zu einem Fall geäußert, der noch vor Gericht anhängig war. Die Vertraulichkeit der Ermittlungen und der Schutz der Privatsphäre der Angeklagten wurden in Belgien ernster genommen als in anderen Ländern. Nichts durfte die Glaubwürdigkeit der Anklage erschüttern.

Anfangs weigerte sich der Leiter der Diamanteneinheit, Agim de Bruycker, rundheraus, mit den Leuten von *ABC* zu reden. Doch der Produzent der Sendung, Simon Surowicz, blieb hartnäckig. Er gab nicht auf, auch wenn er, wie er später sagte, »aus vielen Gebäuden herausflog«, unter anderem aus dem Polizei- und dem Gerichtsgebäude. Die Behörden drohten sogar damit, ihn des Landes zu verweisen, wenn er nicht aufhöre, weiter über den Coup zu recherchieren. Doch Surowicz ließ sich nicht abschrecken. Immer weiter oben in der Polizeihierarchie bat er darum, Informationen zum Fall einsehen zu dürfen, bis er schließlich Erfolg hatte. Zur großen Überraschung der Ermittler befahlen ihre direkten Vorgesetzten ihnen, mit Surowicz und dem Moderator der Sendung, Jay Schadler, zu kooperieren. Diese Kehrtwende in der Öffentlichkeitsarbeit wurde nie erklärt, vermutlich lag der Grund aber darin, dass die Tüchtigkeit von Polizei und Regierung in Belgien in gutem Licht präsentiert werden sollte. Dabei wussten die Ermittler sehr wohl, dass ihnen in diesem Fall einfach das Glück zur Seite gestanden hatte. Ohne Gust van Camp wären Notarbartolo und seine Komplizen vielleicht nie gefasst worden.

Der Produzent der Fernsehsendung nahm die Ermittler schnell für sich ein und gewann ihr Vertrauen. Und dann kam eines Tages ein Anruf von der Wachmannschaft im Diamantenzentrum. Surowicz sei im Tresorraum aufgegriffen worden, wo er

sich unerlaubt aufgehalten habe. Der Journalist hatte seine getarnte Kamera in den USA gelassen, weil er glaubte, sie nicht zu brauchen. Schließlich war der Tresorraum doch angeblich »völlig unzugänglich«. Doch nach seiner Ankunft in Belgien fand er heraus, dass der Tresorraum selbst nach dem Coup des Jahrhunderts alles andere als unzugänglich war. Jeder kam hinein, der im Aufzug den richtigen Knopf drückte.

Surowicz kaufte daraufhin eine kleine Videokamera und versteckte sie in einer präparierten Umhängetasche, genau wie Notarbartolo es getan hatte. Er betrat das Diamantenzentrum als Gast eines der Mieter und nahm dann eigenmächtig den Lift ins zweite Untergeschoss. Dort angekommen, lungerte er im Vorraum herum und filmte ungehindert durch die Tagestür, bis schließlich – nach etlichen Minuten – ein Wachmann auftauchte und ihn zur Rede stellte. Surowicz durfte gehen, aber der Vorfall wurde der Polizei gemeldet.

Die Ermittler seien eher amüsiert als erbost gewesen, erinnerte der Reporter sich später. Hatte er doch im Alleingang bewiesen, wie lasch die Sicherheit im Diamantenzentrum weiterhin genommen wurde, weniger als ein Jahr nach dem Rekorddiebstahl am gleichen Ort. Er erzählte: »Ich betrat diesen ›völlig unzugänglichen‹ Ort und machte die einzigen Aufnahmen, die meines Wissens existieren.«

Die einstündige Reportage ging fast genau ein Jahr nach dem Coup auf Sendung; in ihr wurden die Täter mit den fiktiven Dieben im Film *Ocean's Eleven* verglichen. Sie zeigte die heimlich gemachten Aufnahmen aus dem Tresor, brachte Computerrekonstruktionen vieler Elemente des Verbrechens und ließ einige Opfer zu Wort kommen. Doch in Belgien schlugen die Interviews mit Peys und de Bruycker die höchsten Wellen. In ihnen besprachen die Ermittler offen die Beweislage gegen ihren Hauptverdächtigen, Leonardo Notarbartolo. Das Einzige, was

der Sendung noch fehlte, war ein Urteil. Denn auch ein Jahr nach dem Raub mahlten die Mühlen der Justiz noch.
Nur wenige Tage nach der Ein-Jahres-Marke, am 19. Februar 2004, entließ das Gericht Falleti wieder auf Bewährung, weil sich gezeigt hatte, dass die neueren Beweise doch nicht so schlagkräftig waren wie gedacht. Er hatte mittlerweile fast sechs Monate im Gefängnis gesessen. Allerdings wurde seine Kaution jetzt auf 25 000 Euro festgelegt, das Zehnfache der ursprünglichen Summe.
Mitte September 2004 gab es für Falleti weitere gute Nachrichten, als die Anklage gegen seine Frau, Judith Zwiep, fallengelassen wurde. Ihr Anwalt, Eric Boon, überzeugte den Staatsanwalt, dass nicht genügend Beweise gegen seine Mandantin vorlägen, um die Anklage aufrechtzuerhalten. Nun durfte sie in den Niederlanden bleiben, ohne fürchten zu müssen, wieder im Gefängnis zu landen. Nach der Freilassung Zwieps konnte Falleti alle Energie auf seinen eigenen Prozess konzentrieren. Er wusste ja nun, dass mindestens ein Elternteil für die Kinder da sein würde, selbst wenn der schlimmste Fall eintrat, er schuldig gesprochen wurde und jahrelang ins Gefängnis kam.
Während Notarbartolo in seiner Antwerpener Gefängniszelle hin und her tigerte, schleppte sich das Verfahren gegen ihn äußerst zäh dahin. Der Prozess – gegen alle Angeklagten gleichzeitig – sollte am 25. Oktober 2004 beginnen, doch er verzögerte sich weiter, weil die belgischen Behörden keinen der Angeklagten außer Notarbartolo ordnungsgemäß vorgeladen hatten. Falleti erhielt die Ladung erst einen Tag vor dem Prozess, einige der in Italien lebenden Angeklagten erhielten gar keine Ladung.
Der Prozessbeginn wurde daraufhin auf Ende November verschoben. Eine Woche vor dem geplanten Beginn des Prozesses gaben die drei Richter zum großen Erstaunen vieler Beobachter dem Antrag von Notarbartolos Verteidiger Walter Damen statt,

den Haftbefehl gegen seinen Klienten gegen eine Kaution von 50 000 Euro außer Vollzug zu setzen. In einer Leistung biblischen Ausmaßes hatte Damen es geschafft, die Richter davon zu überzeugen, dass es »absolut keinen Grund gab, Notarbartolo weiter festzuhalten. Es bestand keine Gefahr heimlicher Absprachen und durch die Festsetzung einer Sicherheitsleistung würde auch das Risiko ausgeschaltet, dass er sich dem Prozess entzieht.«

Das Argument mit den Absprachen war stichhaltig, die Polizei hatte ihre anfängliche Ermittlung längst abgeschlossen. Doch Notarbartolo drohten weitere acht Jahre im Gefängnis und 50 000 Euro waren nicht annähernd ausreichend, ihn von einer Flucht abzuhalten. Solche Summen bewahrte Notarbartolo bar bei sich zu Hause auf, außerdem hatte er gerade eine Schlüsselrolle in einem Coup gespielt, bei dem Beute im Wert von über 100 Millionen Euro gestohlen worden war. Er war das personifizierte Fluchtrisiko – er hatte keine Bindungen zu Belgien, und wenn er ins heimische Italien floh, würde er für die belgischen Behörden nicht mehr greifbar sein.

Der Ankläger legte sofort Rechtsmittel gegen diese Entscheidung ein. Bis die Sache geklärt sei, beschlossen die Richter, müsse Notarbartolo vorerst in Haft bleiben. Die Frage wurde schließlich zu Ungunsten Notarbartolos entschieden, sein Antrag auf Freilassung gegen Kaution endgültig abgelehnt.

Notarbartolo war nicht das einzige Mitglied der Turiner Schule, um das sich die Strafverfolger kümmern mussten. Diesmal stellten sie sicher, dass alle Angeklagten rechtzeitig vor dem geplanten Prozessbeginn die notwendigen Papiere zugestellt bekamen. Falleti etwa bekam seine Ladung in die Hand gedrückt, als er gerade auf dem Heimweg von der Arbeit aus dem Bus stieg. Doch die Vorladungen waren auf Flämisch.

Die Verteidiger der Angeklagten warfen ein, die Vorladungen hätten in einer Sprache verfasst sein müssen, die ihre Mandanten auch verstünden. Die Richter waren über diese weitere Verzögerung zwar nicht glücklich, aber sie pflichteten den Verteidigern bei: Die Vorladungen müssten ins Italienische übersetzt werden. Nur so könnten die Angeklagten den Inhalt der wichtigen Dokumente in vollem Umfang verstehen. Die Richter wollten nicht riskieren, dass später mit der Begründung Berufung gegen das Urteil eingelegt werden könnte, die Angeklagten seien nicht ordnungsgemäß vorgeladen worden. Deshalb beschlossen sie, dass die Angeklagten erneut vorgeladen werden müssten, und zwar mit Dokumenten, die korrekt ins Italienische übertragen worden waren.
Die Staatsanwaltschaft, angeführt von Ben Theunis, schien anfangs gewillt, sich diesem durchaus nachvollziehbaren Beschluss zu fügen, entschied sich dann aber in einer weiteren überraschenden Wende, gegen ihn Beschwerde zu erheben. Ihre Begründung lautete, nach belgischem Recht sei sie nicht verpflichtet, auf Italienisch zu laden. Wobei die belgische Staatsanwaltschaft natürlich keinerlei Probleme damit hatte, lange Dokumente ins Italienische zu übersetzen, wenn sie Hilfe von italienischen Kollegen brauchte.
Bis zur Entscheidung über diese Beschwerde ruhte der Prozess zwei Monate lang. Wenn die Staatsanwaltschaft einfach die Vorladungen übersetzt hätte, wäre es schneller gegangen. Allmählich rückte der zweite Jahrestag des Coups näher.

•••

Während die übergeordnete Instanz über solch scheinbar triviale Fragen nachdachte, wurde Notarbartolo wieder daran erinnert, dass die angebliche Entschlossenheit der Belgier,

Gerichtsprozesse zügig abzuwickeln, im wahren Leben nicht viel bedeutete. Inzwischen saß er schon fast so lange ein, wie er das Büro im Diamantenzentrum gemietet hatte. Und nur ein Gefängnis wie das Antwerpener konnte in ihm die Sehnsucht nach der schäbigen kleinen Wohnung in der Charlottalei wecken.

Seit der sogenannte Mann aus Gold verhaftet worden war, hatte sich draußen viel getan. Die Frau seines Sohnes Marco hatte eine Tochter geboren, die Notarbartolo nur bei den seltenen Besuchen seiner Familie gesehen hatte. Sein enger Freund Mimmo Falleti, Antonino Falletis Bruder, war an Krebs gestorben.

Notarbartolo hielt sich durch äußerst teure Telefonate darüber auf dem Laufenden, wie es Freunden und Familie erging. Gefangene durften telefonieren, aber nur zu Wucherpreisen. Notarbartolo gab jährlich etwa 4000 Euro für Gespräche aus, ein Vermögen, wenn man bedenkt, dass die meisten Gefangenen ständig pleite waren. Er war nie so närrisch, Finotto, d'Onorio oder Tavano anzurufen. Deshalb konnte er sich nur ausmalen, was sie so trieben und wie sie ihr Geld verjuxten, während er in einem überfüllten Gefängnis auf den Beginn seines Prozesses wartete.

Am Donnerstag, dem 13. Januar 2005 wurde die Frage, in welcher Sprache geladen werden musste, auf für die Angeklagten überraschende Art beantwortet. Der Appellationshof bestätigte die Auffassung des untergeordneten Gerichts, dass die Vorladungen ins Italienische übersetzt werden müssten. Gleichzeitig verfügte es aber, dass der Prozess gleich vor dem Appellationshof stattfinden sollte, nicht auf der niedrigeren Instanz. Diese würde einfach übersprungen. Für die Angeklagten bedeutete das, dass ihnen eine Instanz weniger bleiben würde, falls sie das Urteil anfechten wollten.

Diese Entscheidung kam nicht für alle Beteiligten gleich unerwartet. Der Staatsanwalt Ben Theunis gab zu, dass sein Büro sich auch deswegen entschieden habe, die Übersetzungsfrage von der

nächsten Instanz klären zu lassen, um diese davon zu überzeugen, dem unteren Gericht den Fall gleich ganz zu entziehen. Es handelte sich um den gerissenen Versuch, eine Eigenheit des belgischen Justizsystems auszunutzen und den Angeklagten eine Berufungsinstanz zu nehmen. Und er ging auf.

»Das ist eine Art strategischer Zug«, erklärte Theunis Jahre später. »Wir hatten diese Entscheidung [in der Sprachenfrage] und wir beschlossen, dagegen Beschwerde einzulegen. Natürlich haben wir spekuliert, dass der Appellationshof den Fall behalten könnte.«

Um sicherzustellen, dass das Gericht seine Optionen auch kannte, habe die Staatsanwaltschaft laut Theunis »angeregt«, den Fall doch gleich auf höherer Ebene zu verhandeln. Die Verteidiger versuchten, das zu verhindern, doch vergeblich.

»Klar, aus Sicht der Staatsanwaltschaft war das eine tolle Sache, denn die Angeklagten verloren eine Berufungsinstanz«, gab Theunis zu.

Nun gab es nur noch den Obersten Gerichtshof Belgiens, den Kassationshof, um ein Urteil anzufechten. Allerdings prüfte der Kassationshof lediglich, ob das Gesetz falsch angewendet wurde, nicht die Beweisaufnahme oder -würdigung. Doch im Prozess gegen Notarbartolo & Co. würde es in erster Linie um Fakten gehen, nicht um ihre rechtliche Bewertung: Waren die Angeklagten in den Einbruch verwickelt? Und war Notarbartolo ihr Anführer? Der Antwerpener Appellationshof genoss hohes Ansehen; seinen Richtern würde wohl kaum ein rechtlicher Fehler unterlaufen.

Diese Entwicklung bedeutete, dass das Urteil des Appellationshofs aller Voraussicht nach endgültig und praktisch unanfechtbar sein würde. Notarbartolo und seine Komplizen würden sofort erfahren, ob sie für fünf bis zehn Jahre ins Gefängnis müssten oder freigesprochen würden.

•••

Der Prozess fand nun am Strafgericht im Gebäude des Appellationshofs am Waalsekai 35A statt, nur drei Minuten Fahrt vom Antwerpener Gefängnis entfernt. Der Sechziger-Jahre-Bau wirkte eher wie ein Industriegebäude und spiegelte den Baustil jener Zeit wider.

Der Sitzungssaal A, der erste links hinter dem Eingang zum Gebäude, war nahezu würfelförmig, fast ebenso hoch wie breit. Darin standen ein paar Holzbänke gegenüber einem langen, u-förmigen Tisch für Richter und Gerichtsmitarbeiter. Hinter der Richterbank hing eine schlichte Uhr, der einzige Schmuck an einer endlosen Wand aus Ziegeln.

Die Richter nahmen auf grellorangefarbenen Plastikstühlen im Kindergartenstil Platz. Das Podium, auf dem sie saßen, war mit einem – weniger grellen – orangefarbenen Teppich belegt, der in schreiendem Kontrast zu den neongrünen Schreibunterlagen und den cyanfarbenen Vorhängen stand. Vervollständigt wurde die Attacke auf die Sehnerven durch eine senfgelbe Wand und eine hellrote Haupteingangstür. Über den Köpfen summten Neonröhren. Insgesamt wirkte der Raum, als würden hier eher Sitzungen der Anonymen Alkoholiker stattfinden als Strafprozesse.

Im Vorraum durfte die Presse Bilder machen und filmen, nicht aber im Sitzungssaal selbst. Deshalb erhaschte sie während des Prozesses nur Schnappschüsse vom »Mann aus Gold«. Sie zeigten Notarbartolo, wie er von Beamten zum oder vom Sitzungssaal eskortiert wurde. Der Angeklagte wirkte in seiner legeren Zivilkleidung und mit seiner Brille gutmütig und gelehrt.

Obwohl sechs Personen angeklagt waren, erschienen an jenem Tag nur drei: Antonino Falleti, Leonardo Notarbartolo und Adriana Crudo. Zwiep saß im Zuschauerraum, um ihrem Mann

beizustehen. Die angeklagten, aber nicht verhafteten Mitglieder der Turiner Schule – Finotto, Tavano und d'Onorio – waren der Vorladung des Gerichts verständlicherweise nicht gefolgt, ließen sich aber durch belgische Anwälte vertreten. Allerdings verfolgten die Anwälte den Prozess eher als Beobachter. Die Anwälte der drei anwesenden Angeklagten mussten ihre Mandanten indes aggressiv verteidigen, denn ihnen drohte im Fall einer Verurteilung sofortige Haft. Die Anwälte der in Italien verbliebenen Männer hatten eine andere, diffizilere Rolle zu spielen.
Natürlich wünschten ihre Mandanten Freisprüche, aber die Anwälte mussten ihre Teilnahme an der Verhandlung genau dosieren, immer mit Blick auf eine spätere Verhandlung in Italien, falls die Verdächtigen doch noch festgenommen werden sollten und ein Gericht prüfen musste, ob sie ausgeliefert werden durften. Dort würden die Anwälte dann gute Karten haben, wenn sie forderten, das belgische Urteil zu ignorieren, weil die Angeklagten nicht am Prozess hätten teilnehmen können. Angesichts dieser Möglichkeit standen die Anwälte vor einer schwierigen Entscheidung. Sie konnten ihre Mandanten nach Kräften verteidigen und einen Freispruch anstreben oder aber sich weitgehend aus dem Prozess heraushalten und ihn nur beobachten. Dann würden sie später argumentieren können, ihre Mandanten seien vor Gericht nicht vollständig vertreten worden.
Der vorsitzende Richter saß in der Mitte und stellte die meisten Fragen, während die zwei Beisitzer rechts und links von ihm vorwiegend schwiegen. Trotz ihres Rangunterschieds entschieden die drei Richter theoretisch gleichberechtigt über das Urteil, nachdem die Beweise präsentiert und beide Seiten gehört worden waren. Die Entscheidung würde hinter geschlossenen Türen getroffen und als gemeinsames Urteil verkündet. Eventuell abweichende Meinungen eines Richters würden nicht geäußert und blieben strikt unter den drei Kollegen.

Der Prozess entsprach übrigens in einem wichtigen Punkt überhaupt nicht dem, wie man sich eine Strafverhandlung vorstellt: Es wurde kein einziger Zeuge aufgerufen. Stattdessen wurden schlicht beeidigte schriftliche Aussagen zu den Prozessakten genommen und gewürdigt.

Am 10. März 2005 kamen die Verteidiger endlich zu ihren Plädoyers. Notarbartolos Anwalt, Walter Damen, bestritt, dass sein Mandant der Chef der Bande gewesen sei. Klugerweise versuchte er gar nicht erst, Notarbartolos Unschuld zu behaupten – dafür waren die Beweise gegen ihn einfach zu solide. Stattdessen brachte Damen vor, der Drahtzieher des Coups halte sich in Italien verborgen. Ein Jahr zuvor hatte Damen sich in *Primetime Live* zur Verstrickung seines Mandanten in das Verbrechen so geäußert: »Natürlich ist er nicht der unschuldigste Mensch, den man so trifft. Ich gebe zu, eine Reihe von Faktoren weist darauf hin, dass Notarbartolo etwas darüber weiß, was passiert ist. Aber es gibt immer eine Mindest- und eine Höchststrafe. Wir streben die Mindeststrafe an.«

Wäre Damen mit seiner Taktik durchgekommen, hätte Notarbartolo zu maximal fünf statt zu zehn Jahren verurteilt werden können. Da er in Erwartung seines Prozesses bereits zwei Jahre abgesessen hatte, wäre im günstigsten Fall eine Entlassung schon zum Ende des Jahres möglich gewesen, wenn ihm wegen guter Führung ein Teil seiner Strafe erlassen worden wäre. Das war in Belgien üblich. Und Notarbartolo hatte sich alle Mühe gegeben, ein Musterhäftling zu sein.

»Sollte die Bande tatsächlich von Italien aus operieren, dann sitzt auch ihr wahrer Chef dort. Folglich ist mein Mandant nicht der Anführer, weshalb die Höchststrafe fünf Jahre betragen sollte«, argumentierte Damen vor Gericht.

Dieses Argument war nicht völlig aus der Luft gegriffen. Selbst die leitenden Ermittler in Belgien und Italien hatten ihre Zweifel,

ob Notarbartolo wirklich das »Hirn« war, das den Einbruch ins Diamantenzentrum bis ins letzte Detail koordiniert, organisiert und finanziert hatte. Für einen Coup dieses Ausmaßes brauchte es eine Menge Geld. Allein die Miete für Wohnung und Büro machte über den Vorbereitungszeitraum etwa 30 000 Euro aus. Andere Ausgaben für Flüge, technische Ausrüstung usw. ließen sich weniger genau errechnen, müssen sich aber über die mehr als zwei Jahre der Vorbereitung zu einer erklecklichen Summe addiert haben. Notarbartolo mag zwar das Gesicht der Turiner Schule gewesen sein, derjenige, der sich ins Diamantenzentrum einschmuggelte und dort alles von innen auskundschaftete, aber die mit dem Fall betrauten Ermittler waren sich relativ sicher, dass er nicht der Anführer war. Was aber nicht bedeutete, dass sie auf Milde für ihn hofften – nach ihrem Geschmack durfte er für seine Tat möglichst lange einsitzen.

Zumindest ein Reporter, Lodovico Poletto von La Stampa, traute es Notarbartolo kaum zu, eine so komplexe und diffizile Aktion geleitet zu haben. Auch wenn einige Journalisten Notarbartolo zu einer übergroßen Figur stilisiert hatten, hielt Poletto ihn nur für einen begabten Amateur, der in die Pläne größerer Männer hineingezogen worden war. Poletto verdächtigte Pancrazio Chiruzzi, den »Solisten mit der Kalaschnikow«, hinter der Sache zu stecken.

Nachdem der Coup 2003 durch die Nachrichten gegangen war, spürte Poletto Chiruzzi auf, um mit ihm über den Raub zu reden. Der Berufsverbrecher äußerte sich voller Bewunderung über die Arbeit, hätte aber, wie er sagte, nach genauer Analyse der Tat ein paar Details anders gelöst. Chiruzzi stritt jede Beteiligung ab und wurde auch von der Polizei nie verdächtigt, doch Poletto blieb skeptisch. »Man kann Pancrazios Handschrift in all dem erkennen«, meinte er.

Vor Gericht nannte niemand einen Namen, wer denn hinter dem Coup stecken könnte. Notarbartolo weigerte sich, mit den Richtern zu reden. Hätte er geredet, wäre es ihm vielleicht gelungen, das Gericht mit seinem legendären Charme davon zu überzeugen, dass jemand anders hinter dem Coup steckte. Doch das hätte seiner Ganovenehre widersprochen. Seit seiner Verhaftung hatte Notarbartolo mit keinem Wort jemand anderen belastet. Auch sein Anwalt sprach nur von einem Unbekannten, der die ganze Operation von Italien aus geleitet habe.

Es geisterte auch eine Theorie herum, wonach Notarbartolo von demjenigen, der den Müll entsorgte, hereingelegt worden sei. In diesem Szenario wäre Notarbartolo das Opferlamm, das als Bandenchef angeklagt und die Höchststrafe kassieren würde – wodurch für alle anderen die maximale Strafe auf fünf Jahre gesunken wäre, da es ja nur einen Kopf der Bande geben konnte.

Die Ermittler hielten diese Theorie für Unfug, denn so ein Plan hätte auf viel zu vielen Unwägbarkeiten beruht. Eigentlich war der Müll ja ganz gut im Wald versteckt – wenn man mal davon absah, dass jeden Tag ein Ordnungsfanatiker durch das Gebiet patrouillierte.

Damit die Theorie funktionierte, hätten die Verräter wissen müssen, dass Gust van Camp den Müll rasch finden würde. Darüber hinaus beruhte der Plan darauf, dass Notarbartolo die Nerven behalten, auch nach Entdeckung des Mülls wie vorgesehen noch einmal ins Diamantenzentrum gehen und dabei von der Polizei geschnappt würde. Außerdem hatte der Müll ja nicht nur Notarbartolo ins Visier der Ermittler gerückt, sondern auch drei seiner Komplizen. D'Onorios Name tauchte im Müll gleich zwei Mal auf, auf dem Arbeitsauftrag und der Visitenkarte.

Einer weiteren Theorie zufolge habe Notarbartolo wissentlich das Risiko auf sich genommen, als Chef der Bande verurteilt zu werden, um seine Komplizen zu schützen. Die

Versicherungsexpertin Denice Oliver hielt diese Theorie für plausibel. Sie glaubte, Notarbartolo habe während der Erkundungszeit genug über die Arbeitsweise der belgischen Polizei gelernt, um zu wissen, dass das Risiko, zu einer langen Strafe verurteilt zu werden, äußerst gering war.

»Der Typ kam zurück und dachte sich: ›Keine Gefahr, die kriegen doch eh nie jemand verurteilt‹«, sagte sie. »Alle Welt weiß, dass die belgische Polizei nichts taugt – bei allem Respekt für Patrick [Peys] und Agim [de Bruycker].«

Festgenommene blieben in Belgien selten lange in Haft, wodurch sich das Risiko, das Notarbartolo einging, zusätzlich verringerte. Üblicherweise kam jeder Verdächtige nach spätestens sechs Monaten wieder frei, außer es tauchten Beweise für seine Verwicklung in weitere Taten oder in ein noch andauerndes Verbrechen auf. Deswegen hatte das Gericht nach sechs Monaten Untersuchungshaft Falletis Entlassung gegen Kaution angeordnet.

Selbst in Fällen, in denen die Beweise für die Schuld eines Angeklagten überwältigend waren, wie bei Notarbartolo, ließen die Gerichte den Angeklagten normalerweise nicht bis zum Prozessbeginn in Haft. Da es sich bei dem Coup um ein einmaliges Verbrechen handelte, sprach nach dieser Logik eigentlich nichts dagegen, Notarbartolo bis zum Prozessbeginn zu entlassen. Und beinahe wäre sein Anwalt mit dem Antrag vom November 2004 ja auch durchgekommen.

Oliver glaubt, die Gerichte seien in Notarbartolos Fall von ihrer üblichen Linie abgewichen, weil die Beute verschwunden blieb. Der Verdacht, er könne sich im Besitz gestohlener Güter befinden, erlaubte es, ihn wegen der Beteiligung an einem andauernden Verbrechen weiter in U-Haft zu behalten. »Der Typ kam [nach Belgien] zurück und dachte: ›Hey, was sind schon

drei [bis sechs] Monate? Dann komm ich frei, fahre nach Italien, zu Frau und Kindern oder was weiß ich‹«, meinte Oliver.
Aus Sicht der Ermittler war Notarbartolo der Anführer, weil er sicher am tiefsten in das Verbrechen verstrickt war. Die Staatsanwaltschaft war wild entschlossen, jemanden für den Einbruch bezahlen zu lassen. Hätte sie irgendeinen Zweifel hinsichtlich Notarbartolos Rolle eingeräumt, hätte das ihre Chance vermindert, die Höchststrafe herauszuholen. Tatsächlich ermittelten die Italiener aber in dieser Frage noch; sie versuchten noch immer herauszufinden, wer noch an der Tat beteiligt war, selbst als der Prozess gegen die identifizierten Täter schon lief.
Damen und die anderen Verteidiger beantragten erfolglos, den Prozess so lange zu vertagen, bis die Ermittlungen in Italien abgeschlossen wären. Dabei hoffte Damen insbesondere auf die Nachforschungen der Anti-Mafia-Brigade in Palermo. Die Italiener hatten eine Einheit von Ermittlern nach Belgien geschickt, um Notarbartolo und Falleti zu ihren möglichen Verbindungen zum organisierten Verbrechen zu befragen. Damen hoffte, dass die Ergebnisse dieser Untersuchung Zweifel an Notarbartolos Rolle als Anführer der Bande säen könnten.
Palermo, die Hauptstadt Siziliens, ist ein berüchtigter Umschlagplatz für Drogen auf ihrem Weg von Südamerika oder Afghanistan nach Europa. Und die Ermittler wussten, dass Notarbartolo von dort stammte. Notarbartolo hatte einen Onkel mit Mafiaverbindungen, zu dem die Behörden ihn auch befragten, doch viel mehr interessierten sie sich für seinen Cousin, Benedetto Capizzi. Anti-Mafia-Ermittler hatten Notarbartolo auf der Hochzeit von Capizzis Sohn in Palermo fotografiert. Außerdem hatte Notarbartolo aus der U-Haft mit Capizzis Frau telefoniert.
Capizzi galt damals als Anführer im Villagrazia-Gebiet in Palermo und wurde später zum obersten Anführer der Cosa Nostra gekürt. Im Dezember 2008 verhaftete die Polizei ihn,

zusammen mit fast 100 weiteren Verdächtigen, um ein Blutbad zu verhindern: Eine rivalisierende Mafiafraktion hatte eigene Vorstellungen darüber, wer der neue Chef der sizilianischen Mafia werden sollte.
Die Mafiajäger vermuteten, die Cosa Nostra könnte das nötige Kapital für den Amsterdamer Coup vorgeschossen haben, um mit dem Erlös später ein Drogengeschäft zu finanzieren. Doch die Ermittlungen verliefen im Sande.
Die Richter beschlossen, nicht abzuwarten, bis die Italiener ihre Untersuchungen beendet hatten. Sie urteilten, mögliche Ergebnisse würden nichts an der Stichhaltigkeit der vorliegenden Beweise gegen die Angeklagten ändern. Nach dem Prozess klagten die italienischen Anwälte der Angeklagten, auch hier seien die Rechte ihrer Mandanten verletzt worden: Man habe Gerichtsverfahren durchgepeitscht, ohne die Ergebnisse der italienischen Ermittlung überhaupt abzuwarten.
Am 17. März 2005 versuchte Damen es mit einer neuen Taktik: Er argumentierte, die Ermittler hätten mit der Presse zusammengearbeitet, insbesondere mit den Reportern von Primetime Live. Da könne sein Mandant nicht mehr mit einem fairen Prozess rechnen. Die Sendung »The Great Diamond Heist« (Der große Diamantenraub) war von Millionen Amerikanern gesehen worden und hatte unter belgischen Juristen hohe Wellen geschlagen. Großes Erstaunen hatte über die Zusammenarbeit von Polizei und Medien geherrscht, wo doch im belgischen Justizsystem großer Wert auf den Schutz der Privatsphäre von Angeklagten und Verurteilten gelegt wurde. In Belgien findet man nicht, dass die Öffentlichkeit ein Recht hat, alle Details eines anhängigen Verfahrens zu erfahren. Die Tatsache, dass Peys und de Bruycker die Beweislage gegen Notarbartolo in einer Fernsehsendung erörterten, hatte für allgemeine Verblüffung gesorgt. Ewig hatte es geheißen »Kein Kommentar«, und plötzlich

tauchten die Ermittler im Fernsehen auf und erklärten detailliert, wie dieses aufsehenerregende Verbrechen sich abgespielt hatte und was die Angeklagten nach Ansicht der Polizei getan hatten.

Vor Gericht plädierte Damen dafür, die Anklage gegen seinen Mandanten abzuschmettern, weil die Polizei belgisches Recht zur Vertraulichkeit fortlaufender Ermittlungen verletzt und Notarbartolo vorverurteilt hätte. Der Appellationshof verurteilte die Zusammenarbeit der Polizei mit *ABC* zwar ausdrücklich, verneinte aber, dass die Sendung den Ausgang des Verfahrens beeinflussen könne. Da der Fall von Richtern, nicht einer Jury, entschieden würde, müsse das Gericht nicht erörtern, wie die Sendung auf eine Jury aus Laien wirken könne. Die Richter erklärten einfach, sie würden allein anhand der Beweislage entscheiden und den Inhalt der Sendung ignorieren.

Am 24. März 2005 erhielt Jan de Man die Gelegenheit, Falletis Standpunkt zu vertreten. Er sagte dem Gericht, Falleti habe eine harmlose Erklärung für alle Umstände, die nach Ansicht der Polizei für seine Verwicklung in das Verbrechen sprachen. Er könne die Telefonate vom Prepaid-Handy erklären, warum er den Teppich aus der Wohnung getragen habe und weitere Details. De Man räumte ein, dass Falleti die ihm vorgeworfenen Dinge getan, aber nicht gewusst habe, dass sie mit einem Verbrechen in Verbindung standen. De Man forderte, die Anklage müsse schon beweisen, dass Falleti sich wissentlich an den Taten der Bande beteiligt habe. Das Gericht pflichtete dem bei und die Anklage wurde entsprechend geändert. Für einen Schuldspruch würde die Staatsanwaltschaft nachweisen müssen, dass Falleti bewusst bei der Vernichtung von Beweisen mitgeholfen hatte.

Am Donnerstag, dem 19. Mai 2005 verkündete das Gericht nach über einem Monat Verhandlungen sein Urteil. Vier Angeklagte wurden für schuldig befunden, von denen aber nur einer

anwesend war. Leonardo Notarbartolo wurde zu zehn Jahren Haft und einer Geldstrafe von einer Million Euro verurteilt. Wenn er die Buße nicht bezahlte, drohten ihm weitere drei Monate Gefängnis. Die anderen Haftstrafen ergingen gegen die drei Komplizen, die weiterhin in Italien sicher waren.

Kurzzeitig hatte es sogar so ausgesehen, als würden diese aufgrund einer Formalität davonkommen. In d'Onorios Fall hatte ein italienisches Gericht entschieden, die DNS-Probe sei unrechtmäßig in seinem Haus genommen worden. D'Onorios belgischer Anwalt, Patrick Kortleven, schlug in die gleiche Kerbe und beantragte, das Genmaterial nicht zu berücksichtigen. Und tatsächlich befand das Gericht den DNS-Beweis in diesem Fall als nicht zulässig, kam aber letztlich zum Schluss, dass die verbleibenden Beweise für eine Verurteilung genügten.

Auch Finottos italienische Anwältin, Monica Muci, bemängelte später, dass alle gentechnischen Indizien nicht vor Gericht hätten vorgebracht werden dürfen, da die gesamte Laboranalyse stattgefunden hätte, ohne dass ein Experte für die Verteidigung anwesend war. Bei der vom Labor angewendeten Methode war die DNS-Probe vernichtet worden, weshalb Finottos Verteidigung keine unabhängige Gegenprobe durchführen lassen konnte. Am Ende behauptete Muci, Finotto habe keinen fairen Prozess bekommen. Es handelte sich übrigens um ebenjene Anwältin, die es geschafft hatte, ein italienisches Appellationsgericht davon zu überzeugen, dass Finotto 1997 die KBC-Bank gar nicht ausrauben, sondern nur auskundschaften wollte.

Die Diskussion um die Genspuren führte im Prozess letztlich zu nichts; Finotto, d'Onorio und Tavano wurden zu jeweils fünf Jahren Haft und 5000 Euro Strafe verurteilt.

Zusätzlich zur Haftstrafe setzte das Gericht fest, dass die vier Verurteilten den Opfern eine Entschädigung von mehr als 4,5 Millionen Euro zu zahlen hatten. Nach belgischem Recht

konnten sich zivile Nebenkläger an ein Strafverfahren hängen und den ihnen entstandenen Schaden von den Tätern einklagen. Insgesamt traten 75 Opfer als Nebenkläger auf, manche der Bestohlenen beteiligten sich also nicht an dem Prozess. 30 Nebenkläger bekamen nur je einen Euro Schadenersatz zugesprochen. Damit sollte angezeigt werden, dass die Täter ihnen eine Geldsumme schuldeten, deren genaue Höhe aber erst noch festgelegt werden musste.
Notarbartolo trat seine Gefängnisstrafe sofort an, gegen seine drei verurteilten Komplizen ergingen Haftbefehle.
Die drei Angeklagten in Italien nahmen sicher gelassen auf, dass ein belgisches Gericht sie soeben zu je fünf Jahren Gefängnis verurteilt hatte. Vielleicht kam einem von ihnen sogar das berühmte Zitat von Brendan Behan in den Sinn. Behan, der irische Schriftsteller und Revolutionär, hatte erklärt: »In Abwesenheit vor ein Kriegsgericht gestellt, in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Na gut, sagte ich, dann erschießt mich – in Abwesenheit.«

•••

Antonino Falleti und Adriana Crudo wurden vom Gericht freigesprochen. Die Staatsanwaltschaft hatte acht beziehungsweise 18 Monate Haft gefordert, dazu Geldstrafen. Doch letztlich genügten die Beweise nicht, um zu belegen, dass sie wissentlich versucht hatten, Beweise zu vernichten, auch wenn sie dabei behilflich waren, die Wohnung zu räumen, die während des Coups als Stützpunkt gedient hatte.
Für Falleti endete mit dem Prozess ein Alptraum. Er bedauerte die hohe Strafe gegen seinen Freund, aber der Umstand, dass er selbst freigesprochen worden war, ließ ihn ausgelassen jubeln. Falleti, seine Frau und sein juristischer Beistand zogen in ein nahe gelegenes Café und feierten mit ein paar Flaschen

Champagner. Jan de Man, der Anwalt, den Falleti gefunden hatte, indem er durch seine Gitterstäbe brüllte, stieß mit ihm an und beglückwünschte seinen Mandanten. Doch für Notarbartolo schwante ihm Böses. Üblicherweise saßen Gefangene in Belgien nur ein Drittel ihrer Strafe ab, bis sie für eine vorzeitige Entlassung infrage kamen. De Man glaubte, Notarbartolo habe in Belgien aber eine derart schlechte Presse bekommen, dass er seine Strafe wohl bis zum letzten Tag würde absitzen müssen. Demnach würde er erst 2013 entlassen. Notarbartolo wäre dann 60 Jahre alt.

Der einzige Lichtblick für Notarbartolo war, dass er nach dem Urteil nicht mehr ins Antwerpener Gefängnis zurück musste. Man brachte ihn aus dem Gerichtssaal, vor dem die Medien schon darauf warteten, Bilder vom frisch verurteilten Meisterdieb zu schießen, und nach Hasselt, eine Autostunde südöstlich von Antwerpen. Dort war nur wenige Wochen zuvor ein neues Gefängnis für Häftlinge mit langjährigen Strafen eröffnet worden. Die Baukosten hatten 38,4 Millionen Euro betragen.

Hasselt ähnelt eher einer Einrichtung für betreutes Wohnen als einem Gefängnis. Als Besucher könnte man glauben, man betrete ein Museum für moderne Kunst. Der futuristische Komplex ist mit Wille zum Design gebaut, mit künstlerischen Anflügen an den Fassaden. Natürlich musste Notarbartolo weiterhin in einer Zelle leben, aber zumindest war die Unterbringung in Hasselt moderner und großzügiger als im Gefängnis von Antwerpen.

Der Besucherraum erinnert an den Food-Court eines Einkaufszentrums; die Bodenfliesen sind im Stil von Jackson Pollock bemalt, es gibt Verkaufsautomaten und Tische und Stühle im IKEA-Stil. Im kleinen Gefängnisladen können Besucher Geschenke für die Insassen kaufen. Je nach Jahreszeit bietet der Laden Präsente für den Valentinstag, Weihnachtsgeschenke oder Osterkörbe an. Selbst die Gefängniskleidung sieht schicker aus:

Bootsschuhe aus Leinen, khakifarbene Hose, blaues Polohemd, leichte khakifarbene Jacke.
Natürlich handelt es sich noch immer um ein Gefängnis, so komfortabel es auch ist. Bestimmt hat Notarbartolo sich das Sicherheitssystem genau angesehen, schon aus alter Gewohnheit. Videokameras, sowohl offen als auch versteckt, erfassen jeden Zentimeter des Komplexes. Es befinden sich zwar keine Gitter vor den Fenstern, doch das hochfeste Sicherheitsglas ist mit einem Drahtnetz durchsetzt. Türen aus solidem Stahl verschließen den Zugang zu den verschiedenen Trakten und Zellenblocks. Biometrische Schlösser scannen das Personal, wenn es sich durch das Gebäude bewegt. Ein sechs Meter hoher Zaun, bekränzt mit rasiermesserscharfem Stacheldraht, umgibt den gesamten Komplex.
Fünf Monate später, im Oktober 2005, verwarf die oberste Instanz, der Kassationshof, Notarbartolos und Tavanos Revisionsanträge. Da Notarbartolos Anwalt während des Prozesses nie schriftlich gegen die Anwendung des Gesetzes protestiert hatte, war von vornherein klar, dass eine Revision nichts bringen würde. Doch da seinem Mandanten sonst nichts übrig blieb, musste man es halt versuchen.
Notarbartolo fing an, die Tage zu zählen.

•••

Seine Komplizen in Italien hätten sich eigentlich glücklich schätzen können. Sie nahmen das Urteil zwar ernst genug, um sofort Revision zu beantragen, aber solange sie in Italien blieben, standen die Chancen hervorragend, dass sie niemals verhaftet und ausgeliefert würden. Sie durften sich zurücklehnen und ihren neuen Reichtum still genießen. Doch d'Onorio beschloss nur wenige Monate nach der Urteilsverkündung, einen kleinen

Ausflug zu wagen und ein Immobilienprojekt zu besichtigen, in das er investieren wollte. Obwohl er genau wusste, dass seine Freiheit außerhalb Italiens in Gefahr war, stieg er im Februar 2006 in ein Flugzeug, das ihn auf die Kapverden bringen sollte.
Die Kapverdischen Inseln, eine ehemalige portugiesische Kolonie, liegen vor der Küste Westafrikas. Auf den neun bewohnten Inseln lebt eine halbe Million Menschen. Als Touristenziel gewannen die Inseln zunehmend an Beliebtheit, weshalb d'Onorio sich, so glauben die Ermittler, dorthin begab, um auszuloten, ob sich die Investition in ein Küstengrundstück oder sogar ein Hotel lohnen würde. Auf seinem Rückflug hatte er einige Hochglanzbroschüren für Immobilienprojekte auf den Kapverden bei sich. Patrick Peys glaubt, d'Onorio habe vorgehabt, zumindest einen Teil der unrechtmäßig erworbenen Reichtümer der Turiner Schule dort zu verstecken.
Beim Umsteigen im Flughafen Lissabon wurde d'Onorio am Morgen des 23. Februar 2006 verhaftet, gute drei Jahre nachdem er eine Schlüsselrolle im Coup von Antwerpen gespielt hatte. D'Onorio fand sich nun als unfreiwilliger Gast der portugiesischen Regierung wieder und sein Timing hätte schlechter nicht sein können. Während er in Portugal festsaß, beantragten seine Anwälte in Belgien Revision gegen das frühere Urteil. Ihre Begründung basierte teilweise darauf, dass d'Onorio nicht die Gelegenheit gehabt hätte, sich angemessen zu verteidigen, weil er nicht am Prozess teilgenommen habe. Finottos Anwälte gingen ebenso vor. D'Onorio war aufgrund eines europäischen Haftbefehls als flüchtiger Verbrecher festgenommen worden, den Dick Verhaege ausgestellt hatte. Der belgische Untersuchungsrichter hatte den Fall schon in der ersten Instanz des Verfahrens betreut.
Der europäische Haftbefehl war damals noch relativ neu, eine Vereinbarung der Mitgliedstaaten der Europäischen Union, um

die Prozedur bei Verhaftungen und Auslieferungen abzukürzen. Portugal hatte seine Auslieferungspolitik allerdings schon zweieinhalb Jahre vor d'Onorios Trip geändert.

D'Onorio wehrte sich vor einem portugiesischen Gericht mit allen Mitteln gegen eine Auslieferung. Er führte verschiedene Argumente an, rein formale, außerdem die »Verletzung des Prinzips von zwei Ebenen der Jurisdiktion, weil er in Antwerpen direkt vom Appellationshof verurteilt wurde«, und schließlich noch das altbekannte, dass der Prozess *in absentia* gegen ihn unfair gewesen sei, weil er sich selbst nicht habe verteidigen können.

Das juristische Gezerre zog sich hin und nach 90 Tagen entließ Portugal d'Onorio aus der Haft. Ihm wurde verboten, das Land zu verlassen, sein Pass wurde eingezogen. Das hielt den Römer natürlich nicht davon ab, sich schnell nach Latina abzusetzen. Dass er keinen Pass mehr hatte, spielte überhaupt keine Rolle, da in den Ländern zwischen Portugal und Italien zu jenem Zeitpunkt längst keine Grenzkontrollen mehr durchgeführt wurden. Als das Appellationsgericht in Lissabon am 11. Juli 2006 entschied, d'Onorio nach Belgien abzuschieben, war es zu spät. Er war längst weg.

Am 31. Oktober 2006 verwarf der höchste belgische Gerichtshof die Revisionsanträge d'Onorios und Finottos. Das Urteil hatte Bestand: Beide bekamen jeweils fünf Jahre Haft.

2006 erwies sich Italien als zunehmend ungemütliches Refugium für einen Mann wie d'Onorio, der in einem Land gesucht und in einem zweiten einem Auslieferungsverfahren entwischt war. Zwar passte Italien sein Rechtssystem nur sehr zäh an die neuen EU-Richtlinien an – in dieser Hinsicht war es das Schlusslicht Europas –, doch ganz allmählich wuchs die Bereitschaft, eigene Staatsbürger an andere Länder auszuliefern. Mit seinem misslungenen Abstecher auf die Kapverden hatte d'Onorio

Italien blamiert und Belgien übte starken Druck auf die römischen Gerichte aus, ihn auszuliefern. Sieben Monate kämpfte der Computer- und Alarmspezialist vor italienischen Gerichten, dann hatte er seinen Kampf endgültig verloren. Belgische Polizisten flogen aus Brüssel ein, um d'Onorio zu seinen neuen Gemächern zu begleiten – im belgischen Gefängnis Merksplas. Da er bereits rechtsgültig verurteilt war, gab es keine Verhandlung mehr. Er wanderte direkt hinter Gitter.

Nachdem ihm endlich gelungen war, d'Onorio in die Hände zu bekommen, forderte der Antwerpener Staatsanwalt die italienische Polizei erneut auf, endlich auch Finotto und Tavano zur Rechenschaft zu ziehen. Beide wurden tatsächlich verhaftet und blieben in Italien inhaftiert, während die Auslieferungsverhandlungen liefen. Marco Martino, der Chef der Mobilen Kriminalpolizeieinheit, verhaftete Tavano persönlich, und zwar in einem schäbigen Einzimmerapartment in der Nähe von Fontanellas Schlossergeschäft. Der berüchtigte Kriminelle, der den Raub von Diamanten im Wert von Hunderten Millionen Euro zu orchestrieren half, besaß nicht einmal ein Bett. Tavano schlief auf der Couch.

Im November 2007 saßen alle vier verurteilten Täter im Gefängnis. Notarbartolo und d'Onorio in Belgien, Tavano und Finotto in Italien. Ihr Kampf gegen ihre Auslieferung begann erst.

13. KAPITEL

DIE BEUTE

Ein Diamant besteht aus dem härtesten Material der Welt.
Noch härter ist nur, zu versuchen, einen zurückzubekommen.

Sprichwort

Ein paar Monate nach dem großen Coup bewegte sich eine Prozession durch die futuristischen Glastüren des HRD-Gebäudes. Die Stimmung der Teilnehmer reichte von bedrückt bis hoffnungsvoll. Die Opfer des Raubes bildeten eine bunte Schar aus Jung und Alt, Elegant und Schäbig. Einige hatten in ihrem Schließfach all ihre Wertsachen deponiert, während andere internationale Unternehmen vertraten, deren Verluste ohnehin von der Versicherung gedeckt waren. Jeder bekam einen Besucherpass, mit dem er durch die Drehkreuze kam. Danach strömten alle in den Konferenzraum im Erdgeschoss, in dem schon Vertreter von Polizei und Diamantenbranche warteten.
Auf langen Tischen in der Mitte des Raumes standen nummerierte Plastiktütchen mit den Überresten des Raubes. In den Tüten befand sich die Beute, die auf dem weißen Fliesenboden des Tresorraums liegen geblieben war. Nachdem die Gegenstände überprüft und auf forensische Beweise getestet worden

waren, hatte die Polizei sie im Tresor einer örtlichen Bank verwahrt, bis sie ihren rechtmäßigen Eigentümern wieder übergeben werden konnten. Dieser Zeitpunkt war jetzt endlich gekommen.

Still und hoch konzentriert gingen die Opfer Tüte um Tüte durch – in der Hoffnung, Teile ihres Eigentums zu finden, welche die Täter verschmäht hatten.

Philip Claes, der HRD-Anwalt, der bei der Organisation dieser Ausstellung mitgeholfen hatte, sah dem Treiben aus respektvoller Entfernung zu. Er war sich bewusst, welch starke Gefühle die Opfer bewegten, vor allem diejenigen, die jetzt endgültig erfuhren, dass sie bei dem Coup alles verloren hatten.

»Einige von ihnen erlebten ein persönliches Drama«, erinnerte sich Claes, »weil sie in ihren Fächern nicht nur Diamanten aufbewahrt hatten, sondern auch Familienschmuck und einen Teil ihrer Ersparnisse.« Viele Opfer hätten es als Katharsis empfunden, die Überreste des Raubes durchsuchen und mit den Ermittlern über den Fall sprechen zu können. »Die Leute kamen und sie konnten darüber reden. Sie konnten erkennen, dass etwas geschah, um alles aufzuklären. Dass Dinge veranlasst wurden, die ihnen vielleicht einen Teil ihres Eigentums wiederbringen würden.«

Viele Wertgegenstände ließen sich allerdings praktisch nicht identifizieren, lose Perlen zum Beispiel. Claes war gerührt, dass Opfer, denen Perlen gestohlen worden waren, nur dann welche für sich reklamierten, wenn sie sicher waren, dass es sich um ihre handelte. Niemand wollte versehentlich etwas mitnehmen, das nicht ihm gehörte.

Wer etwas fand, das aus seinem Schließfach stammte, sagte Claes oder einem seiner Assistenten Bescheid, die dann die Nummer der Tüte und den Namen des Anspruchstellers aufschrieben. »Manche waren total cool. ›Okay, das hier gehört mir.

Toll. Vielen Dank auch!‹«, erinnerte sich Claes. »Andere waren wirklich glücklich. Wenn man sieht, dass der Ring der Großmutter noch da ist, dann hat das einen emotionalen Wert. Vielleicht hat der Ring keinen materiellen Wert, aber eben einen emotionalen. Diesen Leuten konnte man am Gesicht ablesen, wie glücklich sie waren, etwas gerettet zu haben.«

Andere Opfer hatten weniger Glück; sie kreisten an jenem Tag immer wieder um die Tische und kamen im Laufe der Woche zu einer weiteren Inspektion zurück. Manche brachten bei ihren nächsten Besuchen Partner oder Freunde mit – in der Hoffnung, sie könnten etwas entdecken, das ihnen selbst entgangen war.

Fay Vidal gehörte zu den Glücklicheren. Obwohl sie am Morgen nach dem Coup die Überreste am Boden vergeblich abgesucht hatte, beschloss sie, zum HRD zu gehen – vielleicht war ihr doch etwas entgangen.

»Und tatsächlich fand ich ein paar Dinge, die ich in jenem Riesenhaufen am Boden übersehen hatte«, erzählte sie. »Ich hatte mal ein paar Amethyste und Türkise gekauft, aber nie verwendet. Und dann kam da jemand auf mich zu und fragte: ›Gehört der nicht dir?‹ Es handelte sich um einen kleinen Anhänger aus Gold mit einem winzigkleinen Diamanten drin, auf der Rückseite stand der Name meiner Tochter. Sie hatte ihn von ihrer Großmutter zum Geburtstag bekommen, als sie noch ganz klein war. Die Diebe konnten damit nichts anfangen.«

Am Ende der Woche wurde eine Liste der reklamierten Gegenstände erstellt. Von der Unzahl an Dingen, welche die Turiner Schule zurückgelassen hatte, waren nur zwei von mehr als einer Partei reklamiert worden: ein goldenes Armkettchen und eine Uhr. Mediatoren vom Weltverband der Diamantenbörsen schlichteten diese Fälle im Stillen.

Viele Gegenstände wurden von niemandem beansprucht, hauptsächlich Perlen, kleine lose Diamanten und andere kaum

zu identifizierende Steine. Der Weltverband der Diamantenbörsen verwahrte diese Wertsachen ein Jahr lang auf. Danach wurde alles, für das sich kein Eigentümer gefunden hatte, versteigert; der Erlös ging an eine örtliche Wohlfahrtsorganisation. Selbst diese letzten Überreste des Coups, diese Krümel, von den Dieben verschmäht und von ihren rechtmäßigen Eigentümern nicht zurückgefordert, brachten noch ein erkleckliches Sümmchen. Und so wurde eine wohltätige Organisation zum einzigen Nutznießer des Coups – von der Turiner Schule natürlich einmal abgesehen.
Claes meinte, es sei für die Opfer zwar von großer Bedeutung gewesen, die Täter verurteilt zu sehen und im Gefängnis zu wissen. Doch eine andere Frage habe ihnen viel mehr bedeutet: »Wo ist der Rest? Wo sind die Diamanten?«

•••

Die Liste aller als gestohlen gemeldeten Dinge umfasst mindestens 100 000 Karat in rohen und geschliffenen Diamanten, 30 Pfund reines Gold, Bargeld verschiedener Währungen im Wert von über einer Million Euro, über zwei Dutzend edelster Damen- und Herrenuhren der Marken Rolex, Venus, Omega und Bulgari sowie Wertpapiere, seltene Münzen und Schmuck im Wert von einigen Millionen Euro. Der gestohlene Schmuck umfasste Hunderte Ohrringe, Armbänder, Anhänger, Halsketten, Broschen und Krawattenklammern. Die Stücke waren aus Gold gefertigt, aus Platin, aus Silber, in ihren Fassungen unzählige wertvolle Steine – Smaragde, Rubine, Diamanten – und Perlen.
Dreißig Schließfachbesitzer meldeten Verluste in »unbekannter Höhe«, was bedeutet, dass die Beute insgesamt deutlich höher lag, als die offiziellen Aufstellungen und die Schadensmeldungen an die Versicherungen vermuten lassen. Die Polizei glaubt, dass

die Diebe sich mit bis zu 400 Millionen Euro Beute davongemacht haben. Davon deckten die Versicherungen insgesamt nicht einmal 20 Millionen Euro.

Die Polizei ließ sich nie auf eine offizielle Schätzung des Schadens ein. Drei Tage nach Entdeckung des Raubes hieß es, die Beute liege über 100 Millionen Euro. Im Verlauf der Ermittlungen ging die Schätzung nach oben. Während des Prozesses brachte ein Staatsanwalt vor, seiner Ansicht nach liege der Schaden eher im Bereich von 400 Millionen Euro. In einem Interview kommentierte der belgische Ermittler Patrick Peys im Jahr 2008 die anfängliche Zahl von 100 Millionen Euro mit: »Ich versichere Ihnen, es war mehr.« Auch er glaubte, die Beute könnte bis zu 400 Millionen Euro betragen haben.

Die Liste der Gegenstände, die außerhalb des Tresors wiedergefunden wurden, war deutlich kürzer: ein paar Hundert Dollar, gefunden im Safe von Finottos Freundin in Nizza. Die Bündel exotischer Währungen aus den Müllsäcken im Wald von Floordambos. Eine Prise winziger Smaragde, gerettet aus dem Wald von Floordambos und dem Teppich, den Falleti davonzutragen versucht hatte. Und Diamantsplitter, gefunden im Staubsaugerbeutel und am Boden der Wohnung in der Charlottalei. Insgesamt überstieg der Gesamtwert der wiedergefundenen Beute kaum den Nennwert des Bargelds.

Alles andere verschwand, inklusive des Bargelds und der Steine, welche die Mobile Kriminalpolizeieinheit bei der frühen Hausdurchsuchung in Notarbartolos Safe gefunden hatte. Der letzte Ort, an dem die Beute nach Ansicht der Polizei noch beisammen war, liegt irgendwo am Iseo-See. Dort wurde die Beute aufgeteilt und die Mitglieder der Turiner Schule gingen getrennte Wege. Was mit ihren jeweiligen Anteilen passierte, lässt sich nur vermuten. Sollte die gesamte Beute sofort an einen unbekannten

Hehler, Drahtzieher oder Financier weitergereicht worden sein, wüssten nicht mal die Diebe, wo sie sich jetzt befindet.
Vermutlich haben die Täter die gestohlenen Dinge nach Kategorien sortiert und getrennt verwertet. Die erbeuteten Euros wusch die Turiner Schule vermutlich ganz einfach im Rahmen ihrer legitimen Geschäftstätigkeit. Alle Ohrringe, Ringe, Anhänger und Halsketten, die sich zu leicht identifizieren ließen, als dass man riskieren gekonnt hätte, sie zu verkaufen, wurden vermutlich auseinandergenommen; die Edelsteine kamen auf den Haufen loser Steine, die Edelmetalle wurden nach Gold, Silber und Platin sortiert. Ein als gestohlen gemeldeter Diamantring allein hatte einen Schätzwert von über 900 000 Euro. Es wäre viel zu riskant gewesen, diesen intakt zu verkaufen.
Die Edelmetalle ließen sich in einem Hochtemperaturofen einschmelzen und in beliebige Formen gießen. Damit wären sie absolut unidentifizierbar.
Dinge wie die Luxusuhren verkauften sie wohl an einen verlässlichen Schmuckhehler. Sie einzeln zu verkaufen, etwa in Notarbartolos Geschäft, kam überhaupt nicht infrage. Und obwohl es verlockend sein musste, sich eine goldene Patek Philippe ums Handgelenk zu legen, wäre es natürlich eine dumme Idee gewesen, ein so auffälliges Beutestück selbst zu behalten. Diese Schweizer Uhr allein war zwischen 20 000 und einer Million Euro wert, je nach Modell. Allerdings hätten die Diebe nur einen Bruchteil des enormen Wertes dieser Uhren bekommen, hätten sie sie an einen kleinen Hehler verkauft. Während des Einbruchs hatten die Diebe darauf geachtet, die Uhren möglichst mit ihren Originalverpackungen zu stehlen. Damit ließ sich ihre Echtheit belegen, außerdem wirkten die Verkäufe weniger verdächtig. Beides steigerte den erzielbaren Preis.
Was die Diamanten angeht, so werden die meisten von ihnen letztlich wieder ihren Weg nach Antwerpen gefunden haben. Diese

Ironie muss die Opfer des Coups geschmerzt haben, aber Tatsache ist: Wer Diamanten bearbeiten lassen oder verkaufen will, macht das in Antwerpen. Das gilt insbesondere für Rohdiamanten; 80 Prozent aller weltweit gefundenen Diamanten gehen über Antwerpen.

»Es ist relativ einfach, mit gestohlenen Diamanten zu handeln, wenn man weiß, an wen man sich wenden muss«, erklärt Patrick Peys. »Leider wissen wir, dass gestohlene Diamanten sich verkaufen lassen. Wenn ein Händler sie günstig bekommt und er sicher sein kann, dass sie nicht identifizierbar sind, winkt ihm ein schöner Profit. Und wie in jeder Branche gibt es auch im Diamantengeschäft Leute, die solche Gewinne gern mitnehmen.«

Jedes Jahr gehen Steine im Wert von einigen Milliarden Euro durch die Büros und Werkstätten des Diamantendistrikts. Die Chance, dass da ein Stein wiedererkannt wird, liegen nahe null – solange es sich nicht um ein extrem auffälliges Exemplar handelte. Das größte Problem der Turiner Schule bestand aus der schieren Menge an zu verkaufenden Diamanten.

Die kleineren Rohdiamanten ließen sich gut nach Indien oder China verkaufen, doch die größeren Rohdiamanten würden letztlich in Antwerpen landen, so die Versicherungsexpertin Denice Oliver.

»Kurz vor dem Coup hatten die De Beers Sights stattgefunden. Dabei waren eine Menge Specials verkauft worden«, führte sie aus. »Es handelte sich um richtig große Steine, bei denen man sich genau überlegen musste, wie man sie schnitt. Die Ausrüstung dafür gab es nur in Antwerpen. Ein Großteil der einfacheren Arbeiten wird inzwischen nach China oder Indien ausgelagert. Aber das Know-how, wie man mit großen Rohdiamanten umgeht, findet man nur in Antwerpen. Auf welchen Wegen auch

immer, letztlich kommen diese Steine hier wieder auf den Markt.«

Die schon geschliffenen Diamanten ließen sich unverändert verkaufen. Von den bereits zertifizierten Steinen konnten die Diebe auch ein kleinwenig herunterpolieren lassen. Wenn sie diese Steine dann von einem Labor neu zertifizieren ließen, wäre es völlig unmöglich, ihre Herkunft zurückzuverfolgen. Doch wahrscheinlich machte sich die Turiner Schule gar nicht diese Mühe. Die Behörden haben nie eine Liste mit den aus dem Diamantenzentrum gestohlenen Steinen veröffentlicht. Wie hätte ein Händler da Diebesgut aus dem Einbruch überhaupt erkennen sollen, wenn es ihm angeboten wurde?

Es führt kein Weg daran vorbei: Die von der Turiner Schule erbeuteten Diamanten müssen auf ihrem Weg vom Schließfach des Opfers zum Verlobungsring eines Käufers auch durch die Hände ehrlicher Händler gegangen sein, ohne dass die etwas davon ahnten. Gut möglich, dass der eine oder andere Stein sogar vorübergehend wieder im Tresor des Diamantenzentrums landete, unerkannt unter den Tausenden Steinen, die ein Diamantenhändler jedes Jahr umsetzt. Vielleicht fand sogar ein Stein den Weg in ebendas Schließfach zurück, aus dem er zuvor gestohlen wurde.

•••

Notarbartolo, Finotto, Tavano und d'Onorio waren gefasst worden, verurteilt und eingesperrt, aber sie hatten es geschafft, die gesamte Beute aus dem größten Coup aller Zeiten zu behalten. Fünf oder zehn Jahre in einem belgischen Gefängnis und danach ein Leben in Luxus – auf ein solches Geschäft würde sich wohl so mancher gerne einlassen.

Im Lauf der Ermittlungen sichtete die Polizei in Italien und Belgien die Besitztümer der Männer und stellte fest, dass die Männer ihr Geld ebenso diszipliniert ausgaben, wie sie Hochsicherheitstresore ausraubten. Tavanos kärgliche Einzimmerwohnung belegte, dass er der Versuchung widerstanden hatte, mit seinem Anteil der Beute extravagante Käufe zu tätigen und herumzuprotzen. Notarbartolo war so klug gewesen, sein gesamtes Eigentum Crudo zu überschreiben. Falleti erklärte, Notarbartolo besitze nichts außer einem Hund – und der starb, während Notarbartolo einsaß. Den einzigen Hinweis darauf, was die Diebe mit dem Geld vorhatten, lieferte d'Onorios unglückseliger Ausflug auf die Kapverden. Offenbar hatte er zumindest erwogen, einen Teil seiner Beute in Immobilien anzulegen.

Sie gaben es zwar nur ungern zu, aber die Ermittler sowohl in Italien als auch in Belgien gelangten allmählich zu der Einsicht, dass ihre Chancen, die Beute wiederzufinden, nahe null lagen. »Wir gäben viel dafür, sie aufzuspüren«, sagte Peys, »aber ich kann mir kaum vorstellen, dass es irgendwo Hinweise gibt … Was mich betrifft, ist dieser Fall endgültig abgeschlossen.«

Auch viele der Beraubten glaubten nicht mehr, dass sie ihr Eigentum je wiedersehen würden. »Ich denke, sie haben aufgegeben«, sagte Claes über die Opfer. »Die geben sich keinen Illusionen mehr hin. Vielleicht hofft der eine oder andere insgeheim, dass die Beute doch noch mal auftaucht. Mich würde es auch noch immer brennend interessieren, was [die Diebe] mit ihr angestellt haben. Und die Leute, die sie jetzt haben, was tun die damit?«

Die Frage, was mit der Beute geschehen war, würde sich noch weiter stellen, auch nachdem die Männer ihre Strafen abgesessen hatten. Sowohl die Mobile Kriminalpolizeieinheit als auch die belgischen Behörden planten, die Täter nach ihrer Entlassung scharf im Auge zu behalten.

»Wenn Notarbartolo aus dem Gefängnis kommt und einen Laden aufmacht, in dem er Diamanten verkauft oder so was, dann schauen wir natürlich genau hin«, sagte Peys. »Aber Notarbartolo ist kein Idiot. Er weiß ganz gut, was wir tun werden, womit er durchkommen kann und womit nicht. Aber ich habe keine rechte Vorstellung, was er vorhat.«

Und tatsächlich ist die Frage, wie Notarbartolo sein Geld denn ausgeben soll, nicht trivial. So manch erfolgreicher Dieb musste sich – ebenso wie Drogendealer, Prostituierte und alle anderen, deren Einkommen zum großen Teil unversteuert ist – schon den Kopf darüber zerbrechen, wie er all sein Schwarzgeld ausgeben könnte, ohne die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu lenken. Der Paradefall für dieses Dilemma ist niemand geringerer als Al Capone. Der berüchtigte Gangster warf mit seinem illegal erworbenen Geld nur so um sich – und kam letztlich wegen Steuerhinterziehung ins Gefängnis. Denn er konnte keine legitimen Einnahmen nachweisen, aus denen er seinen luxuriösen Lebensstil hätte bestreiten können.

Der Polizei aus dem Weg zu gehen war das eine. Doch Notarbartolo und die anderen mussten sich auch Sorgen machen, dass die Opfer die Dinge in die eigene Hand nehmen und sich an der Turiner Schule rächen könnten. Mit Diamanten lassen sich eine Menge finsterer Taten finanzieren und an den Rändern der Diamantenbranche mangelt es nicht an zwielichtigen Gestalten. Es lässt sich nicht ausschließen, dass ein Händler, der Millionen verloren hat, darüber nachdenkt, ein paar ehemalige Mossad-Agenten oder afrikanische Söldner anzuheuern, um seine Verluste unter Umgehung des Rechtswegs wieder einzutreiben.

»Viele Opfer sind sehr wütend«, meinte Peys.

Notarbartolo und Co. könnten dem Beispiel anderer Diebe vor ihnen folgen und in Länder umsiedeln, in denen niemand danach fragte, wo man sein Geld herhatte. Doch seit den

Anschlägen vom 11. September 2001 ist die Welt für die Besitzer von Schwarzgeld deutlich geschrumpft. Immer weniger Länder lassen reiche Ausländer in Frieden untertauchen – und in den wenigen verbleibenden Ländern drohen dafür oft andere Gefahren, vornehmlich jene, entführt oder erpresst zu werden.

Man kann sich kaum vorstellen, dass Notarbartolo irgendwo anders leben will als in der Nähe von Turin. Erstens, weil es für ihn am sichersten ist. Schließlich lässt man sich lieber von den örtlichen Diebeskollegen verehren oder gar zum Idol erheben als von weniger beeindruckten Gangstern im Ausland erpressen. Und zweitens ist Turin sein Zuhause, auch wenn sich seit seiner Inhaftierung viel verändert hat: Crudo hat das Haus in Trana verkauft und ist ins nahe gelegene Giaveno gezogen. Notarbartolos Werkstätten in Valenza und seine Juwelierläden in Turin wurden teils geschlossen, teils verkauft. Selbst in den verqualmten Kneipen, in denen die Turiner Schule ihre Pläne ausgeheckt hatte, herrscht längst Rauchverbot. (Während Notarbartolo im Gefängnis saß, verabschiedete Italien ein Gesetz, das das Rauchen an allen öffentlichen Orten verbot, auch in Cafés.)

Notarbartolo würde ganz von vorn anfangen und ein legales Geschäft aufbauen müssen, eines, das die Steuerbehörden zufriedenstellen würde und zumindest dem Anschein nach genug legalen Ertrag abwarf, um ihm die Polizei vom Hals zu halten. Idealerweise musste sein neues Geschäft scheinbar so profitabel sein, dass es ihm das Luxusleben erlaubte, das er so lange hatte aufschieben müssen.

Während er im Gefängnis von Hasselt saß, hatte Notarbartolo eine Menge Zeit, den besten Geschäftsplan auszutüfteln. Er plante, seinen Ruf als bekanntester Dieb der Welt zu Geld zu machen. Einen Vertriebspartner für seine eigene Kollektion hatte er schon gefunden, einen der wichtigsten

Schmuckgroßhändler. Jetzt musste er die Kollektion nur noch entwerfen. Aber Zeit hatte er ja …
Die Kollektion wollte er übrigens »Diamonds by Leonardo« nennen.

EPILOG

Tess: Du bist ein Dieb und ein Lügner.

Danny: Ich hab dir nur vorgelogen, ich wär' kein Dieb. Ich tu das jetzt nicht mehr.

Tess: Stehlen?

Danny: Lügen.

Ocean's Eleven (2001)

»Ich mag ein Dieb und ein Lügner sein. Aber ich werde Ihnen eine wahre Geschichte erzählen.«

Leonardo Notarbartolo, zitiert in Wired

Die Beute war weg, die Gauner saßen ein, der Fall war abgeschlossen. Doch Gust van Camp blieb beleidigt. Er hatte den Fortgang der Ermittlungen genau verfolgt. Zunächst fand er es spannend, dass sein Fund die Polizei mit den Hinweisen versorgt hatte, die sie zur Lösung des Falls benötigte. Doch als die belgische Presse andeutete, die Verdächtigen hätten Verbindungen zur Mafia, begann er, um seine Sicherheit zu fürchten.
Im weiteren Verlauf der Angelegenheit wich seine Furcht allmählich einem tiefen Widerwillen. Er bekam das Gefühl, man hätte ihn völlig vergessen. Er hatte auf eine Belohnung oder zumindest eine gewisse öffentliche Anerkennung für seinen

wichtigen Beitrag zur Identifizierung der Täter gehofft. Doch bisher hatte niemand sich auch nur für seine Hilfe bedankt.
Während die Diamanteneinheit den ganzen Ruhm einheimste, wurde van Camp nur ständig von Reportern belästigt, die ihn baten, ihnen den Müllabladeplatz der Gangster zu zeigen. Er grummelte zwar jedes Mal, doch in der Regel erfüllte er ihnen den Wunsch. Seine geführte Tour endete stets mit dem gleichen Refrain: Hätte er bei seinem Fund schon gewusst, wie die Behörden ihn behandeln würden, hätte er die Polizei nicht angerufen. Schließlich fing van Camp sogar an, die durchziehenden Reporter darum zu bitten, dem Mann, den er »Mr. Bartolo« nannte, etwas auszurichten. Er wolle sich bei dem Italiener dafür entschuldigen, dass er ihn ins Gefängnis gebracht hatte.
Eines Tages überwältigte ihn seine Verbitterung. Wenn niemand nach Vilvoorde kam, um ihm zu danken, würde er sich seinen Dank in Antwerpen abholen. Ohne auch nur aus der Kleidung zu wechseln, die er normalerweise im Wald trug, fuhr er mit Frau und Hund im Schlepptau nach Antwerpen.
In der bunt gemischten Völkerschar, die sich an jenem Tag auf den Straßen des Diamantendistrikts tummelte, sah niemand exotischer aus als van Camp mit seiner kleinen Entourage. Entschlossen stapfte er in Gummistiefeln und seinem verschossenen Tarn-T-Shirt die Schupstraat hinunter; der Hund sprang fröhlich neben ihm her. Als einziges Zugeständnis an das Stadtleben hatte er seine doppelläufige Flinte zu Hause gelassen.
Er gelangte zur Schupstraat 9–11, ging an den Rauchern vorbei, die unter dem Vordach standen, und durch die Glastüren ins Diamantenzentrum. Er sagte der Wache in ihrem Glaskabuff, er wolle den Verwalter des Gebäudes sprechen. Und zwar, so erklärte er in seinem stark flämischen Akzent vom Land, um sich den Dank für seine Mithilfe bei der Aufklärung des Raubes abzuholen, der hier stattgefunden hatte.

Als der Wachmann Julie Boost von diesem ungewöhnlichen Besucher informierte, war die gerade in keiner dankbaren Stimmung. Sie hatte wirklich Besseres zu tun, als mit einem nach Anerkennung gierenden Landei über den Coup zu plauschen. Anstatt ihren Dank ausrichten zu lassen und die Sache damit zu erledigen, ließ sie van Camp, Frau und Hund des Gebäudes verweisen.

Boost hatte guten Grund, Besucher mit einem Interesse an dem Coup abzuwimmeln. Einige Opfer hatten das Diamantenzentrum verklagt; schließlich sei der Raub überhaupt nur wegen der Nachlässigkeiten des Personals möglich gewesen. Alles, was Boost jetzt sagte, könnte von den Klägern als Munition gegen sie verwendet werden oder die bestohlenen Mieter erneut aufwühlen.

Deshalb sprach Boost überhaupt nicht mehr über das Verbrechen. Und so gab es nicht einmal ein Dankeschön für jenen Mann, dessen Feldzug zum Schutz des Waldes direkt zur Verurteilung von vier Tätern geführt hatte. Zorniger als je zuvor stiefelte van Camp aus dem Gebäude, nicht ohne dem Wachmann vorher noch ein paar deutliche Worte an den Kopf geworfen zu haben.

Patrick Peys kannte van Camps Temperament nur zu gut, auch ihn hatte er belästigt, aber das Protokoll verbot es der Polizei, van Camps Beitrag zur Aufklärung des Verbrechens offiziell zu würdigen. Belgiens strikte Regeln, die der Polizei verboten, über Fälle zu reden, untersagten selbst, die Mithilfe von Bürgern offiziell anzuerkennen. Doch da Peys gerade eine ruhige Minute hatte – bis zum nächsten Alarm, der ihn und seine Kollegen in die Diamanten-Quadratmeile würde rasen lassen –, setzte er sich an seinen Computer, um diesen Fall endgültig abzuschließen. Er entwarf ein aufwendig gestaltetes Dokument mit prächtigen Schrifttypen und offiziell klingenden Formulierungen.

Es handelte sich um eine Art Zertifikat, einen Ausdruck des Dankes vonseiten der föderalen Diamanteneinheit an August van Camp für seine Verdienste bei der Mithilfe in einer kriminalpolizeilichen Ermittlung. Peys hatte natürlich nicht die Autorität, offiziellen Dank auch im Namen der Regierung auszusprechen, aber er vermutete, das würde van Camp nichts ausmachen, selbst wenn er den Unterschied kannte.
Peys behielt recht. Van Camp freute sich, dass seine Rolle bei der Aufklärung des Jahrhundertcoups anerkannt worden war. Endlich.
Aber eine Belohnung wäre ihm noch lieber gewesen.

•••

Neben zivilrechtlichen Überlegungen gab es noch einen weiteren Grund für Boost, nicht über den Raub zu sprechen. Denn noch immer verblieb die ungeklärte Frage, wie die Turiner Schule an die Kombination des Tresors gekommen war. Hatte am Ende doch ein Angestellter des Diamantenzentrums am Coup mitgewirkt?
Von den vier Leuten, welche die Kombination gekannt hatten, arbeiteten drei im Herbst 2009 nach wie vor im Diamantenzentrum. Nur Jacques Plompteux war ausgeschieden. Boost managte weiterhin das Gebäude, Jorge Dias de Sousa war noch immer erster Concierge, Grünberger Boosts Vorgesetzter. Alle vier waren gründlich durchleuchtet worden, ohne Ergebnis.
»Die Frage, ob ein Angestellter als Komplize mitgewirkt hat, wurde nie geklärt und bleibt weiter offen«, erklärte Peys, als er den Fall im Herbst 2008 besprach. »Es handelt sich sogar um eine zentrale Frage, denn obwohl die Bande aus Spezialisten bestand, brauchen auch die gewisse Informationen. Insiderwissen, würde man sagen. Ich kann Ihnen versichern, das wurde sehr

gründlich untersucht. Tatsache ist: Wenn man keine Beweise oder auch nur stärkere Hinweise darauf findet, dass es Hilfe von innen gegeben hat, dann gab es auch keine. In diesem Fall wurde niemand angeklagt und, ganz ehrlich, ich wüsste auch gar nicht, wen man anklagen oder vor Gericht bringen sollte.«

Die Einzigen, die mit Sicherheit sagen könnten, ob ein Angestellter des Diamantenzentrums in den Coup verwickelt war, schwiegen sich in dieser Frage aus. Welchen Grund hätte die Turiner Schule auch gehabt, eines ihrer kleinen Geheimnisse auszuplaudern? Zwar waren ein paar Täter verurteilt worden, aber nach Ansicht der Polizei hatten noch ein paar weitere Komplizen mitgemischt. Niemand kannte ihre Identität, weshalb sie natürlich nicht belangt worden waren. Für die Verurteilten war es schlicht am klügsten, ihre Geheimnisse zu bewahren und ihre Zeit abzusitzen.

Doch Notarbartolo konnte der Versuchung nicht widerstehen, seine Geschichte zu erzählen – gegen Geld.

Bei einem Treffen eines der Autoren dieses Buches mit Notarbartolo im September 2008 versuchte der Turiner, einen Preis für die Exklusivrechte an seiner Story auszuhandeln. Er behauptete, es liege bereits ein sechsstelliges Angebot vor von einer kalifornischen Filmproduktionsfirma namens Underdog Inc. Wenn die Autoren dieses Gebot toppten oder garantierten, dass ein Hollywoodstudio für die Rechte an seiner Lebensgeschichte bezahlte, versprach Notarbartolo, die »größte Story« zu erzählen. (Zumindest ein weiterer Journalist, ein amerikanischer Filmemacher, der einen Dokumentarfilm über den Coup drehte, erhielt ein ähnliches Angebot.) Die Autoren dieses Buches weigerten sich, für ein Interview zu zahlen, mit der Begründung, es ergäbe sich ein Interessenkonflikt, wenn sie mit einer Informationsquelle ein finanzielles Arrangement eingingen.

Während dieses Treffens schien Notarbartolo – der im Gefängnis sein Bäuchlein verloren hatte, schlank und fit wirkte und einen mit weißen Fäden durchzogenen Bartstreifen von der Unterlippe bis zur Spitze seines Kinns trug – mitunter versessen darauf, einen Deal abzuschließen, egal wie fadenscheinig. Nachdem der Versuch gescheitert war, einen Bieterkampf um seine Story auszulösen, bot Notarbartolo den Autoren an, gegen eine minimale Beteiligung an den Tantiemen, die letztlich aus den Buchverkäufen fließen würden, seine Geschichte zu erzählen. Er machte ein Angebot, demzufolge die Autoren eine völlig unerreichbare Summe an Tantiemen erst mal allein hätten einstreichen können. Höchstwahrscheinlich hätte er aus einer solchen Vereinbarung nie auch nur einen Cent bekommen. Doch Notarbartolo war nicht dumm. Er erwartete vermutlich gar nicht, bei dem Deal viel zu verdienen. Möglicherweise spekulierte er nur auf ein Dokument, das er den Behörden zeigen konnte, wenn nach seiner Haftentlassung jemand nach seinem Einkommen fragte. Ein offizieller Vertrag, unterschrieben von zwei amerikanischen Autoren, die ihm einen Prozentsatz aller Tantiemen abtraten, würde eine oberflächliche Überprüfung, wie er sich denn gewisse Annehmlichkeiten leisten konnte, unter Umständen beenden.

Auch wenn die Autoren standhaft jedes Angebot ablehnten, mit Notarbartolo ein finanzielles Arrangement einzugehen, endete das Treffen trotzdem freundschaftlich.

Bald nach dem Besuch im Gefängnis informierten Falleti und Jo-Ann Garbutt (Falletis Freundin nach seiner Scheidung von Judith Zwiep) die Autoren davon, dass Notarbartolo einen Vertrag mit Joshua Davis von *Wired* abgeschlossen habe, der »seinen wirtschaftlichen Interessen genügte«, wie sie in ihrer E-Mail schrieben. Davis ist der Autor des Buches *The Underdog*, und eine Firma namens Underdog Inc. hat ihren Sitz laut

kalifornischem Handelsregister unter eben jener Adresse, an der auch Davis wohnt. In der E-Mail baten Notarbartolos Freunde die Autoren, den Kontakt zu ihnen und zu Notarbartolo abzubrechen. Wie auch immer die Vereinbarung mit Davis aussah, enthielt sie offenbar eine Exklusivitätsklausel.

In der Ausgabe vom April 2009 veröffentlichte *Wired* Notarbartolos Darstellung des Verbrechens weitgehend unhinterfragt unter der Schlagzeile »The Untold Story of the World's Biggest Diamond Heist« (Die bisher nicht erzählte Geschichte des größten Diamantenraubs der Welt). Der Artikel enthielt keinerlei Hinweis darauf, ob Davis Notarbartolos »wirtschaftlichen Interessen« entgegengekommen war, als Entlohnung für eine Reihe von Interviews, die Notarbartolo Davis noch im Gefängnis gegeben hatte. Doch in einem Video, das auf der Website von *Wired* als Ergänzung zum Artikel eingestellt wurde, brüstete Davis sich, Notarbartolo mit seiner journalistischen Hartnäckigkeit zum Sprechen gebracht zu haben.

Im Artikel steht, dass Notarbartolo sich während seiner Haft geweigert habe, »seinen Fall [mit irgendeinem anderen Journalisten] zu besprechen«. Doch in dieser Zeit rief Notarbartolo selbst Journalisten in Belgien, Italien und den USA an. Beispielsweise bat er den Produzenten von *ABC News*, Simon Surowicz, von New York nach Belgien zu fliegen und mit ihm über den Raub zu reden. Mit den Autoren des vorliegenden Buches trat er über seine Freunde in den Niederlanden in Kontakt. Bei einem Gespräch im Gefängnis von Hasselt machte Notarbartolo uns klar, dass derjenige seine Geschichte bekommen würde, der am meisten dafür zahlte.

Der Clou an der *Wired*-Geschichte war Notarbartolos Behauptung, hinter dem Raub im Diamantenzentrum stehe in Wirklichkeit eine Verschwörung jüdischer Diamantenhändler, die ihre Versicherungen betrügen wollten. Notarbartolo erklärte, die von

ihnen aufgebrochenen Schließfächer seien von den Auftraggebern des Coups zuvor leer geräumt und die Diebe letztlich selbst hereingelegt worden. Eine Wendung ganz nach dem Geschmack Hollywoods.

Seiner Version nach habe er, Notarbartolo, überhaupt nicht vorgehabt, das Diamantenzentrum auszurauben, als er dort Büro und Schließfach anmietete. Erst später im Jahr 2001, als er schon ein etablierter Mieter war, sei ein jüdischer Diamantenhändler auf ihn zugekommen – Notarbartolo weigerte sich, den Namen zu nennen – mit der Frage, ob es möglich wäre, in den Tresor des Diamantenzentrums einzubrechen. Gegen Honorar habe sich Notarbartolo darangemacht, heimlich Bilder vom Tresorraum zu schießen und die Sicherheitsmaßnahmen auszukundschaften. Schließlich sei er zum Ergebnis gekommen, der Tresor sei unüberwindlich.

Der mysteriöse Geldgeber habe widersprochen und anhand von Notarbartolos Fotos eine lebensgroße Attrappe des Tresors nachbauen lassen (genau wie in *Ocean's Eleven*). Als Notarbartolo ihn zum ersten Mal sah, so Wired, »fühlte er sich, als wäre er in einen Film getreten«. Während dieses ersten Besuchs im Tresorraum habe der Diamantenhändler ihn mit drei seiner Komplizen bekannt gemacht, die zufällig alle Italiener waren. Die Männer sollten den Tresor leer räumen und sich danach mit dem Auftraggeber an einem Ort in Italien treffen.

Im Rahmen des *Wired*-Artikels gab Notarbartolo keine Namen seiner Komplizen preis, sondern betitelte sie »Das Genie«, »Das Monster« und »Speedy«. Betrachtet man sich die drei anderen Männer, die wegen des Raubes verhaftet wurden, bezogen sich diese Decknamen eindeutig auf d'Onorio, Finotto und Tavano. Für diejenigen, die sich mit dem Fall befasst hatten, waren die Tarnnamen völlig durchsichtig. Wären ein dicker Mann, ein Rotschopf und ein langer Kerl für den Einbruch im

Diamantenzentrum verurteilt worden, hätte Notarbartolo sie vermutlich »Klops«, »Feuerkopf« und »Lulatsch« genannt.
Dann habe es noch einen Mittäter gegeben, den »König der Schlüssel«. Wer mit der Turiner Schule vertraut war, wusste, dass Aniello Fontanellas Spitzname »Magier der Schlüssel« lautete, während Giovanni Poliseri »John der Tunesier« und »König der Diebe« genannt wurde. Notarbartolo beschrieb den genialen Schlosser weiter als »älteren« Mann, der »großväterlich wirkte«. Das deutete auf Poliseri. Fontanella war damals Mitte 50, etwa im gleichen Alter wie die anderen Mitglieder der Turiner Schule. Poliseri hingegen war zum Zeitpunkt des Coups fast 70.
Notarbartolo zufolge hätten die Komplizen – die er mit Ausnahme von Speedy angeblich zuvor nicht gekannt hatte – den Raub verübt, während Notarbartolo die ganze Nacht draußen im Auto gewartet habe. Hier kollidiert Notarbartolos Geschichte allerdings mit einem Beweis, der in der Verhandlung vorgelegt wurde: In der Nacht des Coups wurde Notarbartolos Handy im Diamantenzentrum benutzt. Außerdem behauptete Notarbartolo, die anderen hätten »im Dunklen gearbeitet«, wobei der Artikel nicht erklärte, warum. Ohnehin konnte das nicht stimmen, denn der erste Zeuge am Tatort, Jorge Dias de Sousa, berichtete den Ermittlern, dass die Lichter in Vorraum und Tresor gebrannt hätten, als er an jenem Montagmorgen die Tat entdeckte. Während eines Telefoninterviews bestätigte er diesen Umstand den Autoren gegenüber erneut.
Notarbartolo brauchte aber einen stockdunklen Tresorraum, damit der Clou seiner Story auch nur im Geringsten glaubhaft wurde. Er erzählte: In völliger Dunkelheit – unterbrochen nur von »gedämpften Blitzen«, wenn die Diebe für Sekundenbruchteile eine Taschenlampe anschalteten, um den Bohrer am nächsten Schließfach anzusetzen – konnten sie nicht überprüfen,

was sie da stahlen. Die Diamantäre bewahrten ihre Ware in »Lederbeuteln« auf, also stahlen die Einbrecher diese, ohne hineinzusehen. (Mit der Behauptung, im Tresorraum sei es die ganze Zeit stockdunkel gewesen, liefert Notarbartolo auch den Grund, warum eine teure Nachbildung des Tresors nötig gewesen war: damit die Diebe im Dunklen üben konnten.)

Notarbartolo weiter: Erst als er und die anderen die Beutel in der Wohnung öffneten und leer fanden, erkannten sie, dass der jüdische Diamantenhändler sie übers Ohr gehauen hatte. Notarbartolo gab an, vermutlich habe der Händler seine Kohorten vorgewarnt, diese hätten ihre Diamanten aus den Beuteln geholt, später bei ihrer Versicherung einen Schaden angemeldet und eine Entschädigung kassiert, obwohl sie die Steine in Wirklichkeit noch besaßen.

Notarbartolos Geschichte ist bestenfalls höchst unwahrscheinlich. Sollte die Turiner Schule, wie er behauptete, tatsächlich nur etwa ein Fünftel der niedrigsten Schätzung erbeutet haben, würde das bedeuten, dass 50 bis 60 Schließfachmieter in den Plan eingeweiht gewesen sein mussten. Diese Händler hätten allesamt dichthalten müssen; niemand hätte sich verplappern, kalte Füße oder hinterher ein schlechtes Gewissen bekommen dürfen. Außerdem hätten sie bewusst in Kauf nehmen müssen, dass ihre Nachbarn, die an dieser kriminellen Absprache nicht teilnahmen, riesige Verluste erlitten. Ein Opfer des Coups, Fay Vidal, verglich dieses Garn mit der Verschwörungstheorie, dass die Juden, die im World Trade Center arbeiteten, am 11. September 2001 daheim geblieben seien, weil sie von den bevorstehenden Anschlägen gewusst hätten.

Wired zufolge erschien der mysteriöse Drahtzieher nie zu dem vereinbarten Treffen in Italien. Deshalb, so Notarbartolo, hätte die Bande sich mit Diamanten im Wert von »lediglich« 18 Millionen Euro begnügen müssen, erbeutet von den Unglücklichen,

die nicht vor dem geplanten Coup gewarnt worden waren. Von über 100 Millionen Euro, wie in der Presse verbreitet, könne überhaupt keine Rede sein.

Die Geschichte, die Notarbartolo *Wired* erzählte, war bemerkenswert. Sie wäre noch bemerkenswerter gewesen, wenn sie gestimmt hätte. Doch Fehler, Ungereimtheiten und logische Lücken stellen den Wahrheitsgehalt der gesamten Story infrage. Ein Widerspruch etwa erscheint schon ganz am Anfang des Artikels: Ein Ermittler steht im Tresor und telefoniert von seinem Handy aus. Doch Notarbartolos Geschichte beruht darauf, dass es im Geschoss des Tresorraums keinen Handyempfang gegeben haben soll – und schon gar nicht im Tresorraum selbst. Weitere Ungereimtheiten schmälerten die Glaubwürdigkeit seiner Version noch mehr. Zum Beispiel bewahren Diamantäre ihre Ware normalerweise nicht in Lederbeuteln auf, wie Notarbartolo behauptete. Diamanten werden vornehmlich in Diamantenbriefchen eingeschlagen und die kommen dann in beliebige Behältnisse, die gerade zur Hand sind, sei das eine Aktentasche für 4000 Euro oder eine Tupperware-Dose für einen Euro. Ein einziger Blick auf die Fotos vom Schauplatz des Verbrechens – auf denen Dutzende Taschen, Beutel und Schubladen durcheinander auf dem Boden liegen – zeigt, dass Diamantäre sich nicht drum scheren, in welchen Behältnissen ihre Briefchen liegen, solange die Behältnisse nur in einen Safe kommen. Außerdem: Wenn die Diebe so viele Lederbeutel erbeutet haben, warum sind die nie wieder aufgetaucht? Im Wald von Floordambos jedenfalls waren sie nicht.

Das Chaos am Boden des Tresorraums widerspricht übrigens Notarbartolos Behauptung, die Männer hätten in völliger Dunkelheit gearbeitet und die Verpackungen gar nicht geöffnet, um die Beute zu inspizieren. Auch Fay Vidal weiß, dass diese Darstellung nicht stimmen kann: Aus ihrem Schließfach war aus

einem Täschchen mit goldenem Krimskrams alles gestohlen worden – bis auf ein Stück, das zu ihr zurückverfolgt werden konnte, ein Goldmedaillon, auf das der Name ihrer Tochter graviert war. Ganz offenkundig hatte im Tresorraum eine Auslese stattgefunden.

Abgesehen von den unzähligen Widersprüchen zu bekannten Fakten gab es auch kunstvoll gesponnene – und hochgradig unwahrscheinliche – Erklärungen für bestimmte Aspekte des Verbrechens, die Notarbartolo offenbar allein mit Hinblick auf Hollywood erfunden hatte. Beispielsweise er zählte er *Wired*, er habe eine James-Bond-mäßige Mini-Videokamera über der Tresortür versteckt, um ein Bild vom Bart des Schlüssels zu bekommen, nach dem die Schlosser der Turiner Schule eine Kopie machen sollten. Ebenso sollte die Kamera aufnehmen, welche Kombination am Schloss eingegeben wurde.

Wie in einem früheren Kapitel beschrieben, wurde zwar nie ausgeschlossen, dass eine Videokamera zum Einsatz kam, aber die Schlosser der Turiner Schule hätten schon wirklich Magier sein müssen, um aus einem zweidimensionalen Videostandbild die dreidimensionale Kopie eines Tresorschlüssels mit Doppelbart herzustellen. Und wie bereits ausgeführt, war die Drehscheibe überdeckt und die Zahlen ließen sich nur durch ein Fensterchen mit Vergrößerungslinse erkennen. Dem Artikel zufolge versteckte Notarbartolo die Kamera »direkt über dem Kopf« des Concierge. Doch dann hätte die Kamera durch den Kopf des Concierge sehen müssen, wenn er sich über das Fensterchen beugte.

Endgültig unglaubwürdig wurde diese Geschichte, als Notarbartolo ausplauderte, wo der Aufnahmemechanismus der Kamera angeblich gewesen sein soll: »In einem Lagerraum neben dem Tresor hing ein gewöhnlich aussehender roter Feuerlöscher an der Wand«, so der Artikel. »Er war voll funktionstüchtig,

enthielt aber ein wasserdichtes Abteil. Darin saß die Elektronik, die das Videosignal auffing und aufzeichnete.«

Um das zu schaffen, hätte Notarbartolo nicht nur eine Videokamera über der Tür installieren müssen, unter dem Auge der Überwachungskamera im Vorraum, er hätte auch einen »voll funktionstüchtigen« Feuerlöscher ins zweite Untergeschoss schmuggeln und im angrenzenden – verschlossenen – Lagerraum an die Wand hängen müssen, ohne dass jemand das mitbekam.

Um sich die Bilder später anzusehen, hätte er den Feuerlöscher dann wieder herausschmuggeln müssen. Übrigens wäre nach dieser Version der Feuerlöscher ein paarmal durch die Tür zum Lagerraum transportiert worden, ohne Spuren zu hinterlassen. Ebenjene Tür mussten die Diebe in der Nacht des Einbruchs aber mit einem Stemmeisen aufbrechen.

Notarbartolo erzählte *Wired*, sie seien nicht durch die Garage ins Gebäude eingebrochen, sondern mithilfe einer Leiter, die sie hinter dem Diamantenzentrum versteckt hätten, an der Rückseite des Gebäudes zu einem Balkon im zweiten Stock hochgeklettert. Dort hätten sie einen mannshohen »Polyesterschild« verwendet, um sich einem Infrarotdetektor zu nähern und ihn auszuschalten. Danach hätten sie den Alarm an einem Fenster umgangen und seien durch das Fenster ins Gebäude geklettert.

Nachdem Patrick Peys den Artikel in *Wired* gelesen hatte, äußerte er sich folgendermaßen über die Plausibilität von Notarbartolos Geschichte: »Theoretisch könnte sie wahr sein. Allerdings hätte er geradesogut behaupten können, sie seien mit einem Hubschrauber auf dem Dach gelandet. Wenn Sie mich fragen, ob das technisch möglich ist, sage ich Ja. Haben sie es so gemacht? Nein. Dieser Teil ist also, wie der ganze Rest des Interviews, purer Bullshit.«

Den »allergrößten Bullshit, den ich je gehört habe«, nannte Peys die Räuberpistole mit dem Versicherungsbetrug. »Wir wissen, dass nur sehr wenige Opfer versichert waren. Wo ist also der Betrug?«
Philip Claes vom Antwerp World Diamond Centre erzählte, dass die meisten Leute im Diamantendistrikt genauso reagiert hätten wie Peys. Sie hätten »nur gelacht«, als sie von Notarbartolos Verschwörung von Insidern hörten.
»Jeder wusste, dass das Unfug war. Er hat die Story nur erfunden, um Medieninteresse zu wecken«, sagte Claes. »Aber niemand regte sich groß drüber auf, weil alle wussten, dass die Geschichte gar zu lächerlich war. Manche fühlten sich auf den Schlips getreten, aber im allgemeinen dachten die Leute: ›Ach komm. Der arme Kerl.‹ Niemand würde ihm die Geschichte abkaufen. Alle wussten, dass es nicht so abgelaufen war.«
Mit seinem Lügenmärchen versuchte Notarbartolo, sich von fast jeder Schuld reinzuwaschen. Für fast alles – die Planung, die Ausführung und schließlich die Fehler, die zu seiner Ergreifung geführt hatten – trug jemand anders die Verantwortung.

•••

Notarbartolos Geschichte ergibt nur dann einen Sinn, wenn man sich überlegt, was er mit ihr bezweckte. Als er sich im Jahr 2008 an Davis und uns wandte, mag er gewusst oder zumindest geahnt haben, dass er schon 2009 wegen guter Führung entlassen werden könnte. Notarbartolo musste seine Geschichte zu etwas aufblasen, mit dem er nach seiner Entlassung im Folgejahr raschGeld verdienen könnte.
Da er für seine Tat verhaftet und verurteilt worden war, hätte es nichts gebracht, seine Unschuld zu behaupten. Gleichzeitig musste er den Beitrag anderer Täter, von denen die Polizei

nichts wusste, geheim halten, ebenso alle Elemente des Coups, die noch nicht dokumentiert worden waren. Seine Geschichte zeigt deutlich, dass er keine Verantwortung für irgendwelche Fehler zu übernehmen bereit war. Die Schuld für die schlampige Müllentsorgung gab er Tavano. Außerdem habe seine Enkelin mit seinem Telefon gespielt und irgendwie den Klingelton ausgeschaltet. Deswegen habe er den Anruf seines Sohnes verpasst. Hätte er auf der Rückfahrt nach Antwerpen erfahren, dass die Polizei gerade sein Zuhause durchsuchte, wäre er nie ins Diamantenzentrum zurückgekehrt und der Polizei direkt in die Arme gelaufen. Diese Version lässt allerdings außer Acht, dass Tonino Falleti Notarbartolo sehr wohl am Handy erreichte, als er einige Stunden später nach dem Weg zur Charlottalei fragen musste.

Ein weiteres wichtiges Motiv hinter der Geschichte bestand darin, die Beute kleinzureden. Zu großer Reichtum würde nur unerwünschtes Interesse bei Behörden und räuberischen Kollegen wecken.

Schließlich, und das stand für Notarbartolo vielleicht im Vordergrund, musste er die Geschichte spannend genug machen für Hollywood. Eine Verschwörung unter Diamantenhändlern, ein Verrat, ein nachgebauter Tresor wie in *Ocean's Eleven*, das musste doch reichen. Egal wie reich Notarbartolo wirklich war, er brauchte rechtmäßig erworbenes Geld, mit dem er um sich werfen könnte, ohne den Verdacht der Behörden auf sich zu ziehen. Die Welt des Films kam da genau recht.

Mindestens zwei Komplizen Notarbartolos ärgerten sich, dass er sie in *Wired* mit der Sache in Verbindung gebracht hatte. Auf unsere Frage hin, was Tavano von dem Artikel und dem dort vorkommenden Speedy hielt, schickte er uns einen handschriftlichen Brief aus seiner italienischen Zelle. Darin leugnete er jede Beteiligung an dem Coup und bezeichnete Notarbartolos

Darstellung als »Märchen«, eine Ansammlung von »Lügen« und »Erfindungen«.

Auch d'Onorio stellte sich als Opfer einer tragischen Verkettung von Zufällen dar, allen Beweisen gegen ihn zum Trotz. Er sagte, er habe Notarbartolo auf einer Sicherheitskonferenz in Mailand getroffen. Dort habe Notarbartolo ihn gebeten, eine Sicherheitskamera in seinem Antwerpener Büro zu installieren. D'Onorio erzählte, er habe Notarbartolo gesagt, er wolle ohnehin einen Kunden in Brüssel besuchen, ein Abstecher nach Antwerpen ließe sich also problemlos einrichten. Er sei nur in das Diamantenzentrum gekommen, um sich mit Notarbartolo zu beraten, sagte er. Auf das Stück Klebeband angesprochen, das bei der Verhüllung der Sicherheitskamera im Tresorraum benutzt worden war, antwortete d'Onorio: Er müsse nach der Besprechung wohl eine Rolle Klebeband in Notarbartolos Büro vergessen haben, die dieser dann bei der Verübung des Verbrechens benutzt habe. Er, d'Onorio, sei nur ein »Sündenbock« wegen seiner früheren Schwierigkeiten mit der italienischen Polizei.

Nicht nur Ermittler und Kriminelle hatten ihre Zweifel an Notarbartolos Version. Einen Monat nach Davis' Artikel druckte *Wired* einen Leserbrief ab. Darin fragte der Absender: »Wen genau soll diese doofe Geschichte täuschen? Erwarten Sie wirklich von uns, zu glauben, dass diese Typen nicht merken würden, wenn Ledersäckchen, die voller Diamanten stecken sollten, leer wären? Es wirkt, als habe Notarbartolo seine Zeit im Gefängnis dafür genutzt, sich das Drehbuch für einen Vorläufer von *Ocean's Eleven* auszudenken. Er hofft wohl, dass seine Rolle von George Clooney gespielt wird.«

Das Magazin druckte folgende Entgegnung: »*Wired* denkt sich so etwas nicht aus. Wir beschäftigen sogar eine stattliche Crew von Rechercheuren, um Dinge wahrlich [sic] zu halten. Und

trotzdem fanden einige Leser Joshua Davis' Artikel schwer zu glauben.«

Mark Robinson, dem verantwortlichen Redakteur bei *Wired,* zufolge werden dort Texte »wahrlich« gehalten, indem man sich bei den Quellen versichert, dass sie richtig zitiert wurden. Robinson sagt, die Rechercheure hätten sich bei Notarbartolo rückversichert, dass Davis dessen Aussagen korrekt wiedergegeben habe. Auf die Möglichkeit angesprochen, dass Notarbartolo selbst nicht ganz ehrlich gewesen sein könnte, verweist Robinson auf den Schluss des Artikels, wo Davis sich fragt, ob man ihn angeschwindelt habe.

»Es stimmt, große Teile der Geschichte beruhen auf Notarbartolos Darstellung der Ereignisse«, schrieb Robinson in einer E-Mail an uns. »Doch der Artikel weist den Leser wiederholt darauf hin, dass Notarbartolo gelogen haben könnte.« Später fügte er noch hinzu: »Notarbartolos Behauptungen wurden überprüft, so weit das möglich war.«

Peys und de Bruycker waren überrascht von dem, was sie da in *Wired* lasen. In einer E-Mail schrieb Peys: »Das meiste von dem, was [Notarbartolo] behauptet, ist absolut falsch.«

De Bruycker erklärte, die Diamanteneinheit habe sich von Anfang an von dem Artikel distanziert: »Wir wurden auch befragt, aber wir distanzieren uns … von den Theorien, die Joshua Davis aus den Interviews mit Notarbartolo entwickelte. Gewisse Theorien, die er in dem Artikel ausbreitet, sind Dinge, die nicht von uns kommen. Das ist seine Geschichte.«

Am 8. März 2009 wurde Notarbartolo aus dem Gefängnis entlassen. Vier Tage später veröffentlichte *Wired* den Artikel auf seiner Website, noch bevor das gedruckte Magazin die Kioske erreichte. Eine Woche später bekam Notarbartolo den Deal, auf den er spekuliert hatte: Variety berichtete am 16. März, dass der Filmproduzent J. J. Abrams die Filmrechte an Davis' Artikel

gekauft habe, als Teil von Abrams' Filmdeal mit Paramount Pictures. Dem Hollywood Reporter zufolge gehörte zur Vereinbarung zwischen Notarbartolo und Davis auch, dass Davis die Rechte an Notarbartolos Lebensgeschichte erhielt, die wiederum an ein Filmstudio verkauft werden konnten.
Als ausführender Produzent des zukünftigen Films wurde Davis genannt.

•••

Bis Sommer 2009 hatten alle Männer, die wegen ihrer Beteiligung am »Coup des Jahrhunderts« verurteilt worden waren, von den Regelungen für die vorzeitige Haftentlassung in den Ländern profitiert, in denen sie einsaßen. D'Onorio kam im Januar frei, Notarbartolo im März, Finotto und Tavano im Juli. Die beiden letztgenannten hatten ihre Strafen in Italien abgesessen dank der Hilfe ihrer Verteidiger, die eine Abschiebung nach Belgien erfolgreich verhindern konnten.
Notarbartolo brummte die längste Strafe ab – knapp über sechs Jahre. Wohl kaum ein hoher Preis, wenn man bedenkt, dass von der Beute nichts wieder aufgetaucht ist. Die Männer hätten nach Hause kommen und ein Leben in stillem Luxus genießen können, finanziert mit den Erträgen des Coups.
Gut möglich, dass es so gekommen wäre, wenn nicht die italienische Polizei so unwillig gewesen wäre, den Fall auf sich beruhen zu lassen. Am Nachmittag des 14. Juli 2009 stoppte die Polizei Notarbartolo in Mailand und durchsuchte sein Auto. Er fuhr einen brandneuen BMW 120d. Ein flottes Auto für einen frisch entlassenen Häftling. Doch es lief, wie das gesamte Familienvermögen, auf den Namen seiner Frau.
Presseberichten zufolge war Notarbartolo aufgehalten worden, weil er sich »verdächtig« verhalten hatte. Er befand sich in

Begleitung eines 63-jährigen Mannes, den die Polizei noch nicht identifiziert hatte, und dessen 23-jährigen Sohns. Bei Drucklegung dieses Buches stand nur fest, dass der ältere Mann der Mobilen Kriminalpolizeieinheit wohl bekannt war und nicht zu denen gehörte, die im Zusammenhang mit dem Coup verurteilt worden waren.

Doch die Polizei interessierte sich weniger für die Reisegefährten, sondern vielmehr für das, was sie zwischen den Sitzen des Sportwagens fand: rund ein Kilo rohe und geschliffene Diamanten, verteilt auf 21 Tüten und einen Umschlag. Notarbartolo behauptete, er habe die Steine in London gekauft, allerdings handle es sich nicht um Steine in Schmuckqualität, sondern um Industriediamanten. Einige Tage später legte er eine Quittung vor, wonach die Steine am 3. Juni 2008 für 10.450 Euro erworben worden waren (als er noch im Gefängnis saß), von einer Firma namens Profile Business Service Limited of London. Die italienische Polizei hielt diese Quittung für eine Fälschung.

Die Diamanten wurden beschlagnahmt und erneut beschäftigten sich italienische und belgische Polizisten mit Leonardo Notarbartolo. Die italienische Polizei schickte Fotos der Steine per E-Mail an die belgischen Ermittler, doch ohne eine gründliche Analyse im Labor ließ sich unmöglich sagen, ob sie aus dem Coup stammten. De Bruycker begann sofort, einen Flug nach Italien zu organisieren, um die Steine zur Überprüfung nach Belgien bringen zu lassen. Dafür brauchte er aber eine Genehmigung durch ein italienisches Gericht. Die Ermittler jubelten darüber, möglicherweise einen Teil der Beute wiedergefunden zu haben, die sie fast schon abgeschrieben hatten.

Doch bald wich die Freude der Ernüchterung. Experten würden zwar nur ein paar Stunden brauchen, um die konfiszierten Steine mit der Aufstellung des Diebesguts zu vergleichen, doch die italienische Bürokratie sollte sich bald als ebenso hart zu knacken

erweisen wie Diamanten selbst. Monatelang warteten die Ermittler auf die Erlaubnis, die Steine zu übernehmen. Der Sommer wich dem Herbst und noch immer blieben die Diamanten ungeprüft. »Das dauert zu lange, aber es liegt nicht in unserer Hand, nicht in unserer Macht. Wir warten auf die Erlaubnis, nach Italien zu kommen«, erklärte Kris de Bot von der Diamanteneinheit Ende September.

Doch selbst wenn die Diamanten aus dem Coup stammen sollten, würde Notarbartolo wohl kaum mit einer neuen Anklage rechnen müssen. »Man kann einen Dieb nicht dafür belangen, dass er etwas stiehlt, und dann noch einmal, wenn er es verkauft«, erklärte de Bruycker. »Natürlich können wir die Diamanten beschlagnahmen und vielleicht – vielleicht – besteht die Möglichkeit für ein neues Verfahren in Italien wegen Geldwäsche, doch das müssen wir mit den dortigen Kollegen und Staatsanwälten besprechen.«

Für die zwei Männer, die mit Notarbartolo im Auto saßen, sieht die Sache anders aus. Da sie nicht zu den wegen des Coups Verurteilten gehörten, droht ihnen eine Anzeige, wenn sie in irgendeiner Weise mit gestohlenen Diamanten zu tun hatten.

Natürlich besteht die Möglichkeit, dass Notarbartolo die Wahrheit gesagt hat und es tatsächlich um minderwertige Industriediamanten sind. Wenn die belgische Polizei die Steine erst mal in Händen hält, werden Experten ihr schnell sagen können, ob es sich um billige Industriediamanten im Wert von gut 10 000 Euro handelt oder um edle Steine, die ein kleines Vermögen wert sind.

Doch egal, wie diese Episode enden mag: Im Diamantendistrikt erwartet niemand, dass sie zur Wiederbeschaffung der restlichen Beute führt.

Tatsächlich, so Philip Claes vom Antwerp World Diamond Centre, herrsche unter den Leuten im Diamantendistrikt eher

Wut als neue Zuversicht. »Hier findet man, dass [die Täter] sehr früh wieder entlassen wurden«, sagt er. »Sie haben ihre Zeit abgesessen und das war's. Jetzt können sie anfangen, ihr Geld auszugeben, wenn sie es vorsichtig machen … Das ist frustrierend. Wenn man bedenkt, was sie erbeutet haben, ist das sehr schnell verdientes Geld. Da kann man schon ins Grübeln kommen, ob sich das alles noch lohnt, wenn die Diebe so schnell wieder entlassen werden.«

Möglicherweise stellen sich auch die Ermittler der Diamanteneinheit diese Frage. Es muss deprimierend sein, zu sehen, wie die Täter, die sie unter so großen Mühen gefangen haben, nach nur einer Handvoll Jahren wieder aus dem Gefängnis kommen. Für Notarbartolo, Finotto, Tavano und d'Onorio stellt sich die Frage, ob sich das alles gelohnt hat, wohl kaum. Das Risiko, die Schwierigkeiten, selbst ihre Verhaftung und Bestrafung für den größten Diamantenraub der Geschichte scheinen nur ein geringer Preis gewesen zu sein.

Für ein Vermögen an gestohlenen Diamanten, das sie von nun an genießen dürfen.

DANKSAGUNG

Gemeinsamer Dank

Dieses Buch hatte eine lange Entstehungszeit und beruht auf der großzügigen Hilfe zahlreicher Menschen in mehreren Ländern.
Unsere Liste der Danksagungen muss mit unseren Literaturagenten beginnen, Scott Hoffman von Folio Literary Management und Ayesha Pande von der Collins Literary Agency. Ihre harte Arbeit und ihre Hingabe früh im Entstehungsprozess haben dieses Buch möglich gemacht. Jeder bei Union Square Press, einem Verlag von Sterling Publishing, zeigte erstaunliches Engagement und unterstützte das Buch bei jedem Schritt der Entstehung. Die Lektorin Iris Blasi verdient unseren besonderen Dank dafür, dass sie sich für das Buch eingesetzt und es unermüdlich optimiert hat. Ohne ihre Hilfe wäre es ein geringeres Werk geworden. Dank auch an die Lektorin Mary Hern, die Korrekturleserin Jessie Leaman, den Designer Gavin Motnyk und die Publizistin Caroline Mann. Wir möchten auch Philip Turner dafür danken, dass er schon früh den Wert unseres Projekts erkannt hat.
Für Nachhilfe in italienischen Rechtsfragen möchten wir Ciro Grandi von der Universität Ferrara danken und Franco Impalà. Ein besonderer Dank geht an Valentina Zuccherino für ihre Hilfe in Bezug auf das italienische Recht und für ihre Übersetzungen, aber auch für ihre Recherchen während unseres Besuchs in Turin.
Wir möchten mehreren Journalisten danken, in allererster Linie Simon Surowicz, dem ehemaligen Mitarbeiter von Primetime

Live des Senders ABC. Ohne seine frühe Arbeit an dieser Geschichte hätten spätere Reporter es ungleich schwerer gehabt. Quellen und Informationen aufzuspüren wäre schwieriger, wenn nicht unmöglich gewesen. Wir möchten auch Michael Freilich von Joods Actueel, dem Filmemacher Todd Moss, Lodovico Poletto von La Stampa und Jean-Charles Verwaest von Het Nieuwsblad danken.
Ein besonderes Dankeschön geht an die Beamten der Diamanteneinheit der belgischen Bundespolizei in Antwerpen und der Squadra Mobile der italienischen Bundespolizei in Turin. Außerdem an Peter Kerkhof, einen Tatortbeamten der belgischen Bundespolizei beim Forensiklabor Antwerpen.
In Antwerpen möchten wir auch Lucien Cornelissens danken, dem Direktor des Antwerpsche Diamantkring, für eine Tour durch seine Börse im Februar 2006, dem Personal des Antwerp World Diamond Centre, insbesondere Karin de Mulder, für eine Tour durch die Beurs voor Diamanthandel und Jennie Baeton für eine Tour durch das HRD-Labor. Außerdem war Philip Claes, Chief Officer of Corporate Affairs beim AWDC, extrem hilfreich.
In Amsterdam haben Barry Wels, Annet Crouwel und Paul Crouwel ihr Fachwissen im Schloss- und Safeknacken mit uns geteilt. Pieter de Vlaam, Manager der Erprobung und Zertifizierung bei LIPS/Gunnebo hat uns bei Tresorproblemen und der Geschichte von LIPS immens geholfen. Paul de Vos lieferte uns unschätzbare Informationen über den Tresor des Diamantenzentrums und war mit seiner Zeit mehr als großzügig. Danke für die Waffeln und den Wein, Paul!
Für Nachhilfe in Sachen Antwerpen und seiner reichen Geschichte in Zusammenhang mit Diamanten möchten wir uns bei Vera Verschooren von Stad Antwerpen/Toerisme Antwerpen bedanken, bei Marteen Gillis und dem Diamantenmuseum Antwerpen sowie dem Stadsarchief der Stadt Antwerpen.

Wertvolle Hilfe haben auch beigesteuert: Johanna Bergman Lodin mit ihrer Recherche in Sierra Leone, Michael Maggiano und Jennifer Dawn Rogers mit ihren Ratschlägen aus Hollywood. Jo-Ann Garbutt und Antonino Falleti halfen uns mit Touren durch Turin, außerdem haben sie uns mit Punt e mes und Limoncello bekannt gemacht. Wir danken Christophe Olsen, dass er uns sein Apartment in Antwerpen gezeigt hat, das ehemalige Hauptquartier von Notarbartolos Coup. Dank auch an Fay Vidal, Tyler Moore, Christoffer Jerkeby, Ben Theunis, David P. McGuinn von Safe Deposit Specialists, Dr. Emmanuel Fritsch, Professor an der Universität Nantes, Denice Oliver von Oliver Insurance Services, Lieve Peeters von Infinity Diamonds, David Horowitz von IDH Diamonds, dem Brigadegeneral i.R. Carter W. Clark von Gemesis Corp., August van Camp – dafür dass er seine Geschichte ein weiteres Mal erzählt hat (danke für die Kürbisse, Gust) –, Stef Leunens von KBC Group NV sowie Carl Alberto Bettini, Antonia Bonito, Elisa Galuppi, Angela Pizzolla und Monica Quarra für ihre Übersetzungen aus dem Italienischen. Dank an Elke van Rompuy und Leendert Trouw für Übersetzungen aus dem Flämischen, Bettina Wirbladh für Übersetzungen aus dem Portugiesischen, August Evans für Übersetzungen aus dem Französischen.

Ein besonderer Dank geht an Xennie Doolhof für ihre Bereitschaft, die Autoren durch Belgien zu begleiten und für sie zu dolmetschen, und an die Rechercheurin Julia Symmes Cobb für das Ordnen und Durchblicken von Dokumenten aus drei Jahren.

Dank an unsere Freunde Johan Åkesson und Jakob Sönnerstedt für ihr Obdach in Antwerpen und ihre Bereitwilligkeit, den Autoren alles über belgisches Bier beizubringen. In Turin geht unser Dank an Elisa dal Bosco und den Rest der hilfsbereiten Mannschaft des Town House 70.

Zahlreiche weitere Menschen haben uns wertvolle Hilfe geleistet, es aber vorgezogen, anonym zu bleiben. Wir danken ihnen für ihre Beiträge.

Danksagung von Greg Campbell

Ich möchte Leonardo Notarbartolo für das freundliche Treffen danken, das er mir gewährte, während er im Gefängnis Hasselt einsaß. Und Julie Boost dafür, dass sie nicht die Polizei rief, als ich die Videoüberwachung im Diamantenzentrum überprüfte, indem ich unerlaubterweise ins Tresorgeschoss fuhr. Ich kann meiner Familie für ihre Liebe und Unterstützung gar nicht genug danken. Meine Frau Rebecca und mein Sohn Turner hielten mich über anstrengende Wochen hinweg auf dem Teppich und bei geistiger Gesundheit. Ich verspreche euch, beim nächsten Mal nehme ich euch nach Italien mit. Dank auch meinen Eltern für lebenslange Liebe und Unterstützung und meinen engen Freunden Chris Hondros und Joel Dyer für Rat und treue Freundschaft. Einen besonderen Dank schulde ich dem Personal von Bean Cycle in Fort Collins. Schließlich möchte ich auch meiner Agentin Ayesha Pande nochmals ausdrücklich danken. Sie hat mich zu neuen Höchstleistungen angespornt und an meine Arbeit geglaubt. Ein Autor kann sich keine bessere Mischung aus Trainerin, Guru und Therapeutin wünschen – ich stehe tief in ihrer Schuld.

Danksagung von Scott Andrew Selby

Ich möchte meiner Familie danken: meinem Bruder Todd, meinen Eltern Richard und Rikki; Maria Olga Garcia und ihrem Sohn

Christopher und meinen Cousins Marc (mit Vicky) Goldstone, Mitchell Goldstone und Carl Berman.
Mein Agent, Scott Hoffman von der Folio Literary Agency, hat rastlos dafür gearbeitet, dass dieser Buchdeal zustande kam. Ich werde ihm ewig dankbar sein.
Ich schulde auch dem Raoul Wallenberg Center an der Universität Lund großen Dank, wo ich meine Masterarbeit zum Thema Blutdiamanten und künstliche Diamanten schrieb. Besonders danken möchte ich dem Betreuer meiner Arbeit, Professor Mpazi Sinjela.
Ich hatte das Glück, über die Jahre bei einigen hervorragenden Lehrern studieren zu dürfen. Dafür danke ich James Cerillo von Northfield Mount Hermon, Kathleen Moran von UC Berkeley, Stephen Sugarman von der Boalt School of Law (UCB) und Daniel Meltzer, Frank Michelman und Charles Nesson von Harvard Law.
Ich möchte auch meinen Freunden danken, die mir im Laufe der Zeit bei diesem (oder einem anderen) Projekt geholfen haben. Zu ihnen gehören: Nicolette Amette, Phyllis Asher, Åsa Borgas, Mara Cates, Laura Dawson, Cori Dulmage, Janet Dreyer, Kristina Edman, Valgerður Eggertsdóttir, August Evans, Catherine Culvahouse Fox, Anna Gilbert, Heather Gordon, Grétar Halldór Gunnarsson, Jane Hait, Ashley Harder, Christina Holder, Kerstin Jonusas, Mandy Jonusas, David Kairis, Kate Klonick, Kate Lacey, Katherine Lampert, Rachel McCulloghSanden, Gabriel Meister, Annie O'Hare, Jessica Pilot, Annabel Raw, William Salzmann, Jeremy Sirota, Alfred »Dave« Steiner, Amber Sterling, Sara Turner, Miako Ushio, Nader Vossoughian, Evan Webb und Abigail Wick.
Schließlich möchte ich den Cafés danken, in denen ich über die Jahre an diesem Projekt gearbeitet habe: In New York City sind das Blackbird Parlour, Café Gitane, El Beit, McNally Jackson

Café, Marlow, Mud, Teany, Think Coffee und Verb. In Orange County, Kalifornien, ist es das Neighborhood Cup. In Malmö, Schweden, waren es Glassfabriken und Café Simpan.

ANHANG

Historische Coups

Eine Liste der zehn größten Coups aller Zeiten zu erstellen erwies sich als eine unerwartet schwierige Aufgabe. Als Erstes stellte sich gleich die Frage, was fällt unter »Coup«?
Nicht berücksichtigt wurden Fälle, bei denen eine Regierung Geld aus einer eigenen Bank stahl, wie es zum Beispiel im zusammenbrechenden Nazideutschland oder im Irak geschah. Gleiches gilt für Diebstähle korrupter Staatsoberhäupter wie des Ex-Präsidenten der Philippinen und seiner Frau, Ferdinand und Imelda Marcos. Wir ließen auch Kunstdiebstähle außer Acht, weil der Wert berühmter gestohlener Kunstwerke und der erzielbare Verkaufspreis so weit auseinanderklaffen. Stähle jemand beispielsweise die Mona Lisa, würde sie auf einen astronomisch hohen Wert taxiert werden, aber kein Käufer der Welt würde auch nur annähernd diesen Preis bezahlen. Ihr realer Wert, also der Preis, den man wirklich für sie bekommen würde, wäre nur sehr gering, vielleicht in Form eines Finderlohns oder als Lösegeld.
Als Nächstes stellte sich die Frage, wie viel überhaupt gestohlen wurde. Zwar wurden von den Medien oft konkrete Zahlen genannt, diese stellten aber oft nur Schätzungen dar, die in der Regel problematisch sind. Wie am Beispiel des Einbruchs im Diamantenzentrum gesehen, lassen sich genaue Zahlen manchmal schlicht nicht ermitteln. Gleiches galt für den Knightsbridge-Coup. Auch wenn ein einzelnes Unternehmen, wie etwa Harry Winston, betroffen war, stellt sich die Frage, ob der Schaden mit

Großhandels- oder Einzelhandelspreisen berechnet wurde – und wie viel die Diebe für ihre Beute beim Hehler bekommen würden.
Ein weiteres Problem besteht in unterschiedlichen Währungen. Zur Umrechnung wurden die Jahresmittelwerte des Wechselkurses verwendet; alle Zahlen wurden in Euro angegeben, auch aus Jahren, als es den Euro natürlich noch nicht gab.

Die zehn größten Coups der Geschichte

Beute in Euro	**Opfer**	**Ort**	**Art der Beute**	**Datum**
1. 100–400 Millionen	Diamantenzentrum	Antwerpen	Diamanten	15.–16. Februar 2003
2. 80 Millionen	Harry Winston	Paris	Diamanten	4. Dezember 2008
3. 76 Millionen	Bargelddepot der Securitas	Tonbridge (GB)	Bargeld	22. Februar 2006
4. 75 Millionen	Gepanzerter Wagen am Flughafen	Amsterdam	Diamanten	25. Februar 2005
5. 64 Millionen	British Bank of the Middle East	Beirut (Libanon)	Bargeld	22. Januar 1976
6. 60 Millionen	Knightsbridge Safe Deposit Centre	London (GB)	Bargeld, Edelsteine	12. Juli 1987
7. 56 Millionen	Zentralbank	Fortaleza (Brasilien)	Bargeld	6.–8. August 2005
8. 50 Millionen	Brinks-MAT	London (GB)	Gold	26. November 1983
9. 45 Millionen	Graff Diamonds	London (GB)	Diamanten	6. August 2009
10. 40 Millionen	Northern Bank	Belfast (Nordirland)	Bargeld	20. Dezember 2004

Die fünf größten Juwelencoups der Geschichte

Beute in Euro	Opfer	Ort	Datum
1. 100–400 Millionen	Diamantenzentrum	Antwerpen	15.–16. Februar 2003
2. 80 Millionen	Harry Winston	Paris	4. Dezember 2008
3. 75 Millionen	Gepanzerter Wagen am Flughafen	Amsterdam	25. Februar 2005
4. 60 Millionen	Knightsbridge Safe Deposit Centre	London (GB)	12. Juli 1987
5. 45 Millionen	Graff Diamonds	London (GB)	6. August 2009

Quellen für die Beutesummen:

1. Diamantenzentrum: Drei Tage nach Entdeckung des Coups veröffentlichten die Behörden eine Schätzung von mindestens 100 Millionen Euro. Da Schließfächer ausgeräumt wurden, war es unmöglich, die exakte Schadenshöhe zu errechnen. Im Lauf der Ermittlungen stieg die Schadensschätzung. Während des Prozesses verriet ein Staatsanwalt den Richtern, er glaube eher, die Beute habe um die 400 Millionen Euro gelegen.
2. Harry Winston: Doreen Carvajal: »The Heist at Harry's«, New York Times, 12. Dezember 2008
3. Bargelddepot der Securitas: Beute 53 Millionen Pfund Sterling, von denen 21 Millionen wieder auftauchten. Chris Summers: »What Happened to the Securitas Cash?« BBC News, 28. Januar 2008. Sean Alfano: »3

Suspects Charged in $92m Heist«, Associated Press, 2. März 2006.

4. Gepanzerter Wagen am Flughafen: Knapp am Securitas-Job dran. »Dutch Seek Clues to Jewel Heist«, *BBC News,* 26. Februar 2005. »Thieves Pull Big Diamond Heist in Holland«, *MSNBC,* 25. Februar 2005.

5. British Bank of the Middle East: Die Schätzungen zur Beute reichen von 25 bis 64 Millionen Euro. Allerdings stammen die Zahlen von 1976, die Kaufkraft jeder Summe wäre damals deutlich höher gewesen als heute. Der Raub wurde allgemein der PLO zugeschrieben und ereignete sich während des libanesischen Bürgerkriegs, weshalb es keine Notwendigkeit gab, heimlich oder subtil vorzugehen. Das Geld wurde einfach mit Waffengewalt geraubt. »British Bank of the Middle East – 1976 – Top 10 Heists«, *Time,* 8. Dezember 2008.

6. Knightsbridge Safe Deposit Centre: Bei Schließfächern ist die Schätzung immer schwierig. Die Schätzungen stiegen von 30 auf 45 (»Estimate of Big London Heist Rises«, Associated Press, 14. August 1987) und schließlich auf 60 Millionen Euro (Tariq Panja: »Photos of UK's Largest Cash Robbery«, Associated Press, 1. August 2007).

7. Zentralbank: Einer der Anführer des Coups wurde später entführt und trotz Zahlung eines hohen Lösegelds getötet. »Suspect in Major Brazil Robbery Is Found Dead«, Associated Press, 22. Oktober 2005.

8. Brinks-MAT: en.wikipedia.org/wiki/Brink's-MAT_robbery

9. Graff Diamonds: Der gleiche Ort wurde vorher schon zweimal ausgeraubt: 2003 betrug die Beute 33,5 Millionen Euro, 2007 12 Millionen. Der jüngste Coup wurde mit der Videokamera eines Handys aufgenommen. Miguel Marquez und Ammu Kannampilly: »Record-Breaking Jewel Heist, Captured on Camera«, *ABC News,* 12. August 2009.

10. Northern Bank: Die vermutlich mit der IRA in Verbindung stehenden Räuber stahlen 26,5 Millionen Pfund, von denen aber über 60 Prozent frisch von der Bank gedruckte Scheine waren, die daraufhin all ihre neuen Scheine zurückrief. Übrig blieben etwa 16 Millionen Euro in nicht betroffenen Scheinen. Glenn Fraenkel: »Police Pin Bank Heist On IRA«, *The Washington Post,* 8. Januar 2005.

Ausgewählte Bibliografie

Campbell, Greg: *Blood Diamonds. Tracing the Deadly Path of the World's Most Precious Stones*. New York, Basic Books, 2004 (dt: *Tödliche Steine*. Hamburg, Europäische Verlagsanstalt, 2003)

Epstein, Edward Jay: *The Rise and Fall of Diamonds. The Shattering of a Brilliant Illusion*. New York, Simon & Schuster 1982

Farah, Douglas: *Blood From Stones. The Secret Financial Network of Terror*. New York, Broadway Books, 2004

Fleming, Ian: *The Diamond Smugglers*. New York, Pan Books, 1960

Harlow, George E.: *The Nature of Diamonds*. Cambridge (GB), Cambridge University Press, 1997

Hart, Matthew: *Diamond. The History of a Cold-Blooded Love Affair*. New York, Plume, 2002

Hazen, Robert M.: *The Diamond Makers*. Cambridge (GB), Cambridge University Press, überarb. Aufl. 1999

Kanfer, Stefan: *The Last Empire. De Beers, Diamonds, and the World*. New York, Farrar, Straus and Giroux, 1995 (dt: *Das Diamanten-Imperium. Aufstieg und Macht der Dynastie Oppenheimer*. München, Hanser, 1994)

Meredith, Martin: *Diamonds, Gold, and War. The British, the Boers, and the Making of South Africa*. New York, PublicAffairs, 2008

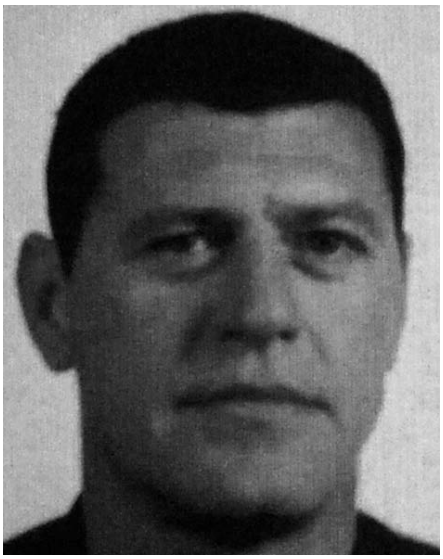
O'Donoghue, Michael (Hrsg.): *Gems*. 6. Aufl. Oxford, Butterworth-Heinemann, 2006

Paterson, Vicky: *Diamonds*. London, Natural History Museum, 2005

Roberts, Janine: *Glitter & Greed. The Secret World of the Diamond Cartel*. New York, The Disinformation Company Ltd., 2003

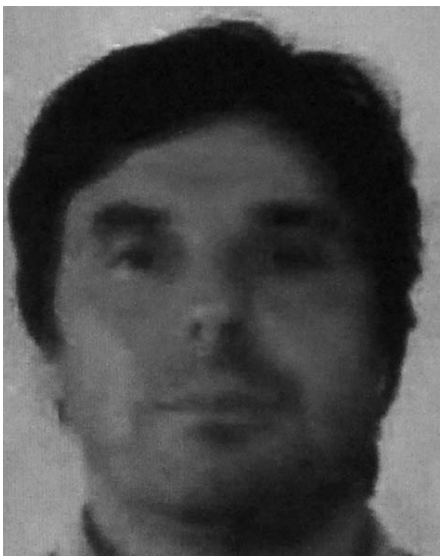
Zoellner, Tom: *The Heartless Stone. A Journey Through the World of Diamonds, Deceit, and Desire*. New York, Picador, 2007

Leonardo Notarbartolo



Ferdinando Finotto

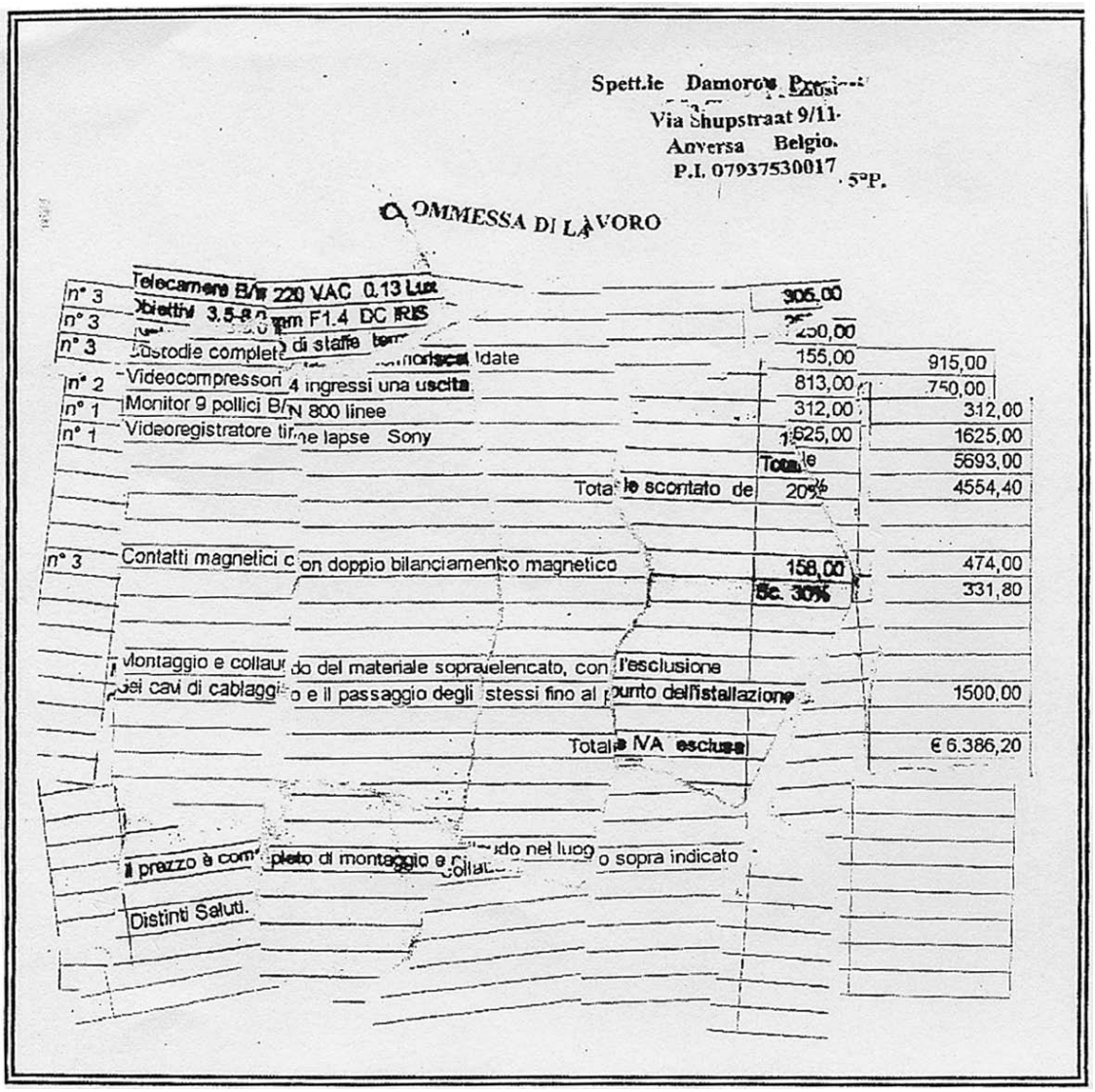
Elio d‘Onorio



Pietro Tavano

Die vier Mitglieder der Turiner Schule, die für ihre Beteiligung am Coup des Jahrhunderts verurteilt und inhaftiert wurden. Alle haben ihre Strafen inzwischen abgesessen. **Leonardo Notarbartolo**, der charmante Maulwurf, der über zwei Jahre lang den freundlichen italienischen Juwelier spielte. **Ferdinando Finotto**, der vielseitige

Meistergauner, dessen fehlgeschlagener Einbruch von 1997 die Vorlage für den Coup im Diamantenzentrum 2003 lieferte. **Elio d'Onorio**, der Alarmspezialist, dem vermutlich die gewitzten Lösungen einfielen, wie man die abschreckendsten Sicherheitsmaßnahmen des Diamantenzentrums überwinden könnte. **Pietro Tavano**, langjähriger verlässlicher Freund von Notarbartolo; ihm wurde später vorgeworfen, alle ins Gefängnis gebracht zu haben.



Spett.le Damoro[illegible]
Via Shupstraat 9/11
Anversa Belgio.
P.I. 07937530017 5°P.

COMMESSA DI LAVORO

n° 3	Telecamere B/W 220 VAC 0.13 Lux	306,00	
n° 3	Obiettivi 3.5-8 mm F1.4 DC IRIS	250,00	
n° 3	Custodie complete di staffe [illegible]	155,00	915,00
n° 2	Videocompressori 4 ingressi una uscita	813,00	750,00
n° 1	Monitor 9 pollici B/N 800 linee	312,00	312,00
n° 1	Videoregistratore time lapse Sony	1625,00	1625,00
		Totale	5693,00
	Totale scontato del	20%	4554,40
n° 3	Contatti magnetici con doppio bilanciamento magnetico	158,00	474,00
		Sc. 30%	331,80
	Montaggio e collaudo del materiale sopraelencato, con l'esclusione dei cavi di cablaggio e il passaggio degli stessi fino al punto dell'istallazione		1500,00
	Totale IVA esclusa		€ 6.386,20

Il prezzo è completo di montaggio e collaudo nel luogo sopra indicato

Distinti Saluti.

Dieser ramponierte Arbeitsauftrag Elio d‘Onorios liefert einen Kostenvoranschlag für die Installation eines Video-Überwachungssystems in Leonardo Notarbartolos Deckunternehmen. Die Fetzen wurden im Müll des Coups im Wald von Floordambos aufgefunden und von den Ermittlern wieder zusammengesetzt. Das Papier lieferte die erste heiße Spur in dem Fall und führte zur Identifizierung der Täter.

ANMERKUNGEN

Interviews

(»Interview mit dem Autor« bedeutet, dass Greg Campbell und/oder Scott Andrew Selby sich mit dem Gesprächspartner unterhalten haben. Zahlreiche Aussagen in diesem Buch basieren auf diesen Interviews und den durch sie enthaltenen Informationen.)

Agim de Bruycker, Telefoninterview mit dem Autor, 17. Juli 2009

Antonino Falleti, Interview mit dem Autor, Turin, 19. September 2008

Antonino Falleti, Interview mit dem Autor, Hasselt, Belgien, 22. September 2008

August van Camps Frau, Annie Louwers, Interview mit dem Autor bei ihr zu Hause, 3. Oktober 2008

August van Camps Frau, Annie Louwers, Telefoninterview mit dem Autor, 28. April 2009

Barry Wels, Interview mit dem Autor, Amsterdam, 21. September 2008

Ben Theunis, Telefoninterview mit dem Autor, 4. Mai 2009

Denice Oliver: Interview mit dem Autor in ihrem Büro, Antwerpen, 29. September 2008.

Elio d'Onorio, Telefoninterview mit dem Autor, 11. Juni 2009

Fay Vidal, Interview mit den Autoren, Antwerpen, 28. September 2008

Fay Vidal, Telefoninterview mit dem Autor, 20. Juli 2009

Interview mit einer Quelle in der italienischen Strafverfolgung, die sich mit diesem Fall auskannte, September 2008

Jean-Charles Verwaest, Interview mit dem Autor im Gerichtssaal, in dem der Prozess vor dem Appellationshof abgehalten wurde, Antwerpen, 30. September 2008

Jorge Dias de Sousa, Telefoninterview mit den Autoren, 24. April 2009

Kris de Bot, Telefoninterview mit dem Autor, 22. September 2009

Kris de Bot, Telefoninterview mit dem Autor, 24. April 2009

Leonardo Notarbartolo, Interview mit dem Autor im Gefängnis Hasselt (Belgien) 22. September 2008

Lieve Peeters, die dem Gericht als Expertin für diese Steine diente; Telefoninterview mit dem Autor, 1. Februar 2008

Lieve Peeters, Telefoninterview mit dem Autor, 1. Februar 2009

Lodovico Poletto, Interview mit dem Autor im Büro von *La Stampa*, Turin, 16. Januar 2009

Patrick Peys, Interviews mit dem Autor in seinem Büro in Antwerpen, 23. und 26. September 2008.

Patrick Peys, Telefoninterview mit Autor, 23. April 2009

Paul de Vos, Interview mit dem Autor, in seinem Haus, Heist-op-den-Berg, Belgien, 3. Oktober 2008

Paul de Vos, Telefoninterview mit dem Autor, 26. April 2009

Philip Claes, Interview mit dem Autor in seinem Büro im AWDC, 22. September 2008

Philip Claes, Telefoninterview mit dem Autor, 29. September 2009

Simon Surowicz, Telefoninterview mit dem Autor, 23. April 2009

Todd Moss, Telefoninterview mit dem Autor, 16. September 2008

E-Mails

Antonino Falleti, E-Mail an die Autoren, 13. März 2009

Barry Wels, E-Mail an den Autor, 11. Juli 2009

David P. McGuinn, Safe Deposit Specialists, per E-Mail am 16. Mai 2009

E-Mail-Interview mit der vertraulichen Quelle in der italienischen Strafverfolgung, 15. Mai 2009

Manfred Poschenrieder, BMW Produktkommunikation, E-Mail, 20. Juli 2009

Mark Robinson, E-Mails an den Autor, 29.–31. Juli 2009

Patrick Peys, E-Mail an den Autor, 29. März 2009

Paul Kerkhof, E-Mail an den Autor, 20. April 2009

Peter Kerkhof, E-Mail an den Autor, 25. Juni 2009

Pieter de Vlaam, Manager der Erprobung und Zertifizierung bei LIPS/Gunnebo, E-Mail an den Autor, 31. Januar 2009

Stef Leunens, Pressebeauftragter der KBC, E-Mail an die Autoren, 16. Dezember 2008

Prolog

- *Ali Baba … aufladen konnte*: aus *Tausend und eine Nacht*. Arabische Erzählungen zum ersten Male aus dem arabischen Urtext treu übersetzt von Dr. Gustav Weil. Mit 2000 Bildern und Vignetten von F. Groß. Herausgegeben und mit einer Vorhalle von August Lewald. 4 Bde., Verlag der Classiker, Stuttgart & Pforzheim, 1839 – 1841.
- *wagemutige Raubversuche*: Wir verwenden »Raub« und »rauben« im umgangssprachlichen Sinn, meinen

damit also auch Diebstahl und Einbruch. Zur juristischen Tateinheit des Raubs gehören zwei Dinge, die beim Antwerpener Coup gefehlt haben: 1.) dass das Eigentum eines anwesenden Menschen entwendet wird und das 2.) unter Anwendung von Gewalt oder Drohungen geschieht.

1. Kapitel: Das trojanische Pferd

- *Geld ist nicht alles …*: Evan Esar: *20 000 Quips and Quotes*. New York, Barnes & Noble, 1968, S. 218.
- *200 000 Karat … etwa 140 Millionen Euro*: Philip Claes, zitiert in *Mega Heist* (geschrieben und produziert von Todd Moss), am 16. Dezember 2008 auf dem Investigation Discovery Channel ausgestrahlt.
- *Hoge Raad voor Diamant*: Name und Struktur dieser Organisation haben sich über die Jahre verändert. Der HRD (Hoher Diamantenrat) wurde 1973 gegründet und 2007 aufgelöst und durch das Antwerp World Diamond Centre (AWDC) ersetzt.
- *Dicht wie der Arsch …*: Philip Carlo: *The Ice Man: Confessions of a Mafia Contract Killer*. New York, St. Martin's Press, 2006, S. 313.
- *kleinen, schäbigen Apartment*: Die Beschreibung von Notarbartolos Wohnung in der Charlottalei beruht auf einem Besuch der Autoren am 25. September 2008. Der Mieter war neu, aber die Einrichtung gehörte dem Vermieter und war die gleiche geblieben.

2. Kapitel: Die Turiner Schule

- *bis zu 200 000 Euro:* im Original »200 000 Dollar«. Marlise Simons: »Milan and the Mafia: Who Has a Line on Whom?«, New York Times, 1. Juli 1991.
- *Sturschädel:* Jo-Ann Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«. Unveröffentlichtes Manuskript, August 2008.
- *modernen Ermittlungstechniken sei Dank:* 1985 entwickelte das FBI etwa ein computergestütztes System zur Erfassung ungelöster Mordfälle – in der Hoffnung, sie mit anderen Morden vergleichen zu können. Die Ermittler geben spezifische Daten zu Opfer, Tatort, sogar das Wetter ein. Und die Datenbank, Vi-CAP genannt, sucht nach Ähnlichkeiten zu anderen Taten. Auf diese Weise können Mordermittler nach Mustern und Verbindungen suchen, die ihnen sonst entgangen wären, und so dem Täter einen Schritt näher kommen.
- *Ausfahrer-Job bei einer örtlichen Papierfirma:* Numa, »Chi è il ladro considerato la mente del colpo milionario«.
- *In dem Büchlein stand eine Liste mit Verhaltensmaßregeln:* Die Regeln wurden paraphrasiert nach einer Rohübersetzung von Antonia Bonito, einer Übersetzerin für die Polizei Turin.
- *Im September 1990 … herauszureden:* Numa, »Chi è il ladro considerato la mente del colpo milionario«.

- *eröffnete ein Konto bei der KBC-Bank:* Der Einbruchsversuch geschah an der alten Adresse der KBC an der Pelikaanstraat. 2007 zog die Bank von dort um und verkaufte das Gebäude später. Stef Leunens, der Pressebeauftragte der KBC, bestätigte die Details des Einbruchsversuchs am 16. Dezember 2008 in einer E-Mail an die Autoren.

3. Kapitel: Erkundungsmissionen

- *Vielleicht … erbringen:* Valerio Vicci: Live by the Gun, Die by the Gun: The Beautiful Women, the Diamonds, the Ferraris – My Whole True Story at Last. London, Blake Publishing, 2004, S. 323
- *die Baupläne des Gebäudes:* Die Originale konnten im Stadtarchiv Antwerpens gratis von jedermann eingesehen werden, doch Notarbartolo sparte sich die Mühe, weil die Gebäudeverwaltung ihm eine Kopie gab. Die Autoren sahen die Baupläne des Gebäudes inklusive des Tresorgeschosses am 26. September 2008 im Stadtarchiv ein. (Stadsarchief, Stad Antwerpen)
- *Ihr Chef, Marcel Grünberger:* Marcel Grünbergers Vater, Samuel Grünberger, hatte die Diamantenfirma gegründet. Aus diesem Grund wird das Diamantenzentrum oft auch als Grünberger-Haus bezeichnet.
- Marcel Grünberger wurde am 28. April 1936 in Antwerpen geboren. Er übernahm schließlich das Gebäude und das Diamantengeschäft von seinem Vater. »Grunberger Precision-Cut Small Brillant Diamonds«, online unter

www.grunbergerdiamonds.com/about/about-Flash.html (am 2. Oktober 2009 aufgerufen).

- *bei der Verwaltung des Gebäudes freie Hand:* Boost begann ihre Karriere im Diamantenzentrum bei Grunberger Diamonds. Dort arbeitete sie als Marcel Grünbergers Büroleiterin. Gelegentlich musste sie sich auch um Dinge kümmern, die mit dem Gebäude selbst zu tun hatten, schließlich übernahm sie die Leitung ganz. Zu ihren Pflichten gehörte der Umgang mit Mietern (wie Notarbartolo) sowie die Anstellung und Entlassung von Personal. Ihr Freund arbeitete als Concierge im Haus, ihre Mutter arbeitete für Grünbergers Firma. Fay Vidal, Interview mit den Autoren, 28. September 2008.
- *ganz auf die Technik verlassen:* Jean-Charles Verwaest: De diamantroof van de eeuw (Antwerpen: Standard Publishing, 2006), S. 159.
- *was er am Bildschirm sah:* ebd., S. 160.
- *in Form kleiner Schachteln aufgefaltet:* Die sogenannten Diamantenbriefchen bestanden aus Papierblättern, die um die Steine zusammengefaltet werden. Auf die Deckseite kann der Händler Informationen über den Stein schreiben. Traditionell bestehen die Blätter aus drei Schichten: einer inneren Schicht aus sehr dünnem und glattem blauen Glassinpapier, einer Mittelschicht aus weißem Glassinpapier und einer Außenschicht aus Hartpostpapier. Eine weitere Substanz wird auch gern in Glassinpapier gehandelt: Heroin. Lincoln Anderson und David Spett: »Fatal

Heroin Overdoses Claim Two Lives in One Week«, The Villager (New York), 26. Juli 2006.

- *seiner weiteren Verwandtschaft:* Die Bedeutung des Rufs einer ganzen Familie war ein wichtiger Faktor dafür, dass orthodoxe Juden und (später) Anhänger des Jainismus aus Indien so große Bedeutung im Diamantenhandel errangen. Beiden Gruppen sind Schlüsselcharakteristika zu eigen, die für den Erfolg im weltweiten Diamantenhandel wichtig sind: Sie gehören einer religiösen Minderheit an, die sich daran gewöhnt hat, aufeinander angewiesen zu sein. Außerdem gibt es große Familien mit engen Bindungen, deren Mitglieder über die ganze Welt verteilt leben.
- *vor einem normalen Zivilgericht endeten:* Iris Kockelbergh, Eddy Vleeschdrager und Jan Walgrave: The Brilliant Story of Antwerp Diamonds (Antwerpen, Ortelius Books, 1992), S. 231.
- *Mitglieder einer anderen Diamantenbörse … World Federation of Diamond Bourses:* Alle vier Antwerpener Börsen gehören diesem Verbund an. Ein Mitglied einer Börse des Verbunds kann weltweit an jeder anderen Börse des Verbands handeln.
- *Diamanten bar bezahlt, üblicherweise in US-Dollars:* Die Beschreibung dieser Praxis bezieht sich auf den Zeitraum bis zum Coup im Diamantenzentrum. 2004 wurde das belgische Anti-Geldwäschegesetz geändert, was den Gebrauch von Bargeld im belgischen Diamantengeschäft praktisch beendete. Laut Gesetz dürfen Zahlungen über 15 000 Euro nicht mehr bar

getätigt werden. Siehe z.B. »Belgium: Report on the Observance of Standards and Codes«, IWF Länderbericht Nr. 06/72 vom Februar 2006.

- *massive zusätzliche – teure – Sicherheitsmaßnahmen in den Büros:* Die Kosten für solche Maßnahmen trug der Mieter allein, der Vermieter beteiligte sich nicht. Das band die Mieter an die gemieteten Räume, denn wenn sie auszogen, mussten sie alles zurücklassen. Dieser Umstand mag einen perversen Anreiz für den Eigentümer des Diamantenzentrums gesetzt haben, die hauseigene Security so weit verkommen zu lassen, dass die Mieter sich nicht mehr auf sie verließen und ihre Büros zusätzlich sicherten, was dem Vermieter nur recht sein konnte.

- *2003 Räuber eine Vitrine einschlugen:* Die Wanderausstellung hieß »Art Déco Diamantschmuck 1920–39«. Achteinhalb Monate nach dem Einbruch ins Diamantenzentrum schlugen zwei Räuber die Vitrinen mit Vorschlaghämmern ein und verschwanden innerhalb von Minuten mit der Beute. 2004 nahm die Polizei aufgrund der DNS-Spuren am Tatort Verhaftungen vor. Paul Geitner: »Belgian Authorities Catch Two Suspects in Last Year's Diamond Museum Heist«, Associated Press, 16. August 2004.

- *Notarbartolos Haus lag versteckt*: Die Beschreibung von Notarbartolos ehemaligem Haus in Trana beruht auf einem Besuch der Autoren am 18. September 2008.

- »Sans armes, sans haine, et sans violence«. Ohne Waffen, ohne Hass und ohne Gewalt: René L. Maurice und

Ken Follett: Under the Streets of Nice. The Bank Heist of the Century (New York, Knightsbridge Publishing, 1990), S. 21

4. Kapitel: Wo die Diamanten sind

- *der Israeli Amos Aviv*: Ein zweiter Israeli, Alberto Shabao, und ein Brasilianer namens Baruch Torenheim arbeiteten mit Aviv. »Part of Diamond Heist Returned«, *The Victoria Advocate* (Victoria, Texas), 4. Februar 1995.
- *fast fünf Kilo Diamanten im Wert von vier Millionen Euro*: »Diamonds Returned from Antwerp Heist«, *Akron Beacon Journal* (Ohio), 5. Februar 1995.
- *einen Wert von 400 000 Euro*: ebd.
- *gab er die Namen der Männer preis*: In den USA wäre das nicht passiert. Dort wird bei Mitgliedern des Klerus, darunter Rabbis, das Beichtgeheimnis geachtet. Nach jüdischem Recht wäre es in Ordnung gewesen, die Namen zu verschweigen, wenn dies niemand anders gefährdete. Siehe z.B. *Magen Avraham, Orach Chaim*, 156:2 und *Babylonischer Talmud, Tractate Yoma*, 4b.
- *fürchteten die Händler um ihren Ruf*: Die Händler in Antwerpen sorgten sich nicht nur um den Ruf der gesamten Diamantenbranche, sondern auch um Antwerpens Ruf als guter, sicherer Handelsplatz für Diamanten. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts spürte Antwerpen, wie sich die Gewichte im Welthandel verschoben, weil Orte wie Mumbai und Dubai die

Diamantenfirmen mit attraktiven Anreizen köderten. Dubai etwa bot 50 Jahre Steuerfreiheit an. »Antwerp's Pre-Eminence Threatened«, *The Financial Express* (Delhi), 3. April 2005.

- *Branchengigant De Beers*: »De Beers« wird im Buch für alle Teilunternehmen des Konzerns verwendet, für Tochterunternehmen und Vorgängerunternehmen. Die Bezeichnung umfasst gelegentlich De Beers Consolidated Mines, De Beers Mining Company Ltd., die Diamond Trading Company, die Central Selling Organization, De Beers Société Anonyme (DBsa), Namdeb, Element Six, Forevermark, Debswana, Diamdel und die ganze Unternehmensfamilie.

- *finanziere so Kriege in Afrika*: De Beers hörte 1999 auf, Diamanten auf dem freien Markt zu kaufen. De Beers: *Report to Stakeholders 2005/6*, S. 47. Das wurde bestätigt von Lynette Gould, der Media Relations Managerin des Konzerns, in einer E-Mail an den Autor, 1. Mai 2009.

- *garantiert … kein Blut klebt*: Davor verkaufte De Beers nicht nur Diamanten aus Minen, die es kontrollierte, sondern auch von Bergbauunternehmen, mit denen es Vertriebsvereinbarungen hatte. Außerdem verkaufte das Unternehmen Diamanten, die es über sein Outside Buying Office am freien Markt gekauft hatte. Der geschäftsführende Direktor von De Beers, Gary Ralfe, gestand am Tag vor seiner Pensionierung ein: »Ich schaue zurück und finde es grässlich, dass wir in den 1990er-Jahren Diamanten gekauft haben, die

möglicherweise Kriege am Laufen gehalten haben. Damals schien das nicht falsch, aber im Rückblick muss man das vielleicht neu bewerten.« Rebecca Bream und Nicol Degli Innocenti: »Diamond Profits Are Not Forever«, *Financial Times* (London), 27. Februar 2006.

- *enthüllte die* Washington Post *Ende 2001*: Douglas Farah: »Al Quaeda Cash Tied to Diamond Trade: Sale of Gems From Sierra Leone Rebels Raised Millions, Sources Say«, *The Washington Post*, 2. November 2001, A01. Siehe auch Douglas Farah: *Blood from Stones. The Secret Financial Network of Terror* (New York, Broadway Books, 2004).

- *die Spur von Diamanten nicht verfolgen kann*: Zu dieser Regel gibt es einige wenige Ausnahmen: Wenn ein Dieb keinen Schleifer zur Hand hat, lässt sich ein Stein anhand einer Laser-Inschrift oder einer Markierung etwa von Gemprint identifizieren. Gemprint ist ein nicht invasives System zur Identifizierung und Registrierung von Diamanten. Es verwendet »einen niederenergetischen Laser, um das einzigartige Lichtreflexmuster eines Steins zu erfassen. Dieses Bild wird in einer Datenbank gespeichert«, verkündet die Website des Unternehmens. Das Problem besteht darin, dass man in beiden Fällen nachsehen müsste, und das würde wahrscheinlich nur geschehen, wenn die Polizei auf verdächtige Steine stieße. Weitere Ausnahmen sind hochgradig ungewöhnliche Steine, wie etwa große Fancy Diamonds mit seltener Farbe. Doch außer bei ganz berühmten Steinen hilft ein bisschen Nachschleifen immer. Einen berühmten Stein würde ein

Dieb möglicherweise in mehrere Steine spalten müssen. So stellte sich zum Beispiel heraus, dass der Hope-Diamant aus einem Diamanten geschliffen worden war, der früher den französischen Königen gehört hatte.

- *von annähernd einer Milliarde bis 4,25 Milliarden Jahre*: »About Diamonds – The De Beers Group«, online unter www.debeersgroup.com/en/About-diamonds/ (betrachtet am 2. Oktober 2009).
- *Andere Kohlenstoffverbindungen sind bei Weitem nicht so fest*: Im Jahr 1812 erfand Friedrich Mohs eine Skala relativer Härte von Mineralien. Jessica Elzea Kogel: *Industrial Minerals & Rocks. Commodities, Markets, and Uses,* 7. Aufl. (Littleton, Colorado, Society for Mining, Metallurgy and Exploration, 2006), S. 508, 1175.
- *von einem anderen Diamanten aufgebrochen*: Trotzdem können Diamanten leicht zerbröseln oder verbrennen. Sie sind nicht unzerstörbar, sie können nur von keinem natürlichen Material zerkratzt oder geschliffen werden, außer eben von Diamanten.
- *Tausende Jahre glaubte man im Westen, dass Diamanten nur in Indien vorkämen*: Es wurden zwar auch auf Borneo Diamanten gefördert, doch gibt es keinen Hinweis darauf, dass diese Steine je Europa erreicht haben. George E. Harlow (Hrsg.): »Following the History of Diamonds« in: *The Nature of Diamonds* (Cambridge, Cambridge University Press, 1997), S. 139.

- *Kimberlit*: Der Rest des Kapitels spricht vornehmlich von Kimberlit-Röhren, da die überwältigende Mehrheit aller Diamanten in Schmuckqualität aus Kimberlit stammen.

- *nicht überall finden sich in Kimberlit Diamanten*: Etwa eine von 200 Kimberlit-Röhren enthält Diamanten in Schmuckqualität. Wissenschaftler haben Methoden entdeckt, wie sich anhand bestimmter Indikatormineralien erkennen lässt, welche Kimberlit-Röhre wahrscheinlich Diamanten enthält, ohne dass man diese Röhren ausgraben muss. Siehe z.B. Matthew Hart: *Diamond. The History of a Cold-Blooded Love Affair* (New York, Plume, 2002).

- *80 Prozent aller geförderten Diamanten*: Microsoft Encarta Online-Enzyklopädie, »Diamond, VI: Industrial Uses«, im Netz unter: http://encarta.msn.com/encyclopedia_ 761557986_ 2/ Diamond. html (angesehen am 29. Juli 2009).

- *bis 1885 von ehemals 14 Dollar auf 3,75 Dollar*: Interessanterweise vermerkt der gleiche Artikel, »war der Preisverfall nicht nur auf die Überproduktion zurückzuführen. Man schätzt, dass 10 bis 15 Prozent des Verfalls dem Verkauf gestohlener Diamanten geschuldet sind.« »Diamonds in South Africa«, *Manufacturer and Builder: A Practical Journal of Industrial Progress*, Nr. 9 (1. September 1885), 17:204.

- *sprang der Preis für Diamanten um 50 Prozent nach oben*: Hart: *Diamond. The History of a Cold-Blooded Love Affair*, S. 46.

- *eines der erfolgreichsten Monopole in der Wirtschaftsgeschichte*: Die Geschichte von De Beers kann in vier Hauptperioden unterteilt werden. Die erste des echten Monopols: Damals kontrollierte das Unternehmen die gesamte Förderung in Südafrika und damit einen überwältigenden Teil der gesamten Weltproduktion. In einer zweiten Phase handelte es sich um ein Monopson: De Beers als einziger Käufer agierte in einer Kartellsituation. Es kontrollierte zwar nicht mehr alle großen Minen der Welt, hatte aber Exklusivverträge mit den Eigentümern der Minen. In einer dritten Phase schloss De Beers Verträge dieser Art nicht mit privaten Unternehmen, sondern mit Nationen ab. Die vierte Phase begann, als das Unternehmen zum ersten Mal in seiner Geschichte externe Unternehmensberater engagierte, Bain & Co. Noch immer ist De Beers ein wichtiger Player im Weltmarkt für Diamanten; das Unternehmen passt seine Geschäftspraktiken an und sieht sich weniger als »Hüter« des Marktes, vielmehr als den »bevorzugten Anbieter«.

- *Ich bin der Chef … zu arbeiten*: Rede des De Beers-Vorstandsvorsitzenden Nicky Oppenheimer bei der Harvard Business School Global Alumni Conference in Kapstadt, März 1999. Das Unternehmen distanzierte sich später von der Rede und stellte klar, dass es sich um eine inoffizielle Rede vor einem geschlossenen Kreis von HBS-Absolventen gehandelt hat. Debora L. Spar: »Forever. De Beers and U.S. Antitrust Law«, *Managing International Trade and Investment* (London, Imperial College Press, 2003), S. 220.

- *Oppenheimers Nachfahren leiten De Beers noch immer*: 2001 organisierte sich De Beers als De Beers Société Anonyme (DBsa), einer Holding für die De Beers Group. Seitdem ist das Unternehmen keine Aktiengesellschaft mehr.
- *in einem Londoner Tresor*: Dieser Vorrat erlaubte De Beers, den Zufluss verschiedener Arten von Diamanten in den Markt zu steuern und so die Preise zu stabilisieren. Darüber hinaus bot der riesige Haufen Rohdiamanten ein wunderbares Drohpotenzial: De Beers konnte diese Steine jederzeit auf den Markt werfen, wodurch die Preise ruiniert würden. Während De Beers eine solche Krise aussitzen könnte, würden Konkurrenten pleitegehen. Nachdem De Beers beschlossen hatte, seine Rolle als »Hüter des Marktes« aufzugeben, wurde der Diamantenvorrat aufgelöst. Seither werden in Zeiten schwacher Verkäufe keine neuen Vorräte angehäuft, stattdessen wird die Förderung gedrosselt.
- *zwischen 100 und 200*: In den vergangenen Jahren hat die DTC die Zahl der Sightholders drastisch reduziert. Von etwa 120 im Jahr 2003 sank die Zahl auf 84 im Jahr 2004. Für den Zeitraum 2008 bis 2011 gibt es 79 Sightholders (darunter vier, die nur Zugriff auf Botswana/Namibia-Sights haben). Rob Bates: »De Beers Trims Sightholder List«, *Jewelers Circular Keystone*, 1. Februar 2008.
- *zwischen 500 und 700 Millionen Dollar*: Philip Claes, Telefoninterview mit dem Autor, 10. April 2009.

- *denn selbst Profis*: Cubic Zirkonias sind billige Imitationen von Diamanten; teurere Imitationen wie etwa Moissanit lassen sich noch schwerer von Diamanten unterscheiden.
- *Gewicht des Steins*: Genau genommen handelt es sich um ein Maß für die Masse. Der volle Name dieser Einheit lautet metrisches Karat, das vor einem Jahrhundert auf 200 Milligramm festgelegt wurde. Jedes Karat besteht aus 100 Punkten, bei Steinen mit einem Gewicht unter einem Karat spricht man also davon, wie viele Punkte ein Stein hat. Ein Punkt entspricht demnach zwei Milligramm. Ein Diamant mit 0,7 Karat wäre also ein 70-Punkter. Die Ein-Karat-Marke ist eine wichtige Hürde, der Unterschied zwischen einem Einkaräter und einem 97-Punkter ist viel größer als die zwischen einem Einkaräter und einem 1,03-Karäter. Siehe Turnbull u.a.: »Seed Size Variability. From Carob to Carats«, *Biology Letters* (22. September 2006): 2(3) S. 397–400.
- *desto wertvoller der Stein*: Bei Fancies verwendet man nicht die Farbskala für klare Diamanten, man beschreibt die Farbe. Ein gelblicher Ton ist also für einen klaren Diamanten schlecht, doch eine tiefgelbe Farbe ist wertvoll, weil der Stein dann ein kanariengelber Fancy-Diamant ist. Für Fancies gibt es verschiedene Skalen, keinen einheitlichen Standard wie bei weißen Diamanten.
- *Bewertung von losen geschliffenen Steinen*: Die von Diamantenhändlern verwendeten Zertifikate wie etwa

vom HRD beinhalten keinerlei Preisangabe oder konkrete Schätzung des Werts. Dafür brauchen Händler ihr eigenes Wissen über den Markt – oder sie konsultieren den *Rapaport Diamond Report*. Damit unterscheiden sich diese Zertifikate also von den »Wert-Zertifikaten« u.Ä., die manche Juweliere potenziellen Kunden vorlegen. Siehe dazu auch den Bericht von *Dateline NBC:* »Diamonds. Is There Such a Thing as ›A Deal‹?« aus dem Jahr 2005.

- *den Stein ursprünglich zum Begutachten gebracht hat*: Dieser Name steht nicht auf dem Zertifikat, er wird Außenstehenden nicht einmal verraten, wenn sie beim HRD anrufen. Nur Strafverfolgungsbehörden dürfen die Namen erfragen und auch das führt wahrscheinlich schnell in eine Sackgasse, denn es müsste schon jeder Käufer in der Kette die Zertifikatnummer aufschreiben und wiederum festhalten, an wen er den Stein weiterverkauft hat. Darüber hinaus müsste jeder Käufer der Kette bereit sein, diese Information mit der Polizei zu teilen, die in der Diamantenbranche nicht übermäßig beliebt ist.

5. Kapitel: Der Plan

- *die Stromversorgung von ganz Las Vegas schachmatt setzen:* Den »Pinch«, wie die Gauner ihn nennen, könnte es in dieser Größe und mit dieser Kraft nicht geben. Er verletzt sogar ein fundamentales Prinzip der Physik. Ben Stein: »The Con-Artist Physics of Ocean's Eleven.

Hit Movie Plays Fast and Loose with Nature's Laws«, Inside Science News Service, 8. Januar 2002.

- *bohr- und schweißsichere Ausführung:* E-Mail von Pieter de Vlaam, Manager der Abteilung Erprobung und Zertifizierung bei LIPS/Gunnebo, an den Autor, 2. Mai 2009.
- *der Tresor war mit einem Erschütterungssensor gesichert:* Patrick Peys und Jean-Charles Verwaest, zitiert in *Mega Heist*.
- *wusste ausgerechnet der Mensch am meisten über die Safetür:* Die Aussagen über Paul de Vos beruhen auf einem Interview in dessen Haus in Heist-op-den-Berg in Belgien am 3. Oktober 2008 sowie auf mehreren Telefongesprächen im April und Mai 2009.

6. Kapitel: Sicherungsmaßnahmen

- *Behalten Sie immer im Kopf … völlig ignorieren*: Mark McCloud, Gonzalez de Santos: *The Visual Guide to Lockpicking*, 3. Aufl. (Champaign, Illinois, Standard Publications, 2007), S. 9. Deutscher Titel: *Illustrierte Einführung in die Schlossöffnung*.

7. Kapitel: Mein gestohlener Valentinstag

- *strebte Elio d'Onorio auf das Diamantenzentrum zu*: Die Beschreibung von d'Onorios Treiben im Diamantenzentrum am 10. Februar 2003 beruht vornehmlich auf folgenden Indizien: 1. Das Band des

Überwachungsvideos für diesen Tag wurde beim Einbruch ebenfalls mitgenommen. Die Polizei schließt daraus, dass einer der Diebe an jenem Tag im Diamantenzentrum war. 2. Der Arbeitsauftrag für d'Onorio und seine Visitenkarte lassen schließen, dass es sich um ihn gehandelt hat, der sich an jenem Tag eingeschlichen hat. 3. Die Arbeit am Magnetalarm erfordert viel Zeit, weshalb die Polizei vermutete, dass das Ziel der Mission darin bestanden habe, den Magnetalarm schachmatt zu setzen und eine Videokamera zu verstecken. Patrick Peys, Interviews mit dem Autor in seinem Büro in Antwerpen, 23. und 26. September 2008.

- *Als er im zweiten Untergeschoss die Tür öffnete*: Eine Person, die wir bei unseren Recherchen gesprochen haben, meinte, die Tür des Treppenhauses habe auf dem Tresorgeschoss nur auf der Seite des Vorraums einen Drehknauf gehabt, nicht auf der Treppenhausseite. Das sollte verhindern, dass Unbefugte über die Treppen zum Tresor gelangten. Andere Befragte konnten sich nicht erinnern, ob das der Fall war. Die Autoren konnten nicht klären, was nun stimmt. Sollte es tatsächlich auf der Treppenhausseite keinen Drehknauf gegeben haben, hätte Notarbartolo einfach Klebeband verwenden können, um den Schnapper des Schlosses zuzukleben. Dann hätte man die Tür vom Treppenhaus einfach aufdrücken können. Da diese Tür sich außerhalb des Blicks der Überwachungskamera auf diesem Stock befand, hätte Notarbartolo einfach nur warten müssen, bis sich sonst niemand mehr im zweiten Untergeschoss befand, um die Tür in Ruhe zu

manipulieren. Nach Ansicht der Ermittler steht es außer Frage, dass die Einbrecher die Treppe genommen haben, nicht den Lift.

- *brav das dunkle Foyer aufnahm*: Das war eine weitere Sicherheitslücke. Nach Geschäftsschluss brannten im Tresorgeschoss keine Lichter. Selbst wenn jemand die Monitore überwacht hätte, hätte er also nichts erkennen können, solange die Diebe kein Licht machten.
- *mit beidseitigem Klebeband*: Das Klebeband war, ebenso wie die gekürzten Schrauben, noch da, als die Polizei nach dem Coup die Magnete untersuchte.
- *den Tresor zwei Mal am Tag [besucht]*: Da das Band für Montag gestohlen worden war, weiß die Polizei nicht, ob Notarbartolo an diesem Tag zwei Mal unten war. Doch Dienstag, Mittwoch und Donnerstag hat man ihn je zwei mal auf Band entdeckt. Am Freitag ging er drei Mal. Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005.
- *zog eine Sprühdose … und besprühte die Linse des Bewegungsmelders*: Die Polizei ist sich in diesem Punkt uneinig. Eine Minderheit der Ermittler glaubt, Notarbartolo hätte die Gefahr gescheut, dass der Film auf dem Bewegungsmelder entdeckt werden könnte. Demnach hätte die Turiner Schule erst während des Coups den Bewegungsmelder besprüht. Die Mehrzahl der Ermittler hält es aber für wahrscheinlicher, dass Notarbartolo den Sensor vor dem Coup besprüht hat.

- *der winterlich frühe Beginn des Sabbats*: Der jüdische Sabbat beginnt am Freitagabend bei Sonnenuntergang. Im Winter ist der natürlich früher, was bedeutet, dass der Diamantendistrikt sich an einem Freitagabend im Winter früher leert als im Sommer.
- *durch die engen Gänge*: Die Beschreibung des Brico-Baumarkts in Mechelen beruht auf einem Besuch der Autoren am 3. Oktober 2008.

8. Kapitel: Der Coup des Jahrhunderts

- *nie identifizierte Person*: Im Lauf der Ermittlungen kam die Polizei zu der Vermutung, dass bis zu acht Leute, eventuell noch mehr, in die gesamte Operation verwickelt waren. Patrick Peys, Interview mit dem Autor in seinem Büro, Antwerpen, 23. September 2008.
- *Pietro Tavano fuhr die Diebe zum Diamantenzentrum*: »Die Analyse des Telefonverkehrs zeigt, dass Tavano in Belgien war und zu vier kritischen Zeitpunkten des Einbruchs telefoniert hat. Sie bewies, dass er die Wohnung in der Charlottalei am 15. Februar 2003 um 23:47 Uhr verließ und in den Diamantendistrikt fuhr. Damit war er zweifellos für den Transport ins Diamantenzentrum verantwortlich. Denn um 00:33 Uhr (und danach noch ein paarmal) telefonierte er mit Notarbartolo, wieder von der Wohnung in der Charlottalei aus.« Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005.

- *mit seinem Schwager auf dem Platz in Bahnhofsnähe einen trinken zu gehen*: Seiner Aussage bei der Polizei zufolge verließ Jacques Plompteux das Diamantenzentrum am späten Samstagabend durch die Garage. Bei Hin- und Rückweg nahm er die Tür zu Block C – aus dem gleichen Grund wie die Einbrecher auch: Hätte er seine Karte verwendet, hätte der Computer sein Kommen und Gehen vermerkt, sodass dem Gebäudemanagement aufgefallen wäre, dass er seinen Posten verlassen hatte.

- *Um 00:14 Uhr*: Die genauen Zeiten in diesem Kapitel stammen aus der Rekonstruktion der Polizei aufgrund des Telefonverkehrs und der Telefonpositionen, wie sie im Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005 aufgeführt wurden.

- *erlebte einen weiteren Heureka-Moment, als sie Aufnahmen der versteckten Kamera … ansah*: Dieser Theorie zufolge hat Notarbartolo ein Schließfach im Diamantenzentrum gemietet, sich ein Gefühl für die Sicherheitsmaßnahmen dort verschafft und, ungesehen von den Überwachungskameras, selbst eine kleine Kamera installiert. Sie sah auf die Tresortür, nicht um die Kombination auszulesen, sondern um die Prozedur des Öffnens und Schließens durch die Concierges aufzunehmen. So erfuhr die Turiner Schule, dass die Concierges die Kombination nicht eingaben und diesen Teil der Sicherung überhaupt nicht aktivierten.

- *Die Diebe sackten jedes einzelne Karat ein*: Im Diamantenzentrum saßen zwar einige große

Diamantenunternehmen, doch die meisten Mieter waren kleine Geschäftsleute. Die größeren Unternehmen bevorzugten die sichereren Gebäude der Gegend oder verwahrten ihre Ware in ihren eigenen Büros, mit ihrer eigenen Security.

- *von Kanariengelb bis Cognacbraun*: Je intensiver die Farbe, desto wertvoller der Stein. So wäre ein intensiv grüner Diamant deutlich wertvoller als ein Stein mit leichtem Grünton, der wiederum teurer wäre als ein gleich großer farbloser Diamant. Braun und Gelb sind die häufigsten Farben, deshalb sind Steine mit diesen Tönungen im Allgemeinen weniger wert als farblose Steine. Doch es gibt Diamanten in einer ganzen Palette von Farben, in Rot, Orange, Grün, Blau, Violett, Schwarz, Grau, Braun und Rosa. Bis heute hat die Branche über 300 verschiedene Farbtöne verzeichnet.
- Siehe auch Emmanuel Fritsch: »The Nature of Colors in Diamonds« in: *The Nature of Diamonds* (Hrsg. George Harlow).
- *Plastikverpackungen … ihre Echtheit garantierten*: Außerdem hätte es Zeit erfordert, die Steine alle auszupacken. Da die Daten eines Steines seine Schätzung erleichterten, ließ sich die Beute auch leichter gerecht aufteilen, wenn die Steine verpackt blieben.
- *hätte der Fachöffner gar nicht funktioniert*: Natürlich wäre in dem Fall auch Notarbartolos Fach aufgerüstet worden, wodurch die Bande von dem Problem erfahren hätte. Ihr Fachöffner hätte dann zwar nicht funktioniert, aber vielleicht wäre ihnen ja etwas anderes

eingefallen. Dann hätten sie den Tresor trotzdem ausräumen können.

9. Kapitel: Der Müll des einen ist der Schatz eines anderen

- *»Ich war's doch gar nicht … Bei Jacques weiß ich es nicht«:* Jorge Dias de Sousa, Telefoninterview mit dem Autor, 24. April 2009. Man beachte, dass der andere Concierge bald nach dem Coup nicht mehr für das Diamantenzentrum arbeitete und von den Autoren nicht aufgespürt werden konnte.
- *Zwei Techniker von der Spurensicherung:* Die Beschreibung der forensischen Beweissicherung in diesem Kapitel beruht auf der E-Mail-Korrespondenz des Autors mit Peter Kerkhof, einem der zwei Techniker, zwischen April und Juni 2009.
- *erklärte Paul de Vos … immer die Augen abwende:* Die Schilderung dessen, was de Vos am Tag der Entdeckung des Einbruchs machte, stammt von ihm selbst.
- *Altreifen entdeckt … Opfer eines Verbrechens:* Die Darstellung beruht auf der Schilderung van Camps, was er an jenem Tag gemacht hat, als er den Müll im Wald von Floordambos entdeckte. Die Autoren genossen auch seine geführte Tour zum Müllabladeplatz am 3. Oktober 2008.
- *eine baumbestandene Straße … in das Maisfeld führte:* Zum Zeitpunkt des Coups gab es zwischen geteerter

Straße und Feldweg kein Tor. Erst weiter hinten, zwischen Maisfeld und Wald, stand eines. Später wurde an der Einfahrt ein verschließbares Tor errichtet, um den Grund zu schützen.

- *den Verdacht vom Personal abzulenken:* Der Verdacht, jemand vom Personal könnte verwickelt sein, erwies sich als nicht haltbar. Etliche Menschen sind trotzdem noch argwöhnisch, weil nie sicher geklärt wurde, wie die Diebe das Kombinationsschloss und die massive LIPS-Tür überwunden haben.
- *ebenso wenig Brauchbares:* Ein veröffentlichter Bericht über den Coup erwähnte, dass in Notarbartolos Schließfach eine Packung Diamantenbriefchen, ein kleines schwarzes Samsonite-Köfferchen und ein gelber Notizblock gewesen seien. Jean-Charles Verwaest, De diamantroof van de eeuw, S. 179.

10. Kapitel Beim Stehlen erwischt

- *»Wenn du stehlen willst … erwischt man dich«*: Keith B. Richburg: »Mobutu: A Rich Man in Poor Standing. As He Teeters in Zaire, Questions Mount Over His Wealth«, *The Washington Post*, 3. Oktober 1991. Den zitierten Ausspruch tätigte Mobutu als amtierender Präsident Zaires, und zwar im Mai 1976 auf einer Konferenz seiner Regierungspartei. Ein faszinierendes Buch über die krasse Kleptokratie, über die Mobutu herrschte, ist: *In the Footsteps of Mr. Kurtz. Living on*

the Brink of Disaster in Mobutu's Congo von Michaela Wrong.

- *wand sich eine Reihe von Polizeifahrzeugen durch die kurvigen Straßen*: Ein Großteil der Information zur Durchsuchung von Notarbartolos Anwesen in Trana beruht auf einer Reihe von Interviews, sowohl mündlichen als auch per E-Mail, mit einer Quelle in der italienischen Strafverfolgung, die bei beiden Durchsuchungen anwesend war und ungenannt bleiben will.
- *fuhr er frühzeitig in Haarlem los*: Die Darstellung von Falletis Handlungen am Tag, an dem er und Notarbartolo verhaftet wurden, stammt aus seinem eigenen Mund. Er erzählte die Geschichte den Autoren im September in einer Reihe von Gesprächen in Italien, den Niederlanden und Belgien. Außerdem lehnt sich die Darstellung an »A Chronicle of Criminal Coincidences«, ein unveröffentlichtes Manuskript, datiert auf August 2008, von Jo-Ann Garbutt. Falleti kooperierte mit ihr, um seine Version seiner Verwicklung in den Fall zu schildern. Garbutt war Falletis Freundin nach dessen Scheidung von Judith Zwiep. Die Ermittler der Diamanteneinheit besprachen Falletis Handlungen an jenem Tag ebenfalls mit den Autoren. Außerdem enthielt das Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005 einige relevante Details.
- *fuhr mit dem Lift ins erste Untergeschoss*: Normalerweise werden die Eingangstüren um Punkt 19:00 Uhr verschlossen und die Stahlrollläden heruntergelassen. Vidal konnte das aber nicht wissen und strebte auf den

einzigen Ausgang zu, der normalerweise um diese Zeit noch offen war, an der Garage. Fay Vidal, Interview mit dem Autor, Antwerpen, 28. September 2008.

- *Er trank ein Gläschen Grappa*: Die Polizei fand ein Schnapsglas und eine Grappaflasche an der Spüle der Wohnung. An beidem befanden sich Fingerabdrücke Falletis. Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«.

11. Kapitel: Schachmatt

- *spielte Notarbartolo weiterhin den Part*: Die Schilderung von Notarbartolos Befragung durch Peys beruht auf Peys' Darstellung während zweier Interviews in seinem Büro im September 2008 sowie auf Telefongesprächen und E-Mails, in denen Details geklärt wurden.
- *Bei Falleti hatte die Polizei mehr Glück*: Die Darstellung von Falletis Vernehmungen durch die Polizei und seiner Zeit im Gefängnis beruht auf einer Reihe von persönlichen Interviews mit den Autoren in Italien, den Niederlanden und Belgien im September 2008. Ebenfalls hilfreich war »A Chronicle of Criminal Coincidences« von Jo-Ann Garbutt. Falleti bestätigte die Korrektheit der Darstellung Garbutts den Autoren gegenüber. Zusätzlich führten Prozessakten Details der Vernehmungen auf. Die belgische Polizei bestätigte Details ihrer Interaktionen mit Herrn Falleti.
- *sei er auf die Geburtstagsparty eines Freundes gegangen … zu Hause verbracht*: Falletis Erklärung für diese

Diskrepanz lautete später, seine Frau habe vergessen, dass er auf die Party gegangen sei, weil sie ihn nicht begleitet hatte, sondern daheim geblieben war. Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«.

- *Sie gab an, befürchtet zu haben … beim Ausräumen der Wohnung zu helfen*: Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen am 19. Mai 2005.
- *Von der Straße aus gesehen*: Besuch der Autoren im Gefängnis Antwerpen am 3. Oktober 2008.
- *Blickkontakt mit Falleti auf … ein entschuldigendes Schulterzucken*: Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«.
- *»wegen des Verdachts der Beteiligung an dem Raub festgehalten«*: Andrew Osborn: »Four Held For Record Antwerp Gem Theft«, *The Guardian* (London), 26. Februar 2003.
- *mit Brillantschliff und einem Gewicht von 0,70476 Karat*: Das HRD-Zertifikat des Steins stammt vom 18. Februar 2002.
- *diszipliniert wie gefangen genommene Soldaten … in die Konsequenzen*: Wie sich herausstellte, gab es keine Konsequenzen. Noch Jahre später konnten Polizisten sich über die unerschütterliche Haltung der Brüder angesichts der möglicherweise harschen Behandlung amüsieren. Italiener sind berühmt für ihr Temperament. Auch Polizisten haben Temperament und manchmal können sie sich nicht zurückhalten. Ein Ermittler verriet den Autoren, Marco Notarbartolo sei

»nicht geschlagen worden«, obwohl er die bindende Anweisung missachtete, den Safeinhalt zu bewachen. Das sollte wohl zeigen, dass die Vernehmungsbeamten eine Engelsgeduld ihm gegenüber aufgebracht haben. Vielleicht erkannten sie aus seiner stoischen Haltung, dass selbst Schläge reine Energieverschwendung gewesen wären. Am Ende wurde Marco Notarbartolo nicht einmal der Missachtung der Anweisung angeklagt. Interview mit einer Quelle in der italienischen Strafverfolgung mit Kenntnis des Falls, September 2008.

- *Die heimlich installierten Mikrofone … gescheiterten Bankraub 1997*: Giorgio Ballario: »Il furto del secolo al Diamond Center«, *La Stampa* (Turin), 29. März 2003.
- *Beide Männer leugneten … DNS-Test zu beweisen*: Im Haftbefehl gegen Fontanella und Spurgo schrieb der Staatsanwalt: »Fontanella und andere planen täglich und mit großem Eifer Verbrechen gegen Eigentum … Der Laden dient allein als Treffpunkt, um Verbrechen auszuhecken.« Informationsblatt, von einer Quelle in der italienischen Strafverfolgung zugespielt.
- *im Gefängnis gesessen … Juwelier ausgeraubt*: Giorgio Ballario: »Giovanni Spurgo con altri due complici era inserito nell'elenco dei sospetti del ›colpo del secolo‹ di Anversa«, *La Stampa* (Turin), 10. Mai 2003.
- *Giovanni Poliseri … Creme oder Gel*: Man vermutete auch, dass Poliseri und Scelza ein Haus in Deutschland besaßen. Die Telefondaten verrieten den belgischen Ermittlern, dass einige der Einbrecher nach dem Coup

über Deutschland nach Italien zurückgefahren waren. Sowohl Poliseri als auch Scelza leugneten, Notarbartolo überhaupt zu kennen. Massimo Numa: »I due rapinatori arrestati l'altro giorno in una gioielleria Belga erano nella lista dei sospettati per il colpo al Diamond Center«, La Stampa (Turin), 7. Mai 2003.

- *Doch zwei Monate später … 20 Minuten von Antwerpen entfernt*: ebd.
- *Die Polizei observierte ihn … zur Erbgutanalyse ins Labor*: Information erhalten von einem italienischen Mitglied der Strafverfolgungsbehörden mit Kenntnis des Falls, der um Anonymität bat. September 2008.
- *steckte aber sicherheitshalber … um keine DNS-Spuren zu hinterlassen*: ebd.
- *In diesem geschlossenen Netz kommunizierten sieben »Einheiten«*: Peys verwendete den Ausdruck »Einheiten«, nicht »Personen«, da seiner Behauptung zufolge bis zu acht Täter in den Coup verwickelt gewesen sein könnten. Patrick Peys, Interview mit dem Autor in seinem Büro, Antwerpen, 23. September 2008.
- *Dank dieser Technik … 04:44 Uhr morgens*: Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005.
- *Die Anrufe gingen an Tavanos Prepaid-Handy … in der Wohnung in der Charlottalei:* ebd.

- *Ein Edelsteinexperte in Valenza*: Sein Name lautete Dr. Carlo Cumo. Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005.
- *am betreffenden Samstagabend Dienst hatte*: Die Geburtstagsparty, auf der er gewesen sein wollte, die seine Frau aber nicht erwähnte, war nicht sein Alibi für die Tatnacht, sondern für den nächsten Abend.
- *Aufgrund der Natur des Verbrechens … Bagatelldelikte verhandelt wurden*: Wir verwenden hier die französischen Namen, da das System auf der französischen Bezeichnung beruht. Für Behörden gibt es in Belgien jeweils parallel eine flämische und eine französische Bezeichnung. An den Gerichtshöfen in Antwerpen wurde allerdings flämisch gesprochen und so hätten die Ortsansässigen die flämischen Namen verwendet, nicht die hier erwähnten französischen.
- *DNS-Tests zeigten keinerlei Verbindung*: Die belgische Polizei sandte die DNS von Falleti und Zwiep auch an die britische Polizei zum Abgleich mit Spuren, die bei einem dortigen Coup gefunden worden waren. Die Resultate waren negativ. Patrick Peys, Interview mit dem Autor in seinem Büro, Antwerpen, 23. September 2008.

12. Kapitel: Der Prozess

- »Mann aus Gold«: Giorgio Ballario: »Il furto del secolo al Diamond Center«, *La Stampa* (Turin), 29. März 2003.

- *andere es einen »Anfängerfehler« von »Amateuren« nannten:* Maria Maggiore und Lodovico Poletto, »Nel 2001 Notarbartolo aveva preso in affitto locali dentro il Palazzo dei Diamanti di Anversa«, *La Stampa* (Turin), 28. Februar 2003.
- *Ein dritter schrieb … Robin Hood und seine Getreuen*: Massimo Numa, »I due rapinatori arrestati l'altro giorno in una gioielleria Belga erano nella lista dei sospettati per il colpo al Diamond Center«, *La Stampa* (Turin), 7. Mai 2003.
- *schlug Notarbartolo … der Mafia zu*: Jean-Charles Verwaest: »Recordbuit van 100 miljoen euro bij diamantroof«, *De Standaard* (Antwerpen), 28. Februar 2003.
- *beschrieb ihn als Mann, der nicht nur … mit Drogen und Waffen handelte*: Die Darstellung von *De Standaard*, Notarbartolo gehöre der Mafia an, wurde von Notarbartolos Anwälten und, seltsam genug, von *La Stampa* zurückgewiesen. Als gälte es, die Sache richtigzustellen und Turins Ehre wiederherzustellen, antwortete die italienische Zeitung auf belgische Presseberichte: Die Turiner Schule wende keine Gewalt an und habe nichts mit dem organisierten Verbrechen zu tun. Allerdings hat Notarbartolo Verwandte in der sizilianischen Mafia. Eine Verwicklung der Mafia in den Coup wurde von den Ermittlern zwar für unwahrscheinlich gehalten, aber nie vollständig ausgeschlossen. Jean-Charles Verwaest: »Italiaanse maffia bereidde kraak twee jaar lang voor«, *De Standaard* (Antwerpen), 28. Februar 2003.

- *»aus vielen Gebäuden herausflog«*: Simon Surowicz, Telefoninterview mit dem Autor, 23. April 2009. Die Darstellung von Surowicz' Handlungen in diesem Kapitel beruht auf einer Vielzahl von per Telefon und E-Mail geführten Interviews während des Jahres 2009.
- *Die einstündige Reportage ging fast genau ein Jahr nach dem Coup auf Sendung*: *Primetime Live*, »The Great Diamond Heist«, ABC, 12. Februar 2004.
- *wurden die Täter mit den fiktiven Dieben im Film* Ocean's Eleven *verglichen*: Jay Schadler, der Moderator, zog diesen Vergleich während der Sendung drei Mal. Ebd.
- *Er hatte mittlerweile fast sechs Monate im Gefängnis gesessen*: Der Zeitpunkt der Entlassung war kein Zufall; in Belgien kann der Staat einen Menschen maximal ein halbes Jahr einsperren, wenn er keine zwingenden Beweise gegen ihn hat.
- *Mitte September 2004 … die Anklage aufrechtzuerhalten*: »Zes van zeven verdachten Antwerpse diamantroof naar rechtbank«, *Gazet van Antwerpen* (Antwerpen), 16. November 2004.
- *»absolut keinen Grund … sich dem Prozess entzieht«*: »Parket succesvol in beroep tegen voorlopige vrijlating Notarbartolo«, *Gazet van Antwerpen* (Antwerpen), 16. November 2004.
- *Allerdings verfolgten die Anwälte den Prozess eher als Beobachter*: Finotto beauftragte die belgischen Anwälte Stanislas Le Paige und Pierre Monville, Tavano den

belgischen Anwalt Philippe Carsau, d'Onorio den belgischen Anwalt Patrick Kortleven. Diese Anwälte nahmen verschieden aktiv am Prozess teil und erschienen an manchen Tagen nicht einmal zur Verhandlung. Das bedeutet, dass manche Angeklagte gelegentlich überhaupt nicht anwaltlich vertreten waren.

- *Eventuell abweichende Meinungen … unter den drei Kollegen*: Jean-Charles Verwaest, Interview mit dem Autor im Gerichtssaal, in dem der Prozess vor dem Appellationshof abgehalten wurde. Antwerpen, 30. September 2008.
- *»Natürlich ist er nicht … die Mindeststrafe an«*: *Primetime Live:* »The Great Diamond Heist«, ABC, 12. Februar 2004.
- *»Sollte die Bande tatsächlich … die Höchststrafe fünf Jahre betragen sollte«:* Jan Heuvelmans: »Parket-generaal wil plots geen verwijzing meer voor Zwiep«.
- *»Solist mit der Kalaschnikow«:* Lodovico Poletto: »Libero e ricco il Solista del Kalashnikov«, *La Stampa* (Turin), 15. April 2008.
- *Notarbartolo hatte einen Onkel mit Mafiaverbindungen*: Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«.
- *hatten Notarbartolo auf der Hochzeit von Capizzis Sohn in Palermo fotografiert*: Antonino Falleti, Interview mit dem Autor in Turin, 20. September 2008. Siehe auch Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«. In ihrer Schilderung behauptete Notarbartolo, einen der Anti-Mafiaermittler als den Mann

wiedererkannt zu haben, der ihn in Palermo fotografiert hatte.

- *Notarbartolo aus der U-Haft mit Capizzis Frau telefoniert*: Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«.
- *Capizzi galt … Mafia werden sollte*: Peter Popham: »Mafia Chiefs Seized as They Select Godfather«, *The Independent* (London), 17. Dezember 2008.
- *im belgischen Justizsystem großer Wert … Verurteilten gelegt wurde*: In Belgien bleibt die Information über Strafsachen in aller Regel geheim. Selbst Anwälte haben nicht selbstverständlich Zugang zu Akten, Dokumenten und Protokollen, sobald ein Fall erst einmal gerichtlich abgeschlossen ist, auch wenn sie an dem Fall beteiligt waren.
- *sie würden allein anhand … den Inhalt der Sendung ignorieren*: Natürlich ist es letztlich unmöglich, so etwas vollständig auszublenden, so sehr man das auch versuchen mag. Zu einem Fall in den USA gibt es in dieser Hinsicht ein berühmtes Zitat: »Es ist nicht einfach, das Klingeln einer Glocke zurückzunehmen oder aus dem Verstand einen Eindruck zu entfernen, der sich dort einmal festgesetzt hat.« *State vs. Rader, 62* Or. 37, 40, 124 S. 195f. (1912).
- *»In Abwesenheit vor ein Kriegsgericht gestellt … in Abwesenheit«*: Brendan Behan: *The Hostage* (London, Methuen & Co., 1958), 1. Akt. Diese Version stammt aus Brendan Behan: *The Complete Plays. The Hostage, The*

Quare Fellow, Richard's Cork Leg (New York, Grove Press, 1994), S. 161.

- *Der Besucherraum erinnerte*: Die Beschreibung des Gefängnisses Hasselt beruht auf einem Besuch der Autoren dort, am 22. September 2008.
- *verwarf die oberste Instanz, der Kassationshof, Notarbartolos und Tavanos Revisionsanträge*: Hof van Cassatie auf Vorlage des Hof van Beroep te Antwerpen, Aktennr. P.05.0907.N, unveröffentlichte Auffassung, 4. Oktober 2005.
- *sonst nichts übrig blieb*: Es gab noch den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, doch die Chancen standen äußerst schlecht. Ohnehin handelte es sich nicht um eine Berufungsinstanz, nur um ein Forum, in dem man vorbringen konnte, Belgien hätte Notarbartolos Menschenrechte verletzt.
- *Hochglanzbroschüren für Immobilienprojekte auf den Kapverden*: Man fand sie bei ihm, als er im Zuge seiner Verhaftung am Flughafen Lissabon durchsucht wurde. Patrick Peys, Interview mit dem Autor in seinem Büro, Antwerpen, 23. September 2008.
- *Der europäische Haftbefehl war damals noch relativ neu*: Er beruht auf einem Rahmenbeschluss vom 13. Juni 2002, getroffen vom Rat der Justiz- und Innenminister der Mitgliedstaaten. Er regelt den europäischen Haftbefehl und das Auslieferungsverfahren zwischen Mitgliedstaaten. Rahmenbeschluss Nr. 2002/584/JHA. Das portugiesische Gericht, das über die

Auslieferung d'Onorios zu entscheiden hatte, erklärte zum europäischen Haftbefehl: »Seine Effektivität hängt vom Vertrauen der EU-Mitgliedstaaten in die Entscheidungen ausländischer Gerichtshöfe ab. Sein Ziel, über das sich alle EU-Staaten einig sind, besteht darin, Kriminellen nirgendwo in der EU mehr Zuflucht zu gewähren.« Tribunal da Relação de Lisboa (Appellationsgerichtshof Lissabon) im Abschiebungsfall Elio d'Onorio, Az 2134/2006-5, 11. Juli 2006.

- *zweieinhalb Jahre vor d'Onorios Trip geändert*: »In Portugal etablierte das Gesetz Nr. 65/2003 vom 23.8. die Gültigkeit des europäischen Haftbefehls.« Ebd.
- *»Verletzung des Prinzips … vom Appellationshof verurteilt wurde«*: D'Onorio brachte vor, dies verletze die »Bedingung eines fairen Prozesses nach Vorgaben des Artikels 6 der europäischen Menschenrechtskonvention«. Ebd.
- *die Revisionsanträge d'Onorios und Finottos*: Während d'Onorio in Portugal einsaß, kämpfte er nicht nur gegen seine Auslieferung aus diesem Land, gleichzeitig versuchte ein Anwalt in Belgien, seine dortige Verurteilung anzufechten. Er und Finotto hatten ihre Anwälte angewiesen, sich am ursprünglichen Prozess nicht zu beteiligen. Das Urteil, das am 19. Mai 2005 vom Appellationshof erging, war also gefällt worden, ohne dass die zwei in dem Prozess vertreten worden waren. Beide beschlossen, gegen dieses Urteil vorzugehen und hatten auch Erfolg: Sie bekamen einen zweiten Prozess. Dieses Mal brachten ihre Anwälte sich voll ein, was aber auch

nichts half. Am 16. März 2006 wurden sie ein zweites Mal verurteilt, wieder vom Appellationshof Antwerpen. Das Gericht betonte, die DNS-Beweise, gegen deren Berücksichtigung die Anwälte beider Männer protestiert hatten, nicht zur Urteilsfindung herangezogen zu haben. Selbst ohne die Gen-Spuren, so das Gericht, hätten die Beweise aber für eine Verurteilung gereicht. Die Revision gegen dieses Urteil des Appellationshofs wurde vom Obersten Belgischen Gerichtshof abgewiesen. Hof van Cassatie auf Vorlage des Hof van Beroep te Antwerpen, Az. P 06.0614.N Nr. RC06AV5_1 vom 31. Oktober 2006.

13. Kapitel: Die Beute

- *Viele Gegenstände wurden von niemanden beansprucht*: Es gab mehrere Gründe, warum Gegenstände vom Tresorboden es nie zu ihren Eigentümern zurückschafften: Erstens kam in jener Woche nicht jedes Opfer zum HRD. Zweitens waren manche Dinge einfach unmöglich zu identifizieren, sodass Eigner lieber nichts reklamierten, als irrtümlicherweise etwas zu verlangen, das ihnen nicht gehörte. Drittens könnten einige der nicht reklamierten Gegenstände unrechtmäßig oder auf dem Schwarzmarkt erworben worden sein, um Steuern zu sparen. Die Angst, der Steuerhinterziehung angeklagt zu werden, überwog für manche Opfer des Coups vielleicht den Wunsch, ihr Eigentum zurückzubekommen. Patrick Peys erklärt, es sei nicht ungewöhnlich, dass sich für manche Dinge nach einem

Diebstahl oder Raub niemand fand, der zugeben wollte, dass ihm diese Dinge gehörten. Patrick Peys, Interview mit dem Autor in seinem Büro, Antwerpen, 23. September 2008.

- *Die Liste aller … vermuten lassen*: Aus dem Urteil des Appellationshofs Antwerpen vom 19. Mai 2005.
- *an einen kleinen Hehler verkauft*: Diebe verkaufen ihre Beute normalerweise an Hehler und versuchen nicht, sie auf eigene Faust zu verscherbeln. Dort bekommen sie in der Regel 10 bis 30 Prozent des eigentlichen Wertes, denn gestohlene Güter werden viel billiger gehandelt als legitim erworbene. Siehe auch Tom van Riper: »Holiday Thieving Season«, *Forbes*, 15. November 2006.
- *80 Prozent aller weltweit gefundenen Diamanten gehen über Antwerpen*: »Antwerp World Diamond Center: Strong City, Strong Stone«, online unter hrd.mia.be/index.php?id=20 (angesehen am 5. Juli 2009).
- *Jedes Jahr gehen Steine im Wert von einigen Milliarden Euro durch die Büros*: 2008 verzeichnete der Diamantendistrikt einen Rekordumsatz von über 30 Milliarden Euro. Wichtig: Dabei handelt es sich nicht um den Wert der Exporte, sondern um den Wert der Transaktionen zwischen Diamantären. Philip Claes, Interview mit dem Autor in seinem Büro im AWDC, 22. September 2008.

- *ließen sich gut nach Indien oder China verkaufen*: Rohdiamanten werden oft im indischen Surat geschliffen, wenn sich wegen ihrer geringen Größe ein Schleifen in Antwerpen nicht lohnt. Indische Schleifer verdienen durchschnittlich 20 Rupien (ca. 35 Cent) für jeden bearbeiteten Stein. In der Vergangenheit wurde der indischen Branche vorgeworfen, Kinderarbeit einzusetzen; eine Praxis, die auch heute noch nicht hundertprozentig ausgerottet ist – offenbar sind Kinder wegen ihrer kleinen Hände besonders geeignet, winzige Steine zu bearbeiten. Siehe auch Aravind Adiga: »Uncommon Brilliance. How Did India Come to Dominate the Vastly Lucrative Global Market for Cutting and Polishing Diamonds?« *Times Asia Edition*, 12. April 2004. Siehe aber auch Ranjana Ghosh: »The Hidden Factory. Child Labour in India«, *The South Asian*, 7. März 2005.

Epilog PresseClub Webedition

- *»Ich mag ein Dieb … wahre Geschichte erzählen«*: Joshua Davis: »The Untold Story of the World's Biggest Diamond Heist«, *Wired* (San Francisco), April 2009.
- *Opfer hatten das Diamantenzentrum verklagt*: Anfang 2009 war dieser Streit noch vor Gericht anhängig.
- *Deshalb sprach Boost überhaupt nicht mehr über das Verbrechen*: Interessanterweise schien Boost nichts dagegen zu haben, die Ermittler der Diamanteneinheit anzurufen, wenn sie meinte, auf neue Spuren gestoßen zu sein. Etwa wenn ein Mieter eine wertvolle neue Uhr

oder einen anderen Wertgegenstand hatte. Nach dem Coup misstraute Boost ihren Mietern ebenso sehr, wie sie ihr misstrauten.

- *Zorniger als je zuvor stiefelte van Camp aus dem Gebäude*: Gust van Camp setzte den Coup und seinen Fund in seiner weiter andauernden Kampagne zum Schutz des Waldes von Floordambos ein. Einem belgischen Zeitungsbericht vom Frühsommer 2008 zufolge versuchte van Camp, die Behörden dafür zu begeistern, einen verschmutzten Kanal im Wald trockenzulegen, indem er anklingen ließ, dass die Turiner Schule die weiterhin unauffindbare Beute am Grunde des Kanals versteckt haben könnte. Paul Demeyer: »Ruim deze beek en de diamanten komen boven«, *Het Nieuwsblad*, 31. Mai 2008

- *Zumindest ein weiterer Journalist … ein ähnliches Angebot*: Todd Moss, ein Dokumentarfilmer, dessen Arbeit von amerikanischen Privatsendern ausgestrahlt wird, erzählte den Autoren, es habe »definitiv am Geld gehangen«, dass er kein Interview mit Notarbartolo bekommen habe. Über einen Mittelsmann hatte er 300 US-Dollar geboten, ein Angebot, das freundlich ausgeschlagen wurde. Todd Moss, Telefoninterview mit dem Autor, 16. September 2008.

- *laut kalifornischem Handelsregister unter eben jener Adresse, an der auch Davis wohnt*: Garbutt sandte den Autoren am 8. Oktober 2008 eine E-Mail mit »der Information über die Firma, die versucht, mit Leo einen Deal abzuschließen. Sie heißt underdog inc.« Diese E-

Mail nannte eine Adresse in Santa Monica. Dort hatte ein Premier Business Center seinen Sitz, ein Unternehmen, das Firmen virtuellen Büroraum bietet und Fassaden für Kleinunternehmen. Die Information darüber, wer hinter underdog inc. steckt, stammt von der Website des California Secretary of State, zuletzt besucht am 16. September 2009.

- *Video … auf der Website von* Wired: Das Video war in den Online-Artikel eingebettet. Siehe www.wired.com/ video/trash-foils-diamond- heist/ 15404460001.

- *brüstete Davis sich … zum Sprechen gebracht zu haben*: In einem E-Mail-Briefwechsel in der Woche um den 23. Juli 2009 versicherte der verantwortliche Redakteur bei *Wired*, Mark Robinson, es gebe keinerlei finanzielle Abmachung zwischen Davis und Notarbartolo, kein Versprechen eines Filmdeals und keine Zahlung, abgesehen von einem kleinen Betrag, den Davis Notarbartolo für einige Telefonate, die er vom Gefängnis aus geführt hatte, erstattet habe. Robinson kannte den Inhalt der Gespräche zwischen Davis und Notarbartolo nicht aus erster Hand und verwies die Autoren an Davis, wenn sie Details über die Einigung wollten. Davis antwortete nicht auf unsere Bitte, einen Kommentar abzugeben. Robinson sagte auch, Notarbartolo habe sich bereit erklärt, sich von Davis interviewen zu lassen, weil dieser Französisch spreche und die Geschichte schon seit Langem verfolge. Antonino Falleti erzählte den Autoren aber, dass Notarbartolo sich aus einem anderen Grund bereit erklärt habe, mit Davis zu reden. In einer E-Mail vom 27. Dezember

2008 schrieb er: »Leo war enttäuscht, dass im Anschluss an Ihren Besuch kein Deal zustande kam, doch mittlerweile ist es ihm gelungen, einen unterzeichneten Exklusivvertrag mit Joshua [Davis] abzuschließen, der seinen wirtschaftlichen Interessen entgegenkommt.«

- *Journalisten in Belgien, Italien und den USA*: In Belgien Jean-Charles Verwaest, Interview mit dem Autor in Antwerpen, 30. September 2008. In Italien Lodovico Poletto, Interview mit dem Autor in seinem Büro bei *La Stampa*, Turin, 16. Januar 2009. In den Vereinigten Staaten Simon Surowicz, Telefoninterview mit dem Autor, 29. April 2009.

- *Mit den Autoren … in Kontakt*: Autor Scott Andrew Selby korrespondierte mit Notarbartolo zum ersten Mal im März 2006, während dieser im Gefängnis saß. Zwei Jahre später, am 22. März 2008, kontaktierten Notarbartolos Freunde die Autoren in seinem Namen und arrangierten ein Treffen mit ihm im Gefängnis.

- *»im Dunklen gearbeitet«*: Joshua Davis: »The Untold Story of the World's Biggest Diamond Heist«. Der Artikel verriet nicht, warum die Diebe im Dunklen arbeiteten, nur, warum es ihnen angeblich gelang.

- *unzähligen Widersprüchen zu bekannten Fakten*: Zu den Widersprüchen gehören: Im *Wired*-Artikel konnten die Diebe im Tresorraum keine Handys benutzen, weil es kein Netz gab. Weiter oben im Artikel telefoniert aber ein Ermittler mit Securilink, während er »im Tresorraum steht«. *Wired* behauptet, es sei nur ein Müllsack im Wald von Floordambos abgeladen worden, in

Wirklichkeit hat die Polizei aber vier Müllsäcke sichergestellt. Laut *Wired* fand sich der Delhaize-Kassenbon in Notarbartolos Wohnung, tatsächlich aber lag er im Haushaltsmüll, der bei den Überresten des Coups im Wald von Floordambos gefunden worden war. Laut *Wired* überwanden die Diebe die Sensoren des Tresorraums, indem sie Drähte in der Zwischendecke manipulierten (noch dazu im Dunklen). Doch diese Drähte gehörten nicht zum Sicherheitssystem des Tresors. *Wired* behauptete auch, die Polizei hätte bei der ersten Durchsuchung nach illegalen Waffen die Tür zu Notarbartolos Haus in Trana aufgebrochen. Doch ein bei der Durchsuchung anwesender Polizist verriet den Autoren, dass Marco Notarbartolo den Ermittlern ohne Protest die Tür geöffnet habe.

- *Die Schlosser der Turiner Schule … Doppelbart herstellen konnten*: Professionelle Safeknacker haben eingeräumt, dass das nicht unmöglich ist – doch das Bild hätte perfekt und gestochen scharf sein müssen. Ein kluger Dieb, der einen Schlüssel auf diese Weise nachmachte, würde mehrere leicht verschiedene Exemplare des Nachschlüssels machen, um mögliche Schwankungsbreiten abzudecken. Barry Wels, E-Mail an den Autor, 11. Juli 2009.

- *Tonino Falleti Notarbartolo sehr wohl am Handy erreichte:* Garbutt, »A Chronicle of Criminal Coincidences«. Falletis Aussage ist älter als Notarbartolos Äußerungen Davis gegenüber und zu jenem Zeitpunkt gab es keinen Grund für Falleti, über seine Telefonate mit Notarbartolo an jenem Tag zu lügen.

- *»Wen genau soll diese doofe … schwer zu glauben«:* »Rants« (Leserbeschwerden), *Wired* (San Francisco), Juni 2009, am 22. Mai 2009 online veröffentlicht. Der Brief an den Herausgeber hatte als Absender Dave Millman, San Jose, Kalifornien.
- Variety *berichtete am 16. März:* Dave McNary und Tatiana Siegel: »J.J. Abrams Producing Heist Film; Paramount Pic Based on Wired Article«, *Variety*, 16. März 2009.
- *Filmproduzent J. J. Abrams:* Abrams war die treibende Kraft hinter Hollywoodhits wie Felicity, Alias, Lost, Fringe, Mission Impossible III, Cloverfield und Star Trek (2009). Abrams war auch Gastherausgeber der *Wired*-Ausgabe vom Mai 2009.
- *Dem Hollywood Reporter zufolge:* Jay A. Fernandez und Borys Kit: »Paramount Sets ›Diamond‹ with J.J. Abrams«, *Hollywood Reporter*, 17. März 2009.
- *Davis die Rechte an Notarbartolos Lebensgeschichte erhielt:* Laut dem verantwortlichen Redakteur bei *Wired*, Mark Robinson, änderte das Magazin seine Politik, inwieweit seine Reporter mit ihren Quellen über Filmdeals sprechen dürfen, nachdem die Autoren dieses Buches die Frage nach Davis' Verhalten Notarbartolo gegenüber aufgeworfen hatten: »Es hat hier bei *Wired* interne Diskussionen losgetreten und uns scharf über mögliche Interessenkonflikte nachdenken lassen. In Zukunft, haben wir beschlossen, dürfen Autoren keine Vereinbarungen über mögliche Filmdeals mehr schließen, bevor eine Geschichte abgeschlossen ist.« In

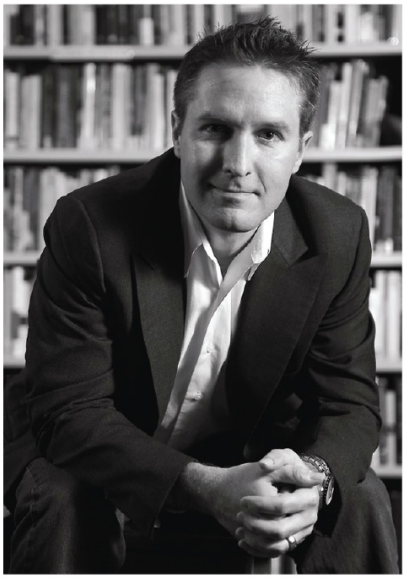
einer späteren E-Mail stellte er klar, er glaube nicht, dass es in dem betreffenden Fall einen Interessenkonflikt gegeben habe. Mark Robinson, E-Mails an den Autor, 29.–31. Juli 2009.

- *ausführender Produzent des zukünftigen Films:* IMDB Pro: »Untitled J.J. Abrams Diamond Heist Project«, online unter pro.imdb.com/title/tt1399110/fullcredits (angesehen am 30. Juni 2009).
- *Am Nachmittag … Namen seiner Frau:* Details über diese Kontrolle und die Konfiszierung der gefundenen Diamanten stammen von einer Quelle in der italienischen Strafverfolgung, die ungenannt bleiben will, den Fall aber kennt. Per E-Mail, Juli und August 2009.
- *ein Vermögen an gestohlenen Diamanten*: Joshua Davis verriet einem belgischen Zeitungsreporter, Notarbartolo behaupte, es gebe kein Vermögen zu genießen, weil die Beute von »20 Millionen Euro« (so Notarbartolo) ihm und seinen Komplizen von unbekannten Tätern gestohlen wurde, als sie sie in einer Wohnung in Mailand hatten. Douglas de Connick: »Dader kraak van de eeuw vrij«, *De Morgen* (Brüssel), 13. März 2009.

DIE AUTOREN

Josefin Widell Hultgren

Scott Andrew Selby hat Abschlüsse der University of California in Berkeley und der Harvard Law School. Er hat außerdem einen Masters-Abschluss in Human Rights and Intellectual Property Law der Universität Lund (Schweden), wo er seine Abschlussarbeit über Diamanten schrieb. Er hat die Lizenz, in Kalifornien und New York Recht zu praktizieren.



Eric Bellamy

Greg Campbell ist ein preisgekrönter Journalist und der Autor von *Blood Diamonds: Tracing the Deadly Path of the World's Most Precious Stones* (dt: *Tödliche Steine*. Hamburg, Europäische Verlagsanstalt, 2003) und *The Road to Kosovo: A Balkan Diary*. *Blood Diamonds* wurde als Hauptquelle für den Oscar-nominierten Film *Blood Diamond* verwendet. Campbells Texte wurden in *The Economist* veröffentlicht, dem *Wall Street Journal Magazine*, dem *Christian Science Monitor* und dem *San Francisco Chronicle*. Er lebt mit seiner Familie in Fort Collins, Colorado.

Besuchen Sie auch die englische Website

www.FlawlessBook.com. Dort finden Sie zusätzliche Informationen über den Diamantencoup in Antwerpen, auf den Recherchereisen gemachte Fotos von wichtigen Orten in Belgien und Italien, die neuesten Nachrichten über den Fall und mehr.